coll. T. L.

Class F800
Book G86

Wanderungen

durch die

Prairien und das nördliche Mexiko.

Von dem Amerikaner

Josias Gregg.

Aus dem Englischen übertragen

von

Gottlob Fink.

Erstes bis drittes Bändchen.

Stuttgart,

Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.

1847.

F800
.G86

233634
16

16-17631

K.m. 8/31/26

Herrn

Thomas Rockhill Esq.

von Philadelphia

widmet dieses Werk

mit aufrichtiger Hochachtung und Dankbarkeit

der Verfasser.

Herrn

Thomas Macklin Esq.

von Philadelphia

nebst dieser Schrift

mit aufrichtiger Hochachtung und Dankbarkeit

der Verfasser.

Vorwort.

Indem ich der Reihe von Werken, die in mehr oder weniger naher Beziehung auf den Gegenstand stehen, mit dem sich die folgenden Bände beschäftigen, ein neues hinzufüge, entgeht es mir nicht, daß der Arbeit, mit der ich vor das Publikum trete, die Umstände nicht sehr günstig sind. Stoffe, welche die Federn von Irving, Murray, Hoffmann und in neuester Zeit von Kendall, der die „texanische Santa-Fe-Expedition" so malerisch geschildert hat, in Bewegung gesetzt haben, mögen wohl so gänzlich erschöpft erscheinen, daß man das Auftreten eines neuen Schriftstellers, dessen Name in der gelehrten Welt ganz unbekannt ist, und der so bescheidene Ansprüche macht, wie ich, daß, sage ich, ein solches Auftreten auf dem nämlichen Felde als ein literarisches Wagniß angesehen werden kann, wofür es weder eine Veranlassung noch eine Entschuldigung gibt. Mit Rücksicht auf diesen vielleicht „vorhergehenden Schluß" darf ich mir wohl gestatten, meinem Buche ein paar rechtfertigende Worte vorauszuschicken, die mir Gelegenheit geben werden, die

Umstände darzulegen, die mir zuerst die Bekanntschaft mit dem Leben auf den Prairien und in Nord-Mexiko verschafften.

Geraume Zeit vor dem Jahre 1831 hatte ich mit verwickelten chronischen Uebeln zu kämpfen, die allen Heilmitteln trotzten, welche der Scharfsinn und die Kunst meiner ärztlichen Freunde mir an die Hand gaben. Diese Kränklichkeit, welche aus den wohlbekannten Verdauungsbeschwerden und andern damit zusammenhängenden Uebeln entsprang, hatte mich endlich in einen solchen Zustand versetzt, daß ich beinahe ein Jahr lang nicht nur jeder geregelten Anstrengung unfähig, sondern auch vor Schwäche kaum im Stande war, meine Wanderungen über die engen Gränzen meines Zimmers auszudehnen In dieser hoffnungslosen Lage riethen mir die Aerzte einen Ausflug in die Prairien zu machen, um durch Veränderung der Luft und der Lebensgewohnheiten, die mit einer solchen Unternehmung verbunden sein würden, die Gesundheit wieder zu erlangen, zu der mir ihre Wissenschaft nicht hatte verhelfen können. Ich fügte mich jener Weisung und begann ohne Zögern die nöthigen Vorbereitungen, um mich an eine jener Frühlingskaravanen anzuschließen, die jährlich aus den Vereinigten Staaten nach Santa Fe ziehen.

Dieser Reise hatte ich zuvörderst die Wiederherstellung meiner Gesundheit zu verdanken, und überdies erweckte sie in mir eine Leidenschaft für das Leben in den Prairien, die nur mit meinem Dasein erlöschen wird. Nach der Beendigung meines ersten Ausfluges betheiligte ich mich als Eigenthümer bei dem Handel nach Santa Fe und blieb es in größerem oder geringerem Maße in den folgenden acht Jahren. In diesem Zeitraume kreuzte ich die Prairien

achtmal, und mit Ausnahme der Zeit, die ich auf dem Hin- und Rückwege zubrachte, verlebte ich den größten Theil dieser neun Jahre in Nord-Mexiko.

Da ich so lange Zeit an dem in diesem Lande und über die Prairien hin betriebenen Handel thätigen Antheil nahm und bedeutende Summen dabei auf dem Spiele hatte, so bin ich mir bewußt, daß mir wenigstens günstigere Gelegenheiten zu Gebote gestanden sind als allen meinen Vorgängern, um über die Gegenstände Beobachtungen anzustellen, von denen ich handle. Es ist jedoch bis jetzt auch nicht einmal ein Versuch gemacht worden, den Ursprung des Handels nach Santa Fe und die Art, ihn zu betreiben, mit einiger Ausführlichkeit darzustellen; ebensowenig weiß man von der frühern Geschichte und dem Zustande der gegenwärtigen Bewohner von Neu-Mexiko, und von den Indianerstämmen, die sich auf den wilden und unbebauten Strichen dieses Gebietes herumtreiben. Ueberdies darf ich meine Leser versichern, daß die meisten meiner Thatsachen, die ich in meiner Skizze über die Naturgeschichte der Prairien und die indianischen Stämme, welche sie bewohnen, anführe, jetzt zum ersten Male veröffentlicht werden. Da ich über diese Gegenstände keine systematische Abhandlung zu schreiben beabsichtigte, so fand ich mich, um mein Buch abzurunden und zu vervollständigen, nicht veranlaßt, weitläufiger auf Dinge einzugehen, die schon von andern Reisenden berührt worden sind, sondern begnügte mich, solche Einzelnheiten und Beobachtungen zur Kenntniß meiner Leser zu bringen, von denen es mir am wahrscheinlichsten war, daß sie ihnen noch neu sein würden.

Ich weiß jedoch recht gut, daß mein Werk sowohl was die Wahl des Stoffes als was die Ausarbeitung

betrifft, weit entfernt ist, jenen Grad der Vollendung zu erreichen, den ihm eine geschicktere Hand verschafft haben würde. Doch hoffe ich, man werde in demselben trotz aller seiner Unvollkommenheiten einige genaue und nicht unwichtige Thatsachen finden, die mein Auftreten als Schriftsteller, für welchen Beruf ich, wie ich gern bekenne, in allen andern Beziehungen nur sehr geringe Fähigkeiten habe, als nicht ganz unberechtigt erscheinen lassen werden.

Dieses Werk ist wesentlich nach einem Tagebuche bearbeitet, das ich von Jugend an zu führen gewöhnt war, und worin ich Notizen über die von mir während meiner Handelsunternehmungen nach Santa Fe angestellten Beobachtungen niederlegte — obschon ohne die entfernteste Absicht, sie je zu dem gegenwärtigen Zwecke zu verwenden. Ueberdies ließ ich keine Gelegenheit vorübergehen, mir über solche Dinge, die außer meinem eigenen Gesichtskreise lagen, von andern zuverlässige Aufschlüsse zu verschaffen. Den auf diese Weise gesammelten Stoff benützte ich hauptsächlich bei der Ausarbeitung des sechsten bis einschließlich des fünfzehnten Kapitels des ersten Bandes, die sich vorzüglich mit der frühern Geschichte von Neu-Mexiko und den Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen seiner Bewohner befassen. Insbesondere erlaube ich mir, Herrn Elisäus Stanley Esq. und den Doktoren Samuel B. Hobbs und David Waldo, deren Namen seit geraumer Zeit mit dem Handel nach Santa Fe auf das Vortheilhafteste verknüpft sind, für ihre Gefälligkeit meinen Dank abzustatten.

Obwohl ich selbst an der Gränze des Indianergebietes aufgewachsen und erzogen worden bin und von Kindheit an mit dem Charakter dieser Stämme vertraut war, so habe ich doch viele Aufschlüsse über diesen Gegenstand manchen verständigen

Handelsleuten, die mit den Indianern verkehren, und andern Gränzbewohnern zu danken, die mir häufig ihre ausgebreiteten Erfahrungen mitgetheilt haben.

Während ich jedoch anerkenne, wie viel ich Andern schuldig bin, nöthigt mich Selbstvertheidigung, in einem einzelnen Falle wenigstens das Eigenthum meiner Feder zu reklamiren, das so glücklich war, in dem Buche eines gleichzeitigen Schriftstellers Platz zu finden. Während der Jahre 1841 und 1842 veröffentlichte ich im „**Daily Advertiser**“ von Galveston und in „**Arkansas Intelligencer**“ mehrere mit „J. G.“ und „G.“ unterzeichne Briefe über die Geschichte und den Zustand des Handels nach Santa Fe u. s. w., von denen ich einzelne Theile in den vorliegenden Bänden einzuschalten, Gelegenheit gehabt habe. Es machte mir nicht wenig Verdruß (während ich mich vielleicht davon hätte geschmeichelt fühlen sollen), als ich in Kapitan Marryats neuem Werke „Monsieur Violet“ lange Stellen dieser Briefe und zwar meistens **wörtlich** abgeschrieben fand, ohne die leiseste Andeutung der Quelle, aus der sie geschöpft worden. Das Publikum ist mit den vielfältigen literarischen Diebstählen, aus denen dieses Buch entstanden ist, bereits so genau bekannt, daß ich meine eigene Beschwerde hier gar nicht angebracht hätte, wenn nicht ohne diese Erläuterung der Wiederabdruck des nämlichen Materials in diesen Bänden, wo häufig die nämlichen Worte gebraucht werden, mich selbst dem Vorwurfe des Plagiats von Seite derjenigen aussetzen würde, welche meine Originalbriefe vielleicht nie gesehen haben oder denen es unbekannt geblieben ist, daß „Monsieur Violet“ eine offenbar mehr für den Altar Merkurs als für jenen Minervas bestimmte Gabe war.

Man hätte mit Fug erwarten können, in meinen geschichtlichen Skizzen über Neu-Mexiko den Zug der Texaner nach Santa Fe im Jahre 1841 berührt zu finden, dessen Ereignisse mit der Geschichte jenes Landes in so enger Verbindung stehen. Ich lehnte es jedoch ab, auf diesen Gegenstand einzugehen; denn ich erwog, daß Alle, die Herrn Kendalls Bericht über jenes unglückliche Unternehmen gelesen, sich nicht versucht fühlen würden, sich in meinem Buche darüber Rathes zu erholen; und daß ich denen, welche dies nicht gethan, keinen bessern Dienst erweisen könnte, als ihre Aufmerksamkeit auf das erwähnte anziehende Werk zu lenken.

Folgendes diene zur Verständigung über die Art, wie ich den Stoff geordnet habe. Damit dem Leser die im Laufe der Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse häufig vorkommenden Beziehungen auf den Handel nach Santa Fe deutlicher seien, habe ich im ersten Kapitel die frühere Geschichte desselben dargestellt. Und obwohl die Ergebnisse meiner Beobachtungen in Nord-Mexiko und auf den Prairien sowohl als an der Gränze zuweilen in die Erzählung verwebt sind, so habe ich sie doch größtentheils in besondern Kapiteln zusammengefaßt und zwar im ersten Bande im sechsten bis einschließlich zum fünfzehnten und im zweiten in den sieben letzten. Dies geschah in der Absicht, um dem Werk größere Gedrängtheit zu verleihen und das Tagebuch so weit als möglich vor Ueberladung mit Einzelnheiten und vor unnöthigen Wiederholungen zu bewahren.

New-York, 12. Juni 1844.

Josias Gregg.

Erstes Kapitel.

Ursprung und allmählige Erweiterung des Handels nach Santa Fe. — Kapitän Pike's Erzählung. — Pursley. — La Lande. — Zug von Mac Knight und Andern. — Glenn. — Becknell. — Cooper. — Leiden Kapitän Becknells und seiner Gefährten. — Erste Hinführung von Wagen. — Oberst Marmaduke. — Feindseligkeit der Indianer. — Gegenbeschuldigungen. — Zunehmende Gewaltthätigkeiten. — Major Rileys Bedeckung. — Wird von den Indianern geneckt. — Schutz der Regierung. — Zusammensetzung einer Karavane.

Der Ursprung des Handels zwischen den Vereinigten Staaten und den nördlichen Provinzen von Meriko scheint sich nicht nachweisen zu lassen, indem er mehr das Ergebniß eines Zufalls als eines planmäßigen kaufmännischen Unternehmens gewesen ist. Eine Reihe von Jahren zog seine Wichtigkeit durchaus keine Aufmerksamkeit auf sich. Wie uns Kapitän Pike erzählt, traf ein gewisser Jakob Pursley nach vielen Wanderungen in den westlich vom Missisippi gelegenen, damals unbekannten Gegenden endlich am Platte-Fluß nahe bei seinem Ursprung im Felsengebirge mit einigen Indianern zusammen und erhielt von ihnen Nachrichten über die Niederlassungen von Neu-Meriko, worauf er in Gesellschaft einiger dieser Wilden aufbrach und 1805 nach Santa Fe hinabwanderte, wo er etliche Jahre verweilte — vielleicht bis zu seinem Tode. Es scheint jedoch nicht, daß er einen

bedeutenden Vorrath von Waaren mit sich führte. Obwohl indessen Kapitän Pike Pursley den ersten Amerikaner nennt, der je seinen Weg durch die Wüsten in die spanischen Provinzen nahm, so erzählt doch der nämliche Schriftsteller, daß ein Kaufmann von Kaskaskia, Namens Morrison, Nachrichten zufolge, welche Trappers durch die Vermittlung der Indianer über jenen abgelegenen Landstrich eingezogen, schon im Jahre 1804 einen französischen Kreolen, La Lande, den Plattefluß mit der Weisung hinauf gesendet habe, bis nach Santa Fe vorzudringen, wenn es irgend möglich wäre. Dem gewandten Kundschafter gelang sein Unternehmen vollkommen; allein über der freundlichen und großmüthigen Behandlung von Seite der Eingebornen vergaß er Vaterlandsliebe und Redlichkeit. Er kehrte weder zu seinen Prinzipalen zurück, noch stattete er über den Ausgang seines Abenteuers Bericht ab. Sein scharfer Verstand durchschaute rasch, welche Vortheile es ihm gewähren könnte, mit diesem „geborgten" Kapital ein eigenes Geschäft anzufangen; dies that er denn auch und blieb dort, nicht allein ohne beläßtigt zu werden, sondern geehrt und geachtet bis zu seinem Tode, der etwa fünfzehn bis zwanzig Jahre darauf erfolgte. Er hinterließ eine zahlreiche Familie und Vermögen genug, um ihm bei seinen Nachbarn den Ruf eines „Rico" zu verschaffen.

Der Handel nach Santa Fe wurde jedoch wenig beachtet bis zur Rückkehr des Kapitän Pike, *) dessen lockende Beschrei-

*) Dieser berühmte Offizier, der später zum Range eines Generals empor stieg und 1813 in der ruhmvollen Schlacht bei York in Oberkanada den Heldentod starb, wurde im Jahre 1806 auf einen Entdeckungszug den Arkansas hinauf geschickt und ihm aufgetragen, bis zu den Quellen des rothen Flusses vorzudringen, die man damals mit jenen des Canadian verwechselte. Kapitän Pike umging indessen den Ursprung des Letztern, überschritt das Gebirge unter unglaublichen Gefahren und Mühsa-

bungen des neuen Dorado sich wie im Lauffeuer durch den Westen verbreiteten. Im Jahre 1812 wurde unter der Leitung

len und nahm mit seiner kleinen Schaar, die blos aus fünfzehn Männern bestand, den Weg zum Rio Del Norte hinab. Da er glaubte, er befinde sich nun am rothen Flusse innerhalb der von den Vereinigten Staaten zu jener Zeit angenommenen Grenzlinie, so errichtete er für seine Gefährten ein kleines Fort, bis das Eintreten des Frühlings im folgenden Jahre ihn in den Stand setzte, seine Wanderung nach Natchitoches hinunter fortzusetzen. Da er aber auf mexikanischem Gebiete und nur sechzig bis achtzig (englische) Meilen von den nördlichen Niederlassungen entfernt war, so wurde seine Stellung bald ausfindig gemacht und eine Streitmacht abgesendet, um ihn nach Santa Fe zu schaffen, was durch einen verrätherischen Kunstgriff ohne Widerstand gelang. Der spanische Offizier versicherte ihm, der Gouverneur habe auf die Nachricht, er sei vom Wege abgekommen, Zugthiere und ein Geleite abgeschickt, um seine Leute und sein Gepäck zu einer schiffbaren Stelle am rothen Flusse (Rio Colorado) zu bringen, und seine Exzellenz wünsche sehr, ihn in Santa Fe zu sehen, das sie auf ihrem Wege berühren könnten. Allein sobald der Gouverneur den Kapitän Pike in seiner Gewalt hatte, schickte er ihn sammt seinen Leuten zum Generalkommandanten nach Chihuahua, von wo er und seine Schaar, nachdem man seine meisten Papiere mit Beschlag belegt, mit einer Bedeckung über San Antonio de Bexar nach den Vereinigten Staaten abgeführt wurden.

Kapitän Pikes Erzählung enthält einen vollständigen Bericht über diesen Zug sowohl vor als nach seiner Unterbrechung durch die Spanier; da jedoch sein Werk selten geworden ist, so wird obige Anmerkung wohl nicht ganz überflüßig scheinen. Zwar glauben und behaupten noch manche heutzutage, der Zug sei mit dem berüchtigten Plane Aaron Burr's im Zusammenhange gestanden; allein der edle und patriotische Charakter des Offiziers, der ihn anführte, erlaubt uns nicht auf eine solche ehrenrührige Vermuthung das geringste Gewicht zu legen.

der Herren Knight, Beard, Gambers, und mehrerer Andern (zusammen etwa einem Dutzend Personen) ein Handelszug ausgerüstet, welcher den Weisungen Kapitän Pikes durch die furchtbaren westlichen Wüsten folgend, endlich wohlbehalten Santa Fe erreichte. Doch diese neuen Abenteurer sollten Prüfungen und Täuschungen erfahren, von denen sie keinen Begriff hatten. Sie glaubten, die Unabhängigkeitserklärung Hidalgos, im Jahre 1810, habe jene ungerechten Beschränkungen gänzlich beseitigt, welche bis dahin jeden fremden Verkehr, der ohne besondere Erlaubniß der spanischen Regierung stattfand, für ungesetzlich erklärt hatten, und waren daher gänzlich unvorbereitet auf die Hindernisse, welche der Despotismus und die Tyrannei den Fremden unaufhörlich in den Weg legt. Sie wußten wahrscheinlich nicht, daß der Insurgentenanführer Hidalgo bereits gefangen und hingerichtet worden war, daß die Königlichen wieder zur Herrschaft gelangt waren, und nun alle Fremden, besonders aber die Amerikaner, mit ungewöhnlichem Mißtrauen betrachtet wurden. Das Ergebniß war, daß die unglücklichen Kaufleute gleich nach ihrer Ankunft als Spione ergriffen, ihre Güter und Waaren in Beschlag genommen, und sie selbst in die Calabozos von Chihuahua gesperrt wurden, wo man die meisten von ihnen während neun Jahren im strengsten Gewahrsam hielt, bis, als die republikanische Partei unter Iturbide wieder zur Gewalt kam, Mc. Knight und seine Gefährten endlich in Freiheit gesetzt wurden. Man sagt, daß es zweien davon schon im Jahre 1821 gelungen sei, in einem Kahne den Canadian hinab nach den Vereinigten Staaten zu gelangen. Die durch diese Männer verbreiteten Erzählungen bestimmten bald Andere, das nämliche Unternehmen zu wagen; unter diesen war ein Kaufmann aus Ohio, Namens Glenn, welcher damals eine für den Handel mit den Indianern bestimmte Niederlassung an der Mündung des Verdigris-Flusses besaß. Dieser bahnbrechende

Kaufmann machte den Umweg den Arkansas hinauf gegen die Gebirge hin, und hatte mit unsäglichen Mühen und Entbehrungen zu kämpfen, bis er endlich mit seiner kleinen Karavane, vor Ende des Jahres 1821 glücklich Santa Fe erreichte.

Im nämlichen Jahre ging Kapitän Becknell von Missuri mit vier zuverlässigen Gefährten durch die entfernteste westliche Prairie nach Santa Fe. Diese unternehmende kleine Schaar war aus der Gegend von Franklin aufgebrochen, und hatte zuerst nur die Absicht mit den Jatan- oder Comanche-Indianern Handel zu treiben; als sie aber zufällig in der Nähe der Gebirge mit einer Gesellschaft mexikanischer Jäger zusammentrafen, ließen sie sich leicht bestimmen, diese nach der neuen Handelsstadt zu begleiten, wo sie trotz der unbedeutenden Waarenvorräthe, die sie mit sich führten, einen beträchtlichen Gewinn machten. Neu-Mexiko hatte nämlich bisher alle seine Bedürfnisse aus den innern Provinzen über Vera Cruz bezogen; aber zu so ungeheuren Preisen, daß gewöhnliche Kalicos und sogar gebleichtes und rohes Haustuch auf nicht weniger als zwei und drei Dollars die Vara oder spanische Elle von dreiunddreißig Zoll zu stehen kamen. Becknell ließ seine Gefährten in Santa Fe und kehrte im nächsten Winter allein nach den Vereinigten Staaten zurück.

Die günstigen Berichte, welche der unternehmende Kapitän brachte, lockten Andere, sich auf diesen Handel einzulassen, und bereits im Anfang des nächsten Mai machte sich Oberst Cooper aus derselben Gegend mit seinen Söhnen und einigen anderen Personen, ungefähr fünfzehn an der Zahl, auf den Weg; sie nahmen etwa für vier bis fünftausend Thaler Waaren mit sich, die sie auf Saumrossen fortschafften, und schlugen geraden Wegs die Richtung nach Taos ein, wo sie ohne irgend einen bemerkenswerthen Vorfall ankamen.

Das nächste Unternehmen des Kapitän Becknell hatte einen

sehr verschiedenen Erfolg. Er brach ungefähr einen Monat nach Oberst Cooper mit nahe an dreißig Gefährten und einem Vorrath verschiedener Waaren, etwa fünftausend Thaler am Werth, von Missuri auf. Da er ein vortrefflicher Waidmann war und den Umweg durch den obern Theil von Arkansas zu vermeiden wünschte, so beschloß er diesmal, nachdem er den später unter dem Namen der Caches (Verstecke) bekannt gewordenen Punkt am Arkansas Flusse erreicht hatte, einen geradern Weg nach Santa Fe einzuschlagen, wobei er kaum oder gar nicht ahnte, welche schauderhafte Prüfungen in der pfadlosen Einöde ihn erwarteten. Ohne einen andern Wegweiser als den gestirnten Himmel und vielleicht einen Taschencompaß trat diese Schaar ihre Wanderung in die ausgetrockneten Ebenen an, die sich vor ihr weit und breit bis zu dem Cimarron-Flusse ausdehnten.

Die Abenteurer setzten ihren Weg fort, ohne daß sie sich Wasser verschaffen konnten, ausser aus dem kärglichen Vorrathe, den sie in ihren Feldflaschen mit sich führten. Da diese Quelle der Erquickung nach zweitägigem Marsche gänzlich erschöpft war, so steigerten sich die Leiden von Menschen und Thieren fast bis zum Wahnsinn, und die Verirrten sahen sich endlich in die grausame Nothwendigkeit versetzt, ihre Hunde zu tödten und die Ohren ihrer Maulthiere abzuschneiden, in der eitlen Hoffnung, ihren brennenden Durst mit dem warmen Blute zu stillen; doch diente dies nur dazu, die lechzenden Gaumen noch mehr zu reizen und die Sinne der Armen in Aufruhr zu bringen. Rasend vor Verzweiflung, den schrecklichen Tod vor Augen, welchem sie kaum mehr zu entrinnen hoffen durften, zerstreuten sie sich in allen Richtungen, um das Element aufzusuchen, das sie in solchem Ueberflusse hinter sich zurück gelassen hatten, allein ohne Erfolg.

Häufig irre geleitet durch den täuschenden Glanz der Luftspiegelung oder der falschen Teiche, mit welchem Namen man die

trügerischen Oasen der Wüste bezeichnet, und ohne zu ahnen, daß sie, wie dies wirklich der Fall war, sich bereits in der Nähe der Ufer des Cimarron befanden, beschloßen sie zum Arkansas zurückzukehren. Aber sie waren dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen und würden in diesen ausgetrockneten Gegenden ohne Zweifel den Tod gefunden haben, wenn nicht einige aus der Karavane, gerade als die letzten Strahlen der Hoffnung vor ihrem Blicke verschwanden, einen Büffel erblickt hätten, der mit einem von Wasser angeschwollenem Bauche eben vom Flusse herkam. Der arme Eindringling wurde sogleich niedergemacht und aus seinem Magen ein stärkender Trank gezapft. Ich habe seitdem einen Theilnehmer an diesem Zuge erzählen gehört, daß nie etwas über seine Lippen gekommen sei, was ihm so köstlich schmeckte, als der erste Schluck dieses schmutzigen Getränkes.

Dieser Beistand der Vorsehung setzte einige der kräftigsten Männer der Gesellschaft in den Stand, den Fluß zu erreichen, wo sie ihre Feldflaschen füllten und dann ihren Gefährten zu Hülfe eilten, von denen sie mehrere auf dem Boden liegend und jeder weiteren Anstrengung unfähig fanden. Allmählig erholten sich jedoch alle so weit, daß sie ihre Wanderung fortsetzen konnten; und es gelang ihnen endlich ohne fernere Beschwerde Taos (sechzig bis siebzig Meilen nördlich von Santa Fe) zu erreichen, indem sie einige Tage lang dem Laufe des Arkansas folgten und so die trockenen Landstriche vermieden, die ihnen so viel Leiden verursacht hatten. Obwohl Reisende seitdem in der nämlichen Wüste von Durst sehr viel auszustehen gehabt haben, so hat man doch in der Folge, nachdem die Topographie des Landes besser bekannt geworden ist, von dergleichen schauerlichen Unfällen nichts mehr gehört.

Von diesem Zeitpunkte, dem Jahre 1822 an, schreibt sich der wirkliche Anfang des Santa Fe-Handels her. Das nächste bemerkenswerthe Ereigniß seiner Geschichte ist der erste Versuch,

bei diesen Zügen sich der Wagen zu bedienen. Dieser wurde 1824 von einer ungefähr aus achtzig Personen bestehenden Gesellschaft von Kaufleuten gemacht, unter denen sich mehrere einsichtsvolle Männer aus Missuri befanden, deren überlegener Gewandtheit und unerschrockener Energie das Unternehmen den günstigsten Erfolg zu verdanken hatte. Einige aus der Gesellschaft hatten ihre Waaren auf Maulesel geladen: die Andern besaßen fünfundzwanzig Räderfuhrwerke, worunter ein oder zwei starke Frachtwagen, zwei Karren und die übrigen Dearbornwagen — und der Gesammtwerth des Waarenvorrathes belief sich auf fünfundzwanzig bis dreißigtausend Dollars. Oberst Marmaduke, der jetzige Gouverneur-Stellvertreter von Missuri, hat die Gefälligkeit gehabt, das Tagebuch, welches er auf dieser ereignißreichen Reise führte, zu meiner Verfügung zu stellen; allein Mangel an Raum nöthigt mich, die mancherlei anziehenden und überraschenden Vorfälle zu übergehen, die es enthält. Es genüge hier zu erwähnen, daß die Karavane mit weit weniger Schwierigkeiten Santa Fe erreichte, als von einem ersten Versuche mit Räderfuhrwerken vorausgesetzt werden konnte. Der Weg scheint in der That weniger Hinderniße dargeboten zu haben als irgend eine Straße von gleicher Länge in den Vereinigten Staaten.

Erst mehrere Jahre nach diesem Versuche begannen sich Abenteurer mit bedeutenden Kapitalien beim Santa Fe-Handel ernstlich zu betheiligen. Da die frühern Handelsleute von den Indianern nur selten Belästigungen erfahren hatten, so durchwanderten sie die Ebenen meistens in gesonderten Abtheilungen, und die Einzelnen führten fast nie für mehr als zwei bis dreihundert Dollars Waaren mit sich. Allein diese friedliche Periode dauerte nicht lange; und es ist Grund zur Besorgniß vorhanden, daß die Kaufleute nicht immer von der Schuld frei zu sprechen waren, Veranlassung zu den grausamen Feindseligkeiten

gegeben zu haben, die in spätern Jahren erfolgten. Manche schienen die heilsame Lehre zu vergessen, daß sie nicht selbst zu Wilden werden sollten, weil sie mit Wilden verkehrten. Statt mit den wenigen, die friedlich und ehrlich blieben, freundschaftliche Berührungen zu unterhalten, gab es gelegentlich immer Leute, die aufgelegt waren, kaltblütig jeden Indianer zu tödten, der in ihre Hände fiel, blos weil Glieder ihres Stammes gegen sie selbst oder ihre Freunde irgend eine Gewaltthätigkeit verübt hatten.

Seit dem Anfange dieses Handels nahmen die heimkehrenden Handelsleute mit dem Gewinn ihres Unternehmens, welcher theils in baarem Geld, theils in Pelzwerk, Büffelhäuten und Thieren bestand, ihren Rückweg durch die Ebenen. Diese vereinzelten Schaaren würden zuweilen von den plündernden Indianern angefallen worden sein, waren sie jedoch gut bewaffnet und entschlossenen Muthes, so fiel es ihnen nicht schwer die Wilden zu überreden, sie ungestört ziehen zu lassen; denn wie Herr Storrs in seiner durch Oberst Benton dem Senate der Vereinigten Staaten im Jahre 1825 vorgelegten Eingabe ganz richtig bemerkt, sind die Indianer stets zu gütlicher Ausgleichung geneigt, wenn sie finden, daß sie nicht rauben können, ohne das Leben ihrer Krieger aufs Spiel zu setzen, was sie selten wagen, ausgenommen aus Rache oder im offenen Kriege.

Ganz anders verhielt es sich mit denjenigen, welche sich sorglos oder nachläßig, ohne genügenden Waffenvorrath in die wilden Prairien wagten. Man erzählt, daß im Jahre 1826 eine kleine aus zwölf Männern bestehende Abtheilung, die sich am Cimarron-Flusse gelagert hatte und nur mit vier brauchbaren Flinten versehen war, von einer Schaar Indianer (vermuthlich Arrapahoes) besucht wurde, die sich zuerst sehr freundschaftlich und wohlwollend zeigten. Als sie den schlechten Vertheidigungszustand der Reisenden sahen, gingen sie fort, kamen aber bald

wieder, etwa dreißig an der Zahl zurück, alle zu Fuß und jeder mit einem Lazo bewaffnet. Der Anführer erklärte nun den Amerikanern, daß seine Leute vom Gehen müde seien und Pferde haben müßten. Da jeder Widerstand Thorheit gewesen wäre, erklärten die erschrockenen Kaufleute, wenn für jeden von ihnen ein Pferd genüge, so möchten sie gehen und sie einfangen. Die Wilden thaten dies auch sogleich; da sie aber ihr Begehren so bereitwillig erfüllt sahen, hielten sie zusammen Rath — und forderten nun zwei für jeden. „Gut, nehmt sie!" war die befriedigende Antwort der unglücklichen Leute — worauf die Indianer die Pferde bestiegen, deren sie sich schon bemächtigt hatten, die Lazos über ihren Köpfen schwangen, mit einem furchtbaren Geschrei über die Heerde herfielen, und die ganze Caballada von etwa fünfhundert Stück Pferden, Maulthieren und Eseln als Beute wegtrieben.

Im Herbste des Jahres 1828 waren die Handelsleute auf ihrer Heimreise noch unglücklicher; denn die Indianer hatten während der Zeit die Waaren, welche die Rückkehrenden mit sich führten, richtiger schätzen gelernt. Zwei junge Männer, Namens Mac Nees und Monroe, welche sich sorglos am Ufer eines Flusses — der seitdem unter dem Namen Mac Nees's Fluß bekannt ist — zum Schlafen niedergelegt hatten, wurden Angesichts ihrer Karavane, und vermuthlich mit ihren eigenen Flinten erschossen. Die herbeigeeilten Gefährten fanden Mac Nees leblos, und den Andern in den letzten Zügen. In diesem Zustande trugen sie Nees noch vierzig Meilen weit bis zum Cimarron-Fluß, wo er starb, und nach den Gebräuchen der Prairien begraben wurde. *)

*) Diese Leichenbegängnisse sind sehr kurz und einfach. An einem schicklichen Orte gräbt man ein Grab, legt den Körper ohne weiters in den Kleidern, die er trägt, hinein; eine Decke ver-

Gerade als sich die Begräbnißfeierlichkeit ihrem Schlusse näherte, zeigten sich am jenseitigen Ufer des Cimarron etwa sechs oder sieben Indianer. Einige von der Gesellschaft schlugen vor, sie zu einer Unterredung einzuladen, während die Andern racheglühend den Wunsch äußerten, sogleich auf sie zu schießen. Diese Indianer waren aber wahrscheinlich nicht nur unschuldig an der begangenen Unthat, sondern wußten nicht einmal etwas davon, sonst hätten sie es wohl schwerlich gewagt, sich der Karavane zu nähern. Ihr scharfes Auge bemerkte die feindselige Stellung bald, welche einige aus der Gesellschaft annahmen, und daher wendeten sie sich sogleich um und ergriffen die Flucht. Ein Schuß fiel, welcher ein Pferd verwundete und den Indianer zu Boden warf, der augenblicklich von Kugeln durchbohrt wurde Fast zugleich wurde eine zweite Ladung abgefeuert, welche die übrigen tödtete oder schwer verwundete; nur einer entkam, um seinem Stamme die Nachricht dieses gräulichen Vorfalles zu bringen!

Diese muthwilligen Grausamkeiten hatten auf die Zukunft des Handels die schlimmste Wirkung, denn die erbitterten Kinder der Wüste wurden immer feindseliger gegen die „bleichen Gesichter," gegen die sie in der Folge noch manches Jahr einen grausamen Krieg führten. Gerade diese Gesellschaft mußte einige Tage später schwer büßen. Sie wurden von den wuthentbrannten Gefährten der erschlagenen Wilden bis zum Arkansas verfolgt, wo ihnen etwa tausend Stück Vieh, Pferde und Maulthiere, geraubt wurden. Damit noch nicht zufrieden, überfielen die Indianer einen zweiten etwa aus zwanzig Mann bestehenden Zug, der in einiger Entfernung folgte, tödteten einen davon und

---

tritt die Stelle des Sarges. Das Grab wird gewöhnlich mit Steinen oder Pfählen ausgefüllt als Schutzwehr gegen die gefräßigen Prairien-Wölfe.

nahmen ihnen alle ihre Thiere weg. Die unglückliche Schaar war nicht nur genöthigt, ihren Weg zu Fuße fortzusetzen, sondern jeder mußte noch etwa tausend Dollars auf seinem Rücken bis zum Arkansas tragen, wo sie vergraben wurden, bis man sie sicher nach den Vereinigten Staaten bringen konnte.

Solche wiederholt verwegene Ueberfälle, bestimmten endlich die Handelsleute, die Bundesregierung um ein Geleite von Truppen der Vereinigten Staaten zu ersuchen. Dieses Gesuch wurde genehmiget, und Major Riley erhielt Befehl, die Karavane welche im Frühjahr 1829 sich auf den Weg machte, mit drei Kompagnien Infanterie und einer Kompagnie Scharfschützen bis zu der Chouteau-Insel im Arkansas zu begleiten. Hier machte die Bedeckung Halt, und die Reisenden setzten allein ihren Weg durch die jenseitigen Sandhügel fort. Sie waren kaum sechs bis sieben Meilen vorgerückt, als ein schreckliches Ereigniß sie aufs Neue den Schutz des wackern Majors und seiner tüchtigen Soldaten wünschen ließ. Ein Vortrab von drei Mann, die wenige hundert Schritte voraus ritten und eben abgestiegen waren, um ihren Durst zu löschen, sahen eine Bande von Kiawas, einem der wildesten Stämme, welche die westlichen Prairien unsicher machen, von den ungeheuren Sandhügeln her, die in allen Richtungen zerstreut lagen, auf sie zustürzen. Die drei Männer bestiegen schnell ihre Thiere, aber nur zweien, welche Pferde hatten, war es möglich, die Wagen zu erreichen; der dritte, Namens Lamme, welcher unglücklicher Weise ein Maulthier ritt, wurde eingeholt, getödtet und skalpirt, ehe ihm jemand zu Hülfe kommen konnte. Erschreckt durch die Kühnheit der Indianer, schickten die Handelsleute einen Eilboten an Major Riley, der sogleich die Zelte abzubrechen befahl und so schnell vorrückte, daß die geängstigte Karavane erstaunte, ihn so geschwind bei sich zu sehen. Da die Verstärkung in der Nacht angekommen war, konnten die Indianer nichts davon wissen und würden ohne

Zweifel den Angriff am Morgen erneut, und von den Truppen eine tüchtige Lektion empfangen haben, wenn nicht aus Versehen die Reveille geschlagen worden wäre, worauf sie sich in aller Eile davon machten. Die Bedeckung begleitete die Handelsgesellschaft bis zum Sand-Flüßchen, und da keine Anzeichen von Gefahr mehr vorhanden waren, zog sie sich wieder an den Arkansas zurück, um dort die Heimkehr der Karavane zu erwarten.

Die Stellung des Majors Riley am Arkansas war ernstlichen und unaufhörlichen Gefahren ausgesetzt. Es verging fast kein Tag, ohne daß er durch neue Störungen der räuberischen Indianer belästigt worden wäre. Die Letztern schienen wirklich fest entschlossen zu sein, die Weißen gänzlich aus den Prairien zu vertreiben; und aus Furcht vor den schrecklichen Gräueln, die sie in der Wuth noch begehen könnten, und um des gegenseitigen Schutzes willen vereinigten sich die Kaufleute während manchem folgenden Jahre zu Karavanen. Die Bedeckung unter Major Riley und eine andere etwa aus sechszig Dragonern bestehende, welche Kapitän Wharton im Jahre 1834 befehligte, waren der einzige Schutz, den die Regierung dem Santa Fe-Handel gewährte, bis im Jahre 1843 zahlreiche Bedeckungen unter Kapitän Cook zwei verschiedene Karavanen bis zum Arkansas-Flusse geleiteten.

Von der Bildung und Einrichtung dieser Handelskaravanen werde ich im nächsten Kapitel aus meinen eigenen Erfahrungen sprechen.

Zweites Kapitel.

Stapelplätze des Santa Fe-Handels. — Independence und seine Lage. — Eine Prairienreise als ausgezeichnetes Heilmittel für chronische Uebel. — Reisevorräthe. — Wagen. — Maulthiere und Ochsen. — Die Beladung der Wagen. — Romantische Neigungen der Reisenden. — Abreise. — Sturm- und Wagendecken. — Sümpfe. — Tücke plünderungssüchtiger Indianer. — Council-Grove. — Dichtung und Wahrheit. — Wahlumtriebe auf den Prairien. — Die Einrichtung. — Vergnügungsreisende und Landstreicher. — Pflichten der Wache. — Trachten und Ausrüstung der Gesellschaft. — Holz für die Reise.

Leute, die in der Ferne, namentlich im Norden wohnen, betrachteten gewöhnlich St. Louis als den Stapelplatz des Santa Fe-Handels; diese Stadt war aber in der That nie weder ein Sammelplatz noch ein Zurüstungsort, ausser für kleinere Abtheilungen Handelsleute, die ganz aus der Nähe aufgebrochen waren. Die Stadt Franklin am Missuri, ungefähr hundert und fünfzig Meilen weiter westwärts, scheint wirklich die Wiege unsers Handels gewesen zu sein und sammt verschiedenen benachbarten Städten viele Jahre lang die Mehrzahl dieser wageluſtigen Kaufleute geliefert zu haben. Sogar nach dem Jahre 1831 sind von diesem Mittelpunkte aus noch viele Wagenzüge ausgerüstet worden und aufgebrochen. Als aber gegen das Jahr 1831 die Schifffahrt auf dem Missuri bedeutend zugenommen hatte, und die Vortheile eines der westlichen Gränze näher gelegenen Verladungspunktes unverkennbar waren, indem man nahe an hundert Meilen eines mühsamen Landtransportes über unge-

bahnte und stellenweise schlammige Wege ersparte, wurde die neue Stadt Independence, welche nur zwölf Meilen von dem Indianergebiete und zwei oder drei südlich von Missuri liegt, als der bequemste Ort, bald der Hauptplatz für Verladungen, Ausrüstungen und Abfahrt, was sie seither trotz allem Widerstand geblieben ist. An diesem hübschen Ort, welcher bereits zu einer blühenden Stadt emporgewachsen, finden sich in jüngster Zeit die Abenteurer der Prairien, um entweder dem Reichthum, der Gesundheit, oder dem Vergnügen nachzujagen, gegen den ersten Mai hin ein, weil die Karavanen meistens an einem oder dem andern Tage dieses Monats aufzubrechen pflegen. Hier kaufen sie ihre Reisevorräthe, auch einen Theil ihrer Ochsen, Maulthiere und selbst Wagen ein — beladen alle ihre Fuhrwerke und treffen ihre letzten Vorbereitungen für eine lange Reise durch die Wildniß der Prairien.

Da Independence ein sehr bequem gelegener Ort ist (weil der Missuri vom März bis zum November stets schiffbar bleibt), so wurde es der allgemeine „Einschiffungshafen" für alle Theile des großen westlichen und nördlichen „Prairien-Ozeans." Außer den Santa Fe-Karavanen nehmen auch die Händler und Jäger aus dem Felsengebirge und die Auswanderer nach Oregon ihren Weg durch diese Stadt. Zur Zeit des Aufbruchs ist sie daher voll Lärm und lebendiger Geschäftigkeit.

Unter den Ankömmlingen, die an dieser „Aufbruchsstation" zusammenströmen, findet man außer Handels- und Vergnügungsreisenden gewöhnlich eine Anzahl bleichwangiger Invaliden. Die Prairien sind in der That ihrer Heilkräfte wegen sehr berühmt geworden — ohne Zweifel mit mehr Recht als die von der Mode begünstigtsten Badeorte des Nordens. Sehr viele chronische Krankheiten, besonders Leberleiden, Magenbeschwerden und ähnliche Zustände, werden oft von Grund aus geheilt, was wahrscheinlich der eigenthümlichen Lebensweise und der mit dem

Prairienleben verbundenen regelmäßigen Bewegung, so wie der reinen Luft dieser hochgelegenen, freien Gegenden zuzuschreiben ist. Da ich selbst Invalide war, so kann ich wenigstens, was meinen eigenen Fall betrifft, für die Wirksamkeit des Heilmittels bürgen. Obwohl ich gleich andern kränklichen Leuten geneigt war, mich mit einem bedeutenden Vorrath solcher Bequemlichkeiten zu versehen, die mir für mein Behagen und meine Gesundheit nöthig schienen, so ward ich doch schon nach einem kurzen Aufenthalte in den Prairien inne, daß die meisten dieser außerordentlichen Vorbereitungen überflüßig oder wenigstens sehr entbehrlich waren. Einige Kleinigkeiten, zum Beispiel etwas Thee, Reis, Früchte, Zwieback sind für die ersten vierzehn Tage vollkommen hinreichend, und dann ist der Kranke gewöhnlich im Stande, die Kost des Jägers und des Fuhrmanns zu theilen. Obwohl ich selbst die Reise in einem Wagen antrat, so bestieg ich doch schon vor dem Ablauf der ersten Woche meinen Klepper, und als wir in das Büffelgebiet kamen, nahm ich an der Jagd nicht nur ebenso eifrigen Antheil wie die rüstigsten meiner Gefährten, sondern ließ mir mein Stück Büffelfleisch bei weitem besser schmecken als alle die Leckerbissen, die je ausgedacht worden sind, um die abgestumpfteste Eßlust zu reizen.

Der Mundvorrath jedes Einzelnen beläuft sich für die ganze Reise gewöhnlich auf fünfzig Pfund Mehl, eben so viel Speck, zehn Pfund Kaffee und zwanzig Pfund Zucker, und etwas Salz. Bohnen, Zwieback und ähnliche Kleinigkeiten sind annehmliche Zugaben, werden aber für entbehrliche Luxusartikel angesehen und daher selten unter den Reisevorräthen angetroffen. Wegen des frischen Fleisches verläßt man sich hauptsächlich auf den Büffel, und groß ist die Freude des Reisenden, wenn sich dieses edle Thier zum ersten Male dem Blicke zeigt.

Die Wagen, deren man sich in den Prärien jetzt meistens bedient, werden in Pittsburg verfertigt und gewöhnlich von acht

Maulthieren oder eben so viel Ochsen gezogen. In den letzten Jahren habe ich jedoch viel größere Fuhrwerke im Gebrauche gesehen, die je mit zehn oder zwölf Maulthieren bespannt und mit Waaren im Gewichte von ungefähr fünftausend Pfund beladen waren. In früherer Zeit machte man häufiger von Pferden Gebrauch, da Maulthiere noch nicht in so großer Anzahl vorhanden waren: sobald aber die Mittel zur Herbeischaffung dieser Thiere sich vermehrten, wurde das Pferd nach und nach gänzlich beseitigt und nur gelegentlich zum Reiten und zur Jagd benutzt.

Nachdem Major Riley für die Packwagen der Bedeckung, die man der Karawane von 1829 mitgab, Ochsen verwendet hatte, fand man zur Ueberraschung der Kaufleute, daß sie fast eben so gute Dienste leisteten wie die Maulthiere. Seit dieser Zeit sind ungefähr die Hälfte der Wagen auf diesen Zügen mit Ochsen bespannt worden. Sie haben manche Vorzüge: so ziehen sie zum Beispiel schwerere Lasten als eine gleiche Anzahl Maulthiere, besonders an schlammigen oder sandigen Stellen; allein sie büßen in der Regel an Kraft ein, sobald das Gras der Prairien trockener und kürzer wird, und kommen oft im kläglichsten Zustande an ihrem Bestimmungsorte an. Solche Thiere sah ich in Santa Fe für zehn Dollars das Paar weggeben; obwohl sie in günstigern Jahren zuweilen kräftig genug bleiben, um noch im nämlichen Herbst nach den Vereinigten Staaten zurückgetrieben zu werden. Wenn daher auch der Einkaufspreis eines Gespanns Maulthiere viel größer ist, so ist doch die Einbuße, welche man zuletzt bei denselben leidet, beträchtlich geringer — abgesehen von der Bequemlichkeit, daß man mit ihnen schneller und behaglicher reiset. Die geringere Ausdauer der Ochsen entspringt zum Theil aus der Zartheit ihrer Füße; denn unter den Tausenden, die in den Prairien gereist sind, gibt es nur Wenige, welche sie passend zu beschlagen verstehen. Viele haben zu dem sonderbaren Auskunftsmittel gegriffen, ihre

Thiere mit Moccasins von roher Büffelhaut zu beschuhen, die sehr gute Dienste leisten, so lange das Wetter trocken bleibt aber bei nassem bald durchgelaufen werden. Sogar Maulthiere legen meistens die ganze Reise zurück, ohne beschlagen zu werden, außer wenn ihre Hufe sich sehr erweichen, was alle ihre Bewegungen auf der trockenen Grasfläche so mühsam macht, als gingen sie auf Eis.

Sind endlich die Vorräthe angeschafft und die nöthigen Vorbereitungen planmäßig getroffen, so beginnt der Kaufmann die schwere Aufgabe, seine Wagen zu beladen. Diejenigen, welche ihr Geschäft verstehen, tragen alle mögliche Sorge, die Waaren so zu packen, daß sie durch das Rütteln auf dem Wege nicht aus der ihnen angewiesenen Ordnung gebracht werden. Die Geschicklichkeit, welche sie hierin an den Tag legen, geht so weit, daß man oft nach einer beschwerlichen Reise von achthundert Meilen die Waaren in besserem Stande befunden hat, als wenn sie auf einer ordentlichen Straße fortgeschafft worden wären oder die auf unsern westlichen Dampfbooten übliche Behandlung der Güter erlitten hätten.

Die nächste Schwierigkeit, mit der die Kaufleute zu kämpfen haben, besteht darin, die Thiere abzurichten, welche noch nie eingespannt waren, was oft ungeheure Mühe kostet, obschon man sie für die Prärienreisen im Wesentlichen gar nicht anders schirrt und leitet als auf den Hauptstraßen der Vereinigten Staaten, wenn auch gewisse Reisende in ihren Berichten das Gegentheil behaupten. Den ergötzlichen Beschreibungen dieser Klasse von Schriftstellern nach, wäre man oft versucht zu glauben, dieselben hätten noch nie einen Wagen oder ein Gespann Maulthiere gesehen, oder sie wären gerade zum ersten Male aus dem Weichbild einer großen Stadt gekommen. Die Geneigtheit dieser Büchermacher, Allem was sie gesehen und gehört, einen romantischen Anstrich zu geben, läßt beinahe annehmen, daß sie die

Ueberzeugung haben, eine Darstellung unausgeschmückter Thatsachen könne nie den Beifall der Welt erringen, und ein Werk müsse, um dauernden Werth zu behalten, von Ungereimtheiten und Uebertreibungen wimmeln. In wie ferne eine solche Voraussetzung richtig ist, will ich nicht weiter untersuchen.

Endlich haben Alle in schönster Ordnung den Weg in die weite Prairie angetreten — die mühseligen Vorbereitungen sind vorüber — die tausend Aengstlichkeiten, die aus langweiligen Berathungen und Verzögerungen hervorgingen, überstanden. Der mit der Peitsche knallende Fuhrmann fühlt eine neue Schwungkraft in seiner Seele, die zurückzuhalten ihm unmöglich ist — sogar die Maulthiere spitzen ihre Ohren mit besonders gescheidter Miene, als ahnten sie die Veränderung der Scene, welche bevorsteht. Eintracht und Wohlwollen herrschen überall. Fröhlicher Gesang, Scherzreden und witzige Antworten machen rasch die Runde; und ehe man sich's versieht, hat man das liebliche Independence mit den vielen sich daran knüpfenden Gedanken aus den Augen verloren.

Es war am 15. Mai 1831, an einem der schönsten und klarsten Tage im ganzen Kalender, als unsere kleine Gesellschaft von Independence abreiste. Der allgemeine Sammelplatz, Council-Grove, war unser nächstes Ziel. Es ist gebräuchlich, daß die Handelsleute in einzelnen Abtheilungen bis dahin reisen und sich erst dort zur gegenseitigen Sicherheit und Vertheidigung für den weiten Weg ordnen und vereinen. Hier sollte die Bildung der Karawane stattfinden und der Hauptreiz unsrer Reise beginnen: diesem Orte sahen wir daher alle mit großer Ungeduld entgegen. Die Reise dahin zeichnete sich durch keine bemerkenswerthen Ereignisse aus. Da die Wagen vorausgegangen waren und wir in einem leichten Fuhrwerke reisten, so erreichten wir am ersten Tage schon den fünfunddreißig Meilen entfernten Round Grove,

wo wir uns der aus dreißig Wagen bestehenden Nachhut der Karawane anschlossen.

Am folgenden Tage hatten wir einen Vorgeschmack von jenem anhaltenden nebeligen Regen, welcher in dieser Jahreszeit die Gränzprairien so sehr heimsucht. Es begann gegen Abend zu tröpfeln und strömte achtundvierzig Stunden hintereinander ohne Unterlaß herab! und da der Regen von einem stürmischen Nordwestwinde begleitet und unser Lager in der offenen Prairie aufgeschlagen war, wo sich im Umkreis einer Meile kein Stückchen nutzbares Holz vorfand, so muß man zugestehen, daß dieser Anfang für kränkliche Leute nichts weniger als lockend war. Ich für meinen Theil wickelte mich, als ich fand, daß der Dearbornwagen, in dem ich mein Lager aufgeschlagen hatte, nichts weniger als wasserdicht war, in eine Decke und lag behaglich zusammengekauert auf einem Haufen Kisten und Ballen unter dem Schutze eines Wagens, wodurch es mir gelang, einer sehr ernstlichen Durchnässung zu entgehen.

Vielleicht ist hier der Ort, zum Besten künftiger Reisenden zu bemerken, daß, um der Fracht gegen die Unbilden des Wetters einen sichern Schutz zu verleihen, auf jeden Wagen ein Paar starker Osnaburg-Decken gebreitet werden sollte, wovon eine breit genug sein müßte, um auf jeder Seite bis zum Boden hinab zu reichen und auf diese Art die Waaren gegen Strichregen zu schützen. Das Unterlassen dieser wichtigen Vorsichtsmaaßregel hat manchen Waarenladungen empfindlichen Schaden zugefügt. Einige zogen es vor, die Außenseite des Wagens mit einem einfachen Ueberzug zu bedecken, den sie ringsherum anhefteten. Besonders auf der Hinreise kann ein paar Mackinawdecken mit Vortheil zwischen die zwei Laken gebreitet werden, und dadurch wird das Dach gegen den heftigsten Sturm wirksam geschützt. Diese Einrichtung hat auch den Vorzug, die Decken in einen vortheilhaften Handelsartikel zu verwandeln, indem sie

die Eigenthümer in den Stand setzt, den Zollbeamten zu entwischen, welche sonst diese Artikel als Schleichwaaren in Beschlag nehmen würden.

Der Sturm ließ jedoch seine Wuth nicht blos an unseren Personen aus. Die ausgespannten Thiere suchten in dem vom Lager ziemlich weit entfernten Gehölze Zuflucht, und da die Fuhrleute nicht Lust hatten, sie während des Regens aufsuchen zu gehen, so fehlte beim Heimtreiben natürlich eine bedeutende Anzahl. Dies ist indessen nichts Ungewöhnliches. Die Reisenden haben in der Regel bei den ersten hundert Meilen vom Verlaufen der Thiere weit mehr Unannehmlichkeiten als später, weil sie von den wilden Indianern, die der Grenze selten auf zweihundert Meilen nahe kommen, keine Gefahr befürchtend, meistens jede Aufsicht unterlassen, obwohl dies gerade die Zeit ist, wo die Thiere der Bewachung am nöthigsten haben. Denn erst nachdem sie einige Wochen auf der Reise sind, beginnen sie sich an die Karawane zu gewöhnen, bei der sie sich dann fast eben so heimisch fühlen als im Viehhof einer Meierei.

Nachdem wir diese Stelle verlassen hatten, begannen die Mühseligkeiten und Wechselfälle unserer Reise in völligem Ernst; denn als wir den unter dem Namen der Narrows bekannten schmalen Rücken erreichten, der das Flußgebiet des Kansas und Osage trennt, kamen wir auf sehr beschwerlichen Sumpfboden. In solchen Fällen kommt es häufig vor, daß ein Wagen bis an die Naben in Schlamm einsinkt, während ringsherum die Oberfläche des Bodens völlig trocken und glatt scheint. Wir mußten oft, um gegenseitig unsere Wagen herauszuziehen, doppelt und dreimal so viel Thiere anspannen und dazu noch alle Hände an die Räder legen, wobei nicht selten die Eigenthümer selber bis an den Gürtel in Schlamm und Wasser sich an die Spitze stellten.

Drei oder vier Tage später, während wir über die Hauptarme des Osage-Flusses setzten, erfuhren wir eine flüchtige Beun-

ruhigung. Wir fanden nämlich auf einer Stange am Wege sehr in die Augen fallend ein Papier befestigt, auf dem angeblich von der Hand des Agenten der Kansas-Indianer geschrieben stand, daß eine Bande Pawnees in der Nähe im Hinterhalt liege! Allein nachdem die erste Aufregung vorüber war, kam die Mehrzahl unserer Gesellschaft dahin überein, daß dies entweder ein Schwank einiger unserer vorausbefindlichen Gefährten oder eine List der Kaws oder Kansas-Indianer sei, die, gleich wie die Osagen, in diesen Prairien herumstreifen und die Karavanen auf dem Wege bestehlen, wenn sie nur im mindesten hoffen können, daß ihre Diebereien Andern zur Last gelegt werden. Sie wagen indessen selten mehr, als sich eines oder des andern verlaufenen Thieres zu bemächtigen, was sie häufig blos in der Absicht thun, für die Rückerstattung desselben an seinen Eigenthümer eine Belohnung zu erhalten. Was die Pawnees betrifft, so wußten die erfahrensten Handelsleute mit Bestimmtheit, daß sie seit dem Beginne des Santa Fe-Handels sich in diesen Breiten nicht haben blicken lassen. Daß unsere Streitkräfte durch siebzehn Wagen verstärkt wurden, die wir am nämlichen Abend einholten, trug aber mehr als irgend etwas Anderes dazu bei, die Besorgnisse der Furchtsamen einzuschläfern.

Am 26. Mai in der Frühe erreichten wir den lange ersehnten Vereinigungsplatz Council-Grove, wo wir uns der Hauptabtheilung der Karavane anschlossen. Damit der Leser nicht etwa unter diesem hochtönenden Namen ein hübsches wohlhabendes Dorf vermuthe, muß ich bemerken, daß Independence der letzte bewohnte Ort war, den wir im Rücken ließen; und daß daher von den Gränzen Missouris bis zu denen Neu-Merikos nicht einmal eine Indianeransiedlung unseren Blicken begegnete.

Council-Grove liegt etwa hundert und fünfzig Meilen von Independence und besteht aus einem ungefähr eine halbe Meile langen Waldstreifen der verschiedenartigsten üppigsten Bäume,

wie Eichen, Wallnüsse, Eschen, Ulmen, Steineichen u. s. w., der sich längs einem kleinen Wasser hinzieht, das unter dem Namen Council-Grove-Flüßchen bekannt und ein Hauptzweig der Neosho ist.

Dieser Fluß wird von dem fruchtbarsten Boden und den schönsten Hochland-Prairien begränzt, die sich sehr gut bebauen ließen: und so ist das Land durchgehends in der ganzen Gegend von hier bis Independence. Alle welche diese herrlichen Gegenden durchreist haben, sehen mit Ungeduld dem Tage entgegen, wo der indianische Rechtstitel auf dieses Land erlöschen und blühende „weiße" Ansiedelungen die Düsterkeit verscheuchen werden, die jetzt in diesem unbewohnten Gebiete herrscht. Viel von diesem fruchtbaren Lande gehört gegenwärtig den Schawnees und andern Gränz-Indianern, ein Theil davon ist aber nie einem Stamme eingeräumt worden.

Es sind von Reisenden häufig Versuche gemacht worden, dem Council-Grove eine Art romantischen Interesses zu verleihen, wovon folgender mährchenhafter Schwank ein ergötzliches Beispiel ist, den ich in einem Briefe finde, der in unsern Zeitungen die Runde machte: „Hier versammeln sich die Pawnee-, Arapaho-, Komanche-Loup- und Eutaw-Indianer, die alle mit einander im Kriege waren, einmal im Jahre und rauchen die Friedenspfeife." Nun ist es aber mehr als wahrscheinlich, daß keine Seele von den meisten der erwähnten Stämme den Council-Grove je gesehen hat. Welche Anziehungskraft jedoch dieser Ort in Folge der an ihn sich knüpfenden geschichtlichen oder erdichteten Umstände auch haben mag, Eines ist gewiß — daß der Neuling gerade hier sich in der Mitte von lauernden Wilden zu befinden glaubt. Diese eingebildeten Besorgnisse sind stets eine Quelle großer Belustigung für den Veteranen, der kein Bedenken trägt, mit einem einzigen Wagen und einem oder zwei Gefährten oder sogar allein vom Arkansas nach Independence zu reisen.

Die Thatsachen, denen dieser Ort seine Benennung verdankt,

sind einfach folgende. Die Herrn Reeves, Sibley und Mathers, welche im Jahre 1825 von den Vereinigten Staaten beauftragt wurden, von den Gränzen Missouris bis Santa Fe eine Straße abzustecken, trafen an dieser Stelle mit einigen Haufen Osagen zusammen, mit denen sie einen Vertrag abschloßen, durch welchen sich die Indianer verpflichteten, alle Bürger der Vereinigten Staaten und Merikos unbeläſtigt ziehen zu lassen und überdies den nach Santa Fe Handelnden, Beistand zu leisten; wofür ihnen eine Vergütung von achthundert Dollars in Waaren zugesichert wurde. Bei dieser Gelegenheit gaben die Bevollmächtigten dem Orte den Namen „Council-Grove" (Rath-Hain.)

Obwohl jedoch der von den obengenannten Bevollmächtigten untersuchte Weg theilweise bis zum Arkansas durch aufgeworfene Erdhügel bezeichnet wurde, so scheint er doch den Reisenden von geringem Nutzen gewesen zu sein, die fortwährend der Spur früherer Wagenzüge folgten, welche jetzt die bestimmte Straße bis zur Gegend des kurzen „Büffelgrases" bildet.

Alles erwogen, ist die Benennung „Council-Grove" vielleicht die passendste, welche diesem Orte beigelegt werden konnte; denn wir hielten dort einen großen Rath, worin die bezüglichen Ansprüche der verschiedenen Bewerber um Aemter erwogen, Anführer gewählt und ein Regierungssystem festgesetzt wurde — wie es bei diesen gemischten Karavanen herkömmlich ist. Man hätte meinen sollen, daß Wahlumtriebe und Parteigeist kaum so weit in die Wildniß dringen würden: dennoch war es so. Sogar in unserer kleinen Gemeinde hatten wir „Stellenjäger" und ihre „politischen Anhänger," ganz so eifrig und anhänglich wie irgend welche aus der modernen Schule der Politiker mitten in der Civilisation. Nach langem Hader und Wortgezänke fanden es indessen alle Bewerber räthlich, sich zurückzuziehen, und ein Herr, Namens Stanley, der das „Amt" weder gesucht noch gewünscht hatte, wurde einstimmig zum „Hauptmann der Karavane" aus-

gerufen. Die Gewalt dieses Beamten wurde durch keine „konstitutionelle Verfügung“ begränzt und war deßhalb schwankend und unbestimmt: da seine Befehle blos als Gesuche betrachtet werden, so befolgt oder vernachläßigt man sie je nachdem es die Laune der Untergebenen mit sich bringt. Es muß aber bemerkt werden, daß man vom Hauptmann erwartet, er werde während des Tages den Reisezug ordnen und den Lagerplatz für die Nacht bestimmen und daß ihm manche andere Obliegenheiten allgemeiner Art zukommen, deren Ausübung sich gefallen zu lassen die Gesellschaft für gut findet. Wie wenig seine Befehle in dringenden Fällen beachtet werden, damit will ich den Leser auf dem gleichen Wege bekannt werden lassen, auf dem ich es selbst erfuhr, nämlich durch die Beobachtung der Art, wie sie sich im Verlaufe der Reise kund gaben.

Zunächst kommt die Hauptaufgabe der Organisation. Zuerst werden die Handelsleute durch eine „Proklamation“ aufgefordert, ein Verzeichniß ihrer Leute und Wagen aufzunehmen. Die letztern werden gewöhnlich in vier Abtheilungen getheilt, besonders bei großen Karavanen — die unsrige bestand etwa aus hundert Frachtwagen, *) nebst einem Dutzend Dearborns und andern kleinen Fuhrwerken, zwei kleinen Geschützen (einem Vier- und einem Sechspfünder) jedes auf einem eigenen Karren. Jeder dieser Abtheilungen wurde ein „Lieutenant“ beigegeben, dessen Pflicht es war jede Schlucht und jedes Flüßchen in Augenschein zu nehmen, die besten Uebergänge zu wählen, und das zu beaufsichtigen, was man in der Prairiensprache, das Abstecken des Lagers nennt.

Beim Appel ergab es sich, daß wir eine streitbare Macht von nahe an zweihundert Mann hatten, die Kranken und andere

*) Die Hälfte dieser Wagen wurde von Ochsen, die übrigen von Maulthieren gezogen. — Der Waarenvorrath der ganzen Karavane betrug gegen 200,000 Dollars.

Untaugliche abgerechnet, die natürlich dienstfrei waren. Unerfahrene Reisende scheuen nichts so sehr als den Wachdienst. Was aber immer der Stand oder das Geschäft des Betreffenden sein mag, nichts kann ihn von dem „Gewohnheitsrecht der Prairien" entbinden. Der Lustreisende und der sorglose Landstreicher sind in der nämlichen Klasse — sie müssen alle der Reihe nach ihren Wachdienst thun. Zu jeder Karavane gesellt sich gewöhnlich eine Art eleganter Müssiggänger, die stets ihren Witz in Bereitschaft haben, um sich auf Kosten Anderer die langweiligen Stunden zu verkürzen. Auf diesen „Lustfahrten" führen sie ein wohlfeiles Leben; denn die gastfreundlichen Kaufleute verweigern selten, selbst einem herumstreichenden Gefährten ohne Geld, einen Platz am gemeinschaftlichen Tische. Dafür erwarten sie aber auch von diesen müssigen „Attaches" wenigstens gute Wachdienste. Es wird keinem ein Ersatzmann gestattet, wie dies oft beim Militär der Fall ist, denn wer neben seinem eigenen Dienst noch den eines Andern versehen wollte, würde kaum gegen die Gefahren der Prairien wachsam genug sein. Sogar der Kränkliche muß unzweideutige Beweise seiner Untauglichkeit anführen können, oder er hat Glück, wenn die Entschuldigung angenommen wird. Ich meines Theils stand zwar auf der „Krankenliste," und obgleich die Prairien-Wache feststehen und dem stärksten Sturme trotzen muß (denn gerade dann ist die schärfste Aufsicht nothwendig), so erinnere ich mich doch nie, auch nur einmal während der ganzen Reise meinen Posten versäumt zu haben.

Gewöhnlich sind acht auf der Wache, wovon jeder ein Viertheil der Nachtzeit, eine Nacht um die andere, auf dem Posten steht. Bei kleinen Abtheilungen wird diese Zahl gewöhnlich vermindert; während die ganz kleinen Gesellschaften sich oft um ihrer Sicherheit willen genöthiget sehen, die halben Nächte auf den Posten zu stehen. Bei großen Karavanen ernennt der

Hauptmann gewöhnlich acht „Wachsergeanten," deren jeder dieselbe Anzahl Leute unter seinem Befehle hat.

Das mannigfaltige Aussehen unserer Gesellschaft, die aus Männern jeder Klasse und jedes Standes bestand, und sogar mit einigen Stellvertreterinnen des schönen Geschlechtes vermischt war, hätte für den Pinsel eines Künstlers einen prächtigen Stoff geben können. Es mag vielleicht etwas sonderbar erscheinen, daß sich Frauen unter so ungünstigen Vorbedeutungen in die Prairien wagen. Diejenigen, welche uns begleiteten, waren von einer spanischen Familie, die im Jahre 1829 durch einen Beschluß des merikanischen Kongresses verbannt, nun, nachdem derselbe aufgehoben worden war, wieder in ihre Heimat zurückkehrten. Zu andern Zeiten machten Frauen oft die Reise durch die Prairien nach Santa Fe, wie z. B. zwei mir bekannte französische Damen, die jetzt in Chihuahua leben.

Man kann sich nur einen unvollkommenen Begriff von dem abenteuerlichen und buntscheckigen Aussehen der Karavane machen, wenn man nicht ein Bild der Trachten der verschiedenen Mitglieder vor sich hat. Das eleganteste Kleid in den Prairien ist der Barchentrock des städtischen Kaufmanns mit einer Menge Taschen, um allerlei „Nebenbedürfnisse" zu versorgen. Dann kommt der Hinterwäldler mit seinem halbwollenen oder ledernen Jagdhemd — der Landwirth in seinem blauen Zeugrocke — der Fuhrmann in seiner Flanell-Aermelweste — die nebst einer Menge anderer der verschiedensten Trachten das Gemälde beleben.

Die Feuergewehre bilden ein ebenso anziehendes Durcheinander. Der Gränzjäger hängt fest an seiner gezogenen Büchse, und nichts könnte ihn bestimmen, was er verächtlich eine „Streubüchse" nennt, zu tragen. Der Waidmann aus dem Innern rühmt mit der nämlichen Ueberzeugung seine doppelte Vogelflinte. Diese ist für eine solche Reise ohne Widerrede die zweckmäßigste Waffe; da eine Ladung Rehposten bei nächtlichen

Ueberfällen (welche am öftesten vorkommen) gewiß wirksamer ist als eine einzelne aufs Gerathewohl hin abgefeuerte Kugel Die „Repetirgewehre" kamen erst kürzlich in Aufnahme in den Prairien und sind gewiß sehr furchtbare Waffen, besonders wenn sie gegen einen unwissenden wilden Feind gebraucht werden. Eine große Menge hatte sich nebenbei noch mit Pistolen und Messern aller Art reichlich versehen, so daß die ganze Gesellschaft einer Räuberbande nicht unähnlich sah.

Während unseres Aufenthalts in Council = Grove, fällten die Arbeiter, wie gewöhnlich, ehe man diese Gegend üppigen Wachsthums verläßt, Holz zu Achsen und andern Ausbesserungen der Wagen; denn von da an findet man auf dem ganzen Wege kein Holz mehr, das sich zu diesem Zwecke verwenden ließe; nicht einmal in den Bergen von Santa Fe fanden wir brauchbares Bauholz. Der Vorrath, den man sich verschafft hat, wird unter die Wagen befestigt, auf welche Weise ein Stamm oft bis nach Santa Fe und manchmal auch wieder zurück gebracht wird.

Drittes Kapitel.

Einspannen. — Der Aufbruch. — Widerspänstigkeit der Maulthiere. — Unterwegs. — Diamond Spring. — Die Eigenheiten der Ochsen. — Die ersten Antilopen. — Büffelheerden und Prairienneulinge. — Ein John Gilpins-Rennen. — Küchenvorbereitungen. — Ein Büffelschmaus. — Eßlust der Prairiereisenden. — Schwierigkeiten bei Flußübergängen. — Neue Beunruhigungen und ihre Ursachen. — Ein wölfischer Streich. — Arkansasfluß. — Schöne Gegend. — Beschaffenheit des Landes. — Seltsame wundärztliche Operation. — Der „Pawnee-Felsen." — Heilsame Wirkung des Schreckens. — Neue Marschordre. — Prairien-Lager und Einrichtung. — Das Einzäunen des Viehes. — Uebergang über den Arkansas. — Große Schlacht mit Klapperschlangen. — Ein Mustangfüllen mit einem Maulthiere im Streit. — „Die Caches." — Ihr Ursprung und Bedeutung ihres Namens.

Die Einrichtung der Karavane und andere Vorbereitungen nahmen uns so viel Zeit weg, daß wir erst am 27. Mai Nachmittags Council-Grove verließen, obgleich die Karavanen der Prairien sonst immer nach einem zeitigen Frühstück aufbrechen. Der wohlbekannte Ruf „Eingespannt! Eingespannt!" ertönte jetzt vom Quartiere des Hauptmanns, und wurde von jeder Abtheilung und jeder zerstreuten Gruppe das Thal entlang wiederholt. Darauf folgt eine Scene der Verwirrung, die man sehen muß, um sich einen Begriff davon machen zu können. Wälder und Thäler wiederhallen von dem ausgelassenen Geschrei der fröhlichen Fuhrleute, welche des Wartens müde und voller Freude, nun aufbrechen zu können, zur lärmendsten Lustigkeit übergehen. Kaum schwenkt der Jockei beim Wettrennen seine

Peitsche mit größerer Lebhaftigkeit, wenn das zauberische Wort „Vorwärts“ ertönt, als diese mit einander wetteifernden Fuhrleute sich beeilen, bei dem aufregenden Rufe „Eingespannt“ ihre Maulthiere anzuschirren. Jeder sucht seinem Gefährten zuvorzukommen, und man ist stolz darauf, zuerst rufen zu können — „Fertig.“

Das lärmende Getümmel welches folgt — das Halloh-Geschrei derjenigen, welche die Thiere einzufangen suchen — die Ausrufungen, welche die störrischen Bestien ihren erzürnten Treibern auspressen — dazu das Geklingel der Schellen — das Geraffel der Joche und Geschirre — das Klirren der Ketten — Alles vereinigt sich um eine geräuschvolle Verwirrung hervorzubringen, die völlig unverständlich wäre, wenn man nicht die Augen zu Hülfe nähme, während diese allein kaum hinreichen würden, die labyrinthischen Bewegungen und den Wirrwarr dieses plötzlichen Aufbruches zu erklären. Es ist manchmal unterhaltend, zu beobachten, wie ein rüstiger Fuhrmann ein Thier rasch auf seinen Posten treibt — wie er mit aller Kraft ein starrköpfiges Maulthier an dem Halfter fortzieht, während sich die Bestie eben so entschlossen dagegen stemmt und keinen Schritt eher vorwärts will, als es ihr selber gefällig ist — wobei ihre ganze Haltung zu sagen scheint: „Nun, nun, es hat keine Eile.“ Ich habe mehr als einmal einen Treiber ein angeschirrtes Thier an ein Halfter binden und auf diese Weise vorwärtsschleppen gesehen, während es mit jedem seiner vier ausgestreckten Füße Furchen hinter sich aufscharrte, bis sein verblüffter Herr und Meister endlich ergrimmt ausrief: „Ein Maulesel bleibt ein Maulesel, was man auch mit ihm anfängt.“

„Fertig!“ hört man endlich einen der Fuhrleute rufen — „Fertig!“ wird zugleich von allen Seiten her erwiedert. „Aufgebrochen!“ schreit im nächsten Augenblick der Hauptmann. Nun gibt das Hih und Hoh der Treiber, das Knallen der Peit-

schen — das Getrampel der Füße — das Knarren der Räder — das Rasseln der Wagen — neuerdings zu ungeheurer Verwirrung Anlaß, die ich nicht weiter zu beschreiben suchen will. „Angeschlossen!" ertönt es aus dem Hauptquartier und die Wagen reihen sich sofort auf der langen geneigten Ebene aneinander, die sich bis zu den Höhen jenseits Council-Grove ausdehnt.

Nachdem wir fünfzehn Meilen Weges zurückgelegt, erreichten wir „Diomond Spring" eine Kristallquelle, die sich in einen kleinen Bach ergießt — bis zu welcher in späteren Jahren Karavanen zuweilen vorgedrungen sind, bevor sie sich ordneten. Ungefähr fünfundzwanzig Meilen weiter übersetzten wir die Cottonwood-Gabel des Neosho, ein Flüßchen, das noch kleiner ist als jenes von Council-Grove, und schlugen sogleich unser Lager im Thale an seinem jenseitigen Ufer auf.

Wenn Karavanen im Stande sind, Abends über einen Fluß zu setzen, so halten sie selten am diesseitigen Ufer, — erstlich, weil er, wenn es bei der Nacht regnen sollte, anschwellen und Aufenthalt und Störung verursachen könnte: dann, weil die Ufer, sollte der Strom auch nach einem Regen den Uebergang erlauben, schlüpfrig und schwierig zum Ersteigen werden. Ein dritter und noch wichtigerer Grund ist, daß die Gespanne, selbst wenn kein Regenwetter eintritt, in „kalten Kummeten" wie die Fuhrleute es heißen — das heißt, frisch angeschirrt, selten so gut ziehen als im Laufe einer Tagreise. Wenn gerade am Morgen ein tüchtiger Ruck gethan werden soll, so nehmen die Fuhrleute manchmal zu dem Auskunftsmittel ihre Zuflucht, einen Umweg auf der Prairie zu machen, bevor es den Hügel hinan geht.

Am Abend, da wir bei Cottonwood gelagert waren, wurden wir in eine plötzliche Unruhe versetzt, die jedoch mehr Lärm machte als daß sie ernstliche Folgen hatte. Man hatte am Bord eines Flusses eine Art Wagenburg gebildet, in welche man das Vieh

größtentheils in seinen Jochen einsperrte; denn obgleich die Fuhrleute den Thieren, wenn sie einmal vollkommen gewöhnt sind, bei Nacht die Joche abnehmen, so läßt man sie doch Anfangs häufig gekoppelt, um der Mühe überhoben zu sein, die widerspänstigen Bestien wieder einzujochen. Gleich nachdem die Nacht angebrochen war, stießen diese Thiere alle zugleich mit einem donnerähnlichen Geraffel und Getöse ihre Joche gegen die den Ausgang versperrenden Wagen, und würden gewiß ohne dieses Hinderniß in die Prairien entflohen und unwiederbringlich verloren, oder wenigstens nur mit der größten Mühe wieder einzufangen gewesen sein. Die Ursache dieses Schreckens wurde nicht entdeckt; aber die Ochsen sind sehr wunderlich, wenn sie von ungewohnten Gegenständen umgeben sind. Zuweilen erschrickt einer über das Klirren seiner eigenen Jocheisen oder das Husten seines Gefährten, und setzt durch einen plötzlichen Sprung die ganze Heerde in Aufruhr. Dies war wahrscheinlich auch jetzt der Fall gewesen; obgleich einige der Aengstlichsten aus der Gesellschaft sogleich vermutheten, die Ochsen hätten einen lauernden Pawnee-Indianer gewittert.

Unser Weg ging fast vierzig Meilen lang durch bloße Prairie — ich könnte in der That wohl sagen, fünfhundert — die schmalen Waldstreifen an den Ufern der Flüsse abgerechnet. Die Antilope der Hochprairien, welche wir jetzt manchmal sahen, findet man oft schon so weit östlich als Council-Grove; und da man schon in der Nähe von Cottonwood auf einige alte Büffel gestoßen war, fingen wir nun an, uns nach diesem wünschbaren Wilde umzusehen. Man erblickt gewöhnlich zuerst ein paar einzelne Stiere, welche mit ihren Kühen und Kälbern die Vorposten der Hauptheerden zu bilden scheinen. Zu Anfang des Frühlings findet man den Büffel viel weiter östlich, als in den übrigen Jahreszeiten, weil dort das lange Gras früher emporschießt als die kurze Weide der Ebenen.

Unsere Jagdhoffnungen sollten sich diesmal bald erfüllen; frühe am zweiten Tage nach unserem Aufbruche von Cottonwood, einige Meilen jenseits des Tückey-Flüßchens, wurden unsere Blicke durch eine etwa aus hundert Büffeln bestehende Heerde erfreut, die in einiger Entfernung vor uns ruhig weideten. Die Hälfte unserer Gesellschaft hatte vielleicht noch nie einen Büffel gesehen (wenigstens in seinem wilden Zustand nicht); und die Aufregung, die der erste Anblick dieser „Prairien-Rinder" unter einer Schaar von Neulingen erregte, übersteigt alle Beschreibung. Alle Reiter sprengten darauf los: einige Fuhrleute überließen ihre Gespanne sich selbst, ergriffen ihre Flinten und folgten der Jagd zu Fuße. Hier ging einer mit seiner Rifle, dort ein anderer mit seiner Doppelflinte — ein dritter mit seinen Halfter-Pistolen — ein Mexikaner vielleicht mit seiner Lanze — ein Anderer mit Pfeil und Bogen — und eine Menge folgte unbewaffnet um des bloßen „Jagdvergnügens" willen — Alles durcheinander — eine wahre John Gilpins-Jagd. Die schnellsten der Verfolger waren bald in der Mitte der Heerde, die gleich einem Flug Vögel, wenn ein Habicht herab stößt, sich nach allen Seiten zerstreute.

Es wurden einige „Rinder" getödtet; und sobald wir unser Lager aufgeschlagen hatten, begannen bei freundlichen Feuern die Vorbereitungen zur Mahlzeit. Die Neulinge waren begierig, diesen Prairienleckerbissen zu kosten, und da wir Alle schon fast einen Monat von unsern eingesalzenen Vorräthen gezehrt, war unser Appetit nach frischem Fleische eben so lebhaft. Die Feuer waren kaum angezündet, als schon ein herrlicher Bratengeruch die Luft erfüllte; während Alle eifrig ihre Kochereien überwachten, und sich zum Voraus an dem guten Geruche erlabten.

Zur Belehrung der Leser, die ohne Zweifel an diesem Gegenstand Antheil nehmen, will ich hier kurz erwähnen, daß das Küchen- und Tischgeschirr der Reisenden gewöhnlich in einem

Kochtopf, einer Bratpfanne, einem Feldkessel von Eisenblech, und einer Kaffeekanne besteht, und jeder Einzelne noch eine zinnerne Tasse und ein Fleischmesser mit sich führt. Wenn die Küchengeschäfte beendet sind, wird die Pfanne und der Kessel auf den Boden gesetzt, Alle lassen sich ringsherum nieder und beginnen ihre fröhlichen Späße, während sie aus ihren schmierigen Händen das wohlschmeckende Fleisch verzehren, und zwar mit einem Vergnügen, wie man es selten an der wohlgedeckten Tafel des vornehmsten und reichsten Mannes empfindet.

Der unersättliche Hunger, welcher die Reisenden in den Prairien überfällt, ist unglaublich, und noch unglaublicher die Menge Kaffee, welche sie trinken. Er ist unentbehrlich bei jeder Mahlzeit — sogar unter der glühenden Mittagssonne wird der Fuhrmann selten unterlassen, seine ungeheure Zinntasse zum zweiten Male zu füllen.

Früh am nächsten Tage erreichten wir den „kleinen Arkansas", welcher trotz seinem hochtönenden Namen weiter nichts ist, als ein fünf bis sechs Yards (englische Ellen) breites Flüßchen, dessen steiles Ufer und schlammiges Bett uns dennoch beim Uebersetzen viel Mühe machte. Bei allen solchen Vorfällen herrscht der Brauch in den Prairien, daß einige Männer mit Aexten, Spaten und Hauen vorausgehen, um die Ufer abzugraben und zeitweilige Brücken zu errichten, damit Alles in Bereitschaft ist, wenn die Wagen ankommen. Eine Brücke über einen Sumpf ist in wenigen Minuten gemacht: man legt Reisholz (am liebsten Weiden, oft muß aber auch langes Gras den Dienst leisten) kreuzweis über einander und bedeckt es mit Erde, worüber oft hundert Wagen sicher wegfahren.

Wir hatten nun die der Gränze zunächst gelegene Stelle erreicht, wo, wie ich glaube, die nach Santa Fe reisenden Kaufleute am häufigsten überfallen worden sind. Hier verlor eine der frühern

Gesellschaften alle ihre Thiere, und war genöthiget, um andere zurück zu senden.

Am folgenden Tage kamen wir an den Cow-Creek, wo sich alle Beschwerden, die wir am kleinen Arkansas zu bekämpfen hatten, wiederholten: aber nachdem man gegraben, eine Brücke geschlagen, mit den Schultern die Räder gehoben hatte, Alles mit der gewöhnlichen Begleitung von Schreien, Fluchen und Peitschenknallen, kamen wir bald glücklich hinüber und lagerten uns im jenseitigen Thale. Wir wurden jetzt öfter beunruhigt. Vor einigen Tagen waren ein paar Leute von einer Heerde Büffel bis zu den Wagen gejagt worden; und diesen Abend hatten wir kaum das Lager aufgeschlagen, als zwei Jäger mit der Nachricht hereinstürzten, daß etwa hundert „Feinde" in der Nähe seien, vielleicht von derselben Art, — wie man nachher allgemein glaubte. Der Aufruhr, den diese schreckliche Neuigkeit hervorbrachte, hatte sich kaum gelegt, als ein Anderer auf schnaubendem Pferde mit dem Rufe heransprengte „Indianer! Indianer! ich bin gerade einigen, die mich bis an das Lager verfolgt, entkommen!"

„Zu den Waffen! zu den Waffen!" erscholl es von allen Seiten — und in dem Augenblick ließ ein Wolf, von dem Geruch bratender Büffelbeine angelockt, ein scheußliches Geheul vom jenseitigen Ufer her ertönen. „Es ist Jemand in Gefahr!" riefen Einige: „Zu Hülfe! zu Hülfe!" schrie der Haufen, und Alle stürzten mit den Waffen in den Händen im größten Tumulte fort — indem sie das Lager ganz unbeschützt ließen; so daß ein Feind, der von der andern Seite gekommen wäre, uns leicht alle Wagen hätte nehmen können. Ehe noch Alle zurückgekehrt waren, traten ein paar Jäger ins Lager, die den Lärmmacher tüchtig auslachten, denn sie selbst hatten ihn bis hierher verfolgt.

Eine halbe Tagreise brachte uns, nachdem wir diesen Lagerplatz verlassen hatten, in das Thal des Arkansas, etwa zweihundert und siebzig Meilen von Independence. Von den nahen

Höhen gewährt die Landschaft einen ergreifenden und malerischen Anblick. Zwischen einer Reihe wellenförmiger, größerer und kleinerer gelber Sandhügel, die sich bis in eine unübersehbare Ferne erstrecken, fließt der majestätische (wenigstens eine Viertelmeile breite) Strom, mit kleinen, grünen, dicht mit Baumwollenbäumen bewachsenen Inseln besäet. Die Ufer sind sehr niedrig und unfruchtbar, mit Ausnahme einiger Baumgruppen, die sich da und dort hinter einem Sumpfe oder Sandhügel verbergen, als fänden sie hier Schutz gegen das Feuer des Prairien, welches größtentheils alles dauernde Wachsthum hindert. An vielen Orten, wo keine Inseln sind, ist der Fluß so gänzlich von allen Bäumen entblößt, daß der gedankenlose Wanderer sich ihm fast bis an den Rand nähern kann, ohne sein Dasein zu ahnen.

Bis hierher haben viele der Prairien ein hübsches, fruchtbares Aussehen, obgleich der Neosho-Fluß — oder Council-Grove — die westliche Einzäunung des wahrhaft reichen und schönen Gränzlandes zu bilden scheint. Bis dahin gleichen die Prairien an Ueppigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens jenen von Missouri, während die ganze jenseitige Gegend viel unfruchtbarer ist — Alles nur kärglich wächst — die freundlichen Blumen selten — und nur wenige geringe Bäume gedeihen: die Flüsse von Council-Grove westwärts sind wirklich mit nichts anderm als Baumwollenholz und etwa hie und da einer Ulme oder Vogelkirschenbaum besäumt.

Wir folgten dem Laufe des Stromes etwa zwanzig Meilen das Thal entlang und erreichten Walnut-Creek, indem wir abermals die Erhöhungen überschritten. Ich habe gehört, daß hier im Sommer des Jahres 1826 eine wundärztliche Operation verrichtet wurde, die, wenn auch nicht kunstgerecht vollzogen, doch den Männern von Fach zu neuem Nachdenken Stoff bieten kann. Wenige Tage, ehe die Karavane diesen Ort erreicht hatte, wollte ein Herr Broadus seine Flinte vorn am Laufe aus dem

Wagen ziehen, und schoß sich die Ladung in den Arm. Der Knochen war fürchterlich zerschmettert, und man rieth dem unglücklichen Manne, sich sogleich den Arm abnehmen zu lassen, weil bei der außerordentlichen Hitze — es war im August — bald der Brand dazu kommen mußte. Aber Broadus weigerte sich hartnäckig, bis er den Tod vor Augen sah. Doch jetzt war bereits der ganze Arm vom Brande ergriffen, und schon zeigten sich über der Stelle, wo er abgenommen werden sollte, einige Flecken. Man hielt ihn für hoffnungslos verloren, seine Gefährten gaben ihn auf und dachten an nichts Anderes, als ihn ins Grab zu legen.

Er wollte sich jedoch, ohne das Aeußerste zu wagen, nicht in sein drohendes Schicksal ergeben, und beredete einige seiner Gefährten, ihm den Arm abzulösen, wozu sie sich auch entschlossen, nur um den Wunsch des Sterbenden zu erfüllen; denn als solcher wurde er betrachtet. Ihr ganzer „Apparat" bestand aus einer Handsäge, einem Fleischmesser und einem großen Eisenstück. Da man die Zähne der Säge für zu grob hielt, machte man sich ans Werk und hatte bald auf dem Rücken eine Reihe feinerer eingefeilt. Das Messer wurde scharf geschliffen, das Eisen ins Feuer gelegt, die Operation begonnen: und in weniger Zeit, als man zur Erzählung bedarf, war der Arm bis auf's Bein zerschnitten, der Knochen zersägt und der ganze Stummel mit dem glühenden Eisen so wirksam gebrannt, daß sich alle Adern gänzlich geschlossen hatten. Nun wurde der Verband umgelegt, und die Gesellschaft setzte ihre Reise fort, als wenn nichts vorgefallen wäre. Der Arm heilte schnell und in wenigen Wochen war der Kranke wieder gesund und munter, und lebt vielleicht noch, um Zeugniß abzulegen von dem Vorzug des glühenden Eisens vor einer Unterbindung der Adern.

Am folgenden Tag ging unser Weg größtentheils durch eine flache Ebene, die gewöhnlich reich an Büffeln ist und sich

vortrefflich zur Jagd eignet. In einer Entfernung von fünfzehn Meilen richtet sich die Aufmerksamkeit der Reisenden auf den „Pawnee-Felsen," dessen Namen sich von einer Schlacht herschreibt, die einst zwischen den Pawnees und einem andern Stamme in seiner Nähe vorfiel. Er liegt an dem auslaufenden Grate eines Hügels und auf seiner Oberfläche sind mit groben, aber lesbaren Schriftzügen zahllose Zeitangaben und Namen der verschiedenen Reisenden, die hier vorüber gekommen, eingegraben.

Wir lagerten bei Ash-Creek, wo wir von Neuem durch „Indianer-Spuren" geängstiget wurden: wir entdeckten nämlich in dem Thale noch glimmende Feuerstätten, und dabei ein paar alte Moccasins (die Fußbekleidung der Indianer), sichere Zeichen, daß die Wilden erst vor kurzem noch hier gewesen waren. Diese beständigen Beunruhigungen waren, wenn auch häufig nur das Ergebniß grundloser und unmännlicher Furcht, doch nicht ohn wohlthuenden Einfluß auf die Gesellschaft. Sie dienten dazu einen fortwährend auf der Lauer zu erhalten, und die Beobachtungsgabe zu schärfen, welche sonst abgestumpft und träge geworden wäre. Bis hierher hatten wir nur zwei Reihen gebildet; nachdem wir aber über die „Pawnee-Gabel" hinaus waren, ordnete sich jede der vier Abtheilungen zu einer besondern Linie, und bei dieser Marschordnung blieben wir bis an die Gränze der Gebirge. Beim Fahren in langen Zügen, wie es bisher bei uns geschehen war, traten oft Stockungen ein; denn jeder Zufall, der einen der vordern Wagen aufhält, hemmt alle folgenden. Wenn man zu vieren neben einander fährt, wird diese Unannehmlichkeit theilweise beseitigt, auch können die Wagen im Falle eines Angriffes schneller in Vertheidigungsstand gebracht werden.

Beim Lagern bilden die Wagen ein Viereck (jede Abtheilung eine Seite), da es, wenn es nöthig ist, zur Einzäunung der Thiere, und als Schutzwehr gegen die Indianer dient. Um diese Viehhürden nicht zu beunruhigen, werden alle Wachfeuer außerhalb

der Wagen angezündet, wo sich auch die Reisenden ihre Betten, die aus Büffelfellen und wollenen Decken bestehen, ausbreiten. Viele begnügen sich auch mit einem einzigen Mackimaw; und wer noch mit einer Büffelhaut versehen ist, den hält man für überflüssig versorgt. Man schläft gewöhnlich im Freien, eben so wohl um im Falle eines Angriffes schneller bei der Hand zu sein, als auch der Annehmlichkeit wegen; denn der reine Himmel der Prairien ist der angenehmste und gesündeste Baldachin. Von den in andern Gegenden so gefährlichen Eigenschaften des Thaues und der Nachtluft merkt man wenig in den Hochebenen: im Gegentheil scheint die reine Abendluft der Gesundheit eher zuträglich als schädlich zu sein. Zelte sind bei diesen Zügen so selten, daß ich bei einer Karavane von zweihundert Mann kein Dutzend gesehen habe. Beim Regenwetter findet der Reisende Obdach unter seinem Wagen, der ihm einen weit sicherern Schutz bietet als ein Zelt; denn, wenn dieses nicht von dem Sturme, der gewöhnlich den Regen in den Prairien begleitet, niedergedrückt wird, so wird doch der Boden darunter bald von Wasser überschwemmt, während bei trockenem Wetter selbst der Kranke die freie Luft vorzieht.

Früher war es üblich, daß man den Pferden während der Nacht die Vorderfüße mit einem ledernen Riemen oder einem Stricke zusammenband, als bequemstes Mittel, ihre Flucht zu hindern; indessen ist die „Seitenleine" (eine Koppel, die ein Vorder- und ein Hinterbein zusammenbindet) viel sicherer; denn so kann das Thier nicht weiter kommen, als es zu humpeln im Stande ist; hingegen mit einer Vorderkoppel kann ein scheues Roß fast mit der nämlichen Schnelligkeit ausreißen, als wenn es nicht gefesselt wäre. Am zweckmäßigsten ist der, seitdem bei den Karavanen eingeführte Gebrauch, die Thiere rings um die Wagen in gehörigen Zwischenräumen mit fünfundzwanzig bis dreißig Fuß langen Stricken an Pfählen anzubinden, die 15 - 20 Zoll

lang und in den Boden eingerammt sind; die Fuhrleute führen stets einen genügenden Vorrath davon, so wie von Klopfkeulen, bei sich.

Es ist oft unterhaltend, den Streitigkeiten zuzuhören, die zwischen den Fuhrleuten wegen ihrem „Absteckgrund" entstehen. Jedem Wagenführer ist nach unserm „gemeinen Recht" ein Raum von etwa hundert Ellen gerade vor seinem Wagen gestattet, welchen er stets zu vertheidigen bereit ist, wenn ein Nachbar Miene macht, die Gränze zu überschreiten. Werden Thiere außerhalb der angewiesenen Gränze angebunden gefunden, so muß die Wache sie losmachen und in den Corral treiben. In spätern Jahren wurde dieses Verfahren auch bei Ochsen mit Vortheil angewendet. Man glaubte zuerst, daß diese angebundenen Thiere nicht genug Futter finden könnten; aber die Erfahrung hat alle diese Befürchtungen beseitigt. Da das Lager stets nur an den üppigsten Stellen der Prairien aufgeschlagen wird, ist ein Maulthier selten im Stande, alles Gras, das innerhalb seines Bereiches ist, in einer Nacht abzuweiden. Die Thiere, welche man frei herumstreifen läßt, knobbern und nagen auch gern an den zartesten Blättchen und ziehen von einem Orte zum andern, um die besten Leckerbissen für ihren „epikurischen Gaumen" aufzusuchen, wogegen die angebundenen sogleich ernstlich über die Weide herfallen und abgrasen, was kommt.

Obgleich wir seit einigen Tagen wenig Büffel gesehen hatten — sie waren wahrscheinlich durch die Indianer verscheucht worden, deren „Spur" wir bei Ash-Creek getroffen — so wurden sie jedoch bald außerordentlich häufig. Die größern Heerden dieser Thiere thun zuweilen einer Karavane, an der sie vorüber eilen, großen Schaden, indem sie häufig Stampedes (eine allgemeine Flucht) der ausgespannten Thiere verursachen, in welchen Fällen schon Maulthiere, Pferde und Ochsen mit den Büffeln davon gelaufen sind, als ob sie von der nämlichen Race

wären. Eine Handelsgesellschaft verlor im Jahre 1824 zwanzig oder dreißig ihrer Thiere auf diese Weise. Auch Jäger kamen so um ihre Rosse. Indem sie schnell absprangen, um sicherer auf einen Büffel zu zielen, wurde das Pferd scheu und folgte, mit Sattel, Zaum, Pistolen und Allem dem fliehenden Wilde nach, wahrscheinlich um nicht mehr wiederzukehren. Dem Vieh in diesen Prairien nachzulaufen, wäre ein ebenso vergebliches Unternehmen, wie „eine Nadel in einem Heuschober zu suchen," nicht blos weil sie wirklich endlos sind, sondern auch, weil man, da in jeder Richtung Büffelheerden herumschwärmen, von denen man die Pferde in der Entfernung nicht unterscheiden kann, nicht weiß, wohin man sich wenden muß, um ein entflohenes Thier zu suchen.

Wir wurden in der letzten Zeit oft von Regenschauern überfallen, und gewahrten, daß der Arkansas anschwoll, was uns das Ungemach zu verkünden schien, welches wir in Folge der „Juni-Ueberschwemmung" beim Uebergang zu bestehen haben würden; wir hatten schon den Eilften und konnten dieses alljährliche Ereigniß stündlich erwarten. In solchen Fällen sind die Karavanen oft genöthiget, sich Büffelboote zu bauen, zu welchem Behufe man Büffelhäute über einen Lattenrahmen spannt oder noch häufiger über einen leeren Wagen ohne Räder. Die „Juni-Ueberschwemmungen" dauern jedoch selten lange; und zu jeder andern Zeit ist das Flußbett sehr seicht. Da es aber an vielen Stellen mit Triebsand ausgefüllt ist, muß man zuerst die beste Furt untersuchen und mit Pfählen bezeichnen, ehe man den Uebergang wagt. Die Wagen müssen dann doppelt bespannt und unaufhörlich angetrieben werden, damit man nicht Gefahr läuft, mit Thieren und Fuhrwerk zu versinken, und die Fracht zu beschädigen. Ich war Zeuge, wie einst ein ganzes Gespann unterging, und jedes Maulthier einzeln ausgespannt und herausgezogen werden mußte: es braucht aber auch, selbst wenn der

Fluß nicht tief ist, mehr als gewöhnliche Anstrengung, diese furchtsam sich sträubenden Thiere vor dem Versinken zu bewahren. Was uns betrifft, so kamen wir ohne besondere Beschwerde hinüber.

An Klapperschlangen haben alle diese Prairien einen sprüchwörtlichen Ueberfluß, und da man hier selten weder einen Stock noch einen Stein findet, um sie zu tödten, so hört man bei der Vorhut ein beständiges Knallen von Flinten und Pistolen, um den Weg von diesen widerwärtigen Geschöpfen zu befreien, und unsere Thiere vor ihren giftigen Bissen zu bewahren. Als wir uns an einem außerordentlich heißen Tage mühsam durch die Sandhaufen wanden, die das südliche Ufer des Arkansas begränzen, stießen wir auf eine völlige Höhle dieses Gewürms. Ich will nicht sagen, Tausend, wenn dies vielleicht schon der Wahrheit näher wäre — doch wenigstens Hunderte lagen und krochen in allen Richtungen herum. Wir hatten sie kaum entdeckt, als wir sogleich mit Flinten und Pistolen über sie herfielen, entschlossen keine entkommen zu lassen.

Mitten in dieser unterhaltenden Schlangenschlacht, sprang ein wildes Mustangfüllen, das auf irgend eine Weise von seiner Mutter getrennt worden war, in den Bereich unserer Zugthiere, um die Verwirrung noch zu vermehren. Eines unserer Maulthiere, vermuthlich über die Frechheit des Eindringlings entrüstet, sprang darauf los und griff es an, mit der unverkennbaren Absicht, ihm eine tüchtige Lection zu geben; während ein anderes, von milderem Charakter als sein zorniger Gespan, sehr wacker den unglücklichen kleinen Mustang vertheidigte. Da der Kampf zwischen den Wagen stattfand, kamen die Fuhrleute bald in Aufruhr; so daß das Ganze mit dem Schlangentumult, eine Scene gänzlicher Verwirrung gab. Die Frage, wie lange der Maulthierstreit gedauert haben würde, wenn sich niemand eingemischt hätte, blieb unentschieden; denn einige aus der Gesell-

schaft, welche die Folgen dieses Kampfes fürchteten, nahmen etwas unbarmherzig die Partei des angreifenden Maulthieres, und kaum hatten sie die Schranken überschritten, als sogleich eine Rifelkugel das arme Füllen von seinen irdischen Leiden, und die Gesellschaft von ferneren häuslichen Störungen befreite. Nachdem der Frieden für einmal wieder hergestellt war, setzten wir unseren Weg fort und schlugen diesen Abend unser Lager gegenüber den berühmten „Caches" auf, ein Ort, wo einige der frühesten Abenteurer ihre Waaren verbergen mußten.

Die Geschichte des Ursprungs dieser „Caches" ist vielleicht anziehend genug, um hier eine kurze Erwähnung zu verdienen. Herr Beard, der zu der unglücklichen Gesellschaft vom Jahre 1812 gehörte, von der im ersten Kapitel die Rede war, kehrte zugleich mit Gambers, welcher ein Jahr früher den Canadian-Fluß hinunter gefahren war, 1822 nach den Vereinigten Staaten zurück, und nachdem er einige kleine Kapitalisten von St. Louis bestimmt hatte, sich bei einem Unternehmen zu betheiligen, trat er noch im Herbste mit einer kleinen Gesellschaft und einer Auswahl von Waaren den Rückweg nach Santa Fe an. Da sie in später Jahreszeit den Arkansas erreichten, überraschte sie ein heftiger Schneesturm und nöthigte sie, auf einer großen Insel Schutz zu suchen. Es folgte ein strenger Winter, der sie zwang, drei lange Monate daselbst zu verweilen. Während dieser Zeit ging der größere Theil ihrer Thiere zu Grund, so daß sie als der Frühling eintrat, nicht im Stande waren, die Reise mit ihren Waaren fortzusetzen. In dieser Noth machten sie in einiger Entfernung oberhalb am nördlichen Ufer des Flusses eine „Cache," in welcher sie den größten Theil ihrer Waaren verbargen. Darauf wanderten sie nach Taos, wo sie sich Maulthiere verschafften und kehrten dann zurück, um ihr vergrabenes Eigenthum zu holen.

Wenige Reisende ziehen hier vorüber, ohne diese moosigen

Gruben zu besichtigen, von denen manche zum Theil noch bis auf den heutigen Tag unausgefüllt geblieben sind. Die Gegend in der Nähe oder vielleicht wenige Meilen ostwärts liegt unter dem hundertsten Grade westlicher Länge von Greenwich, der vom Arkansas bis zum rothen Flusse die Gränzlinie zwischen den Vereinigten Staaten und dem mexikanischen, oder vielmehr texikanischen Gebiete bildet.

Der Ausdruck Cache, welcher einen Versteck bedeutet, wurde ursprünglich von den französischen Trappers und Kaufleuten aus Canada gebraucht. Man bildet einen solchen Versteck, indem man eine Höhle in den Boden gräbt, ungefähr in der Form eines Kruges, die mit trockenen Zweigen, Gras oder irgend etwas Anderem belegt wird, was den Inhalt vor der Feuchtigkeit des Bodens bewahren kann. Da werden die Güter, die man verbergen will, behutsam aufgeschichtet, und die Oeffnung wird dann so fest verschlossen, daß der Regen nicht eindringen kann. Bei diesem Verfahren wird oft große Geschicklichkeit erfordert, um alle Spuren zu vertilgen, die den schlauen Wilden zur Entdeckung des Verwahrungsortes behülflich sein könnten. Zu diesem Zwecke wird die ausgegrabene Erde weit fortgeschafft und sorgfältig versteckt, oder in einen Fluß geworfen, wenn einer in der Nähe ist. Zur Anlegung einer Cache wird gewöhnlich eine Stelle gewählt, die hoch genug liegt, um vor Ueberschwemmungen sicher zu sein. Ist sie stark mit Gras bewachsen, so wird ein tüchtiges Stück Rasen herausgeschnitten, das für die Oeffnung groß genug ist. Dieser Rasen wird dann wieder darüber gelegt, und indem er Wurzel faßt, verschwindet in kurzer Zeit jede Spur der Ausgrabung. Da jedoch nicht überall Rasenplätze zu finden sind, so wird zuweilen über der Stelle das Lagerfeuer angezündet, oder man pfercht die Thiere darüber ein, wodurch alle Merkmale der Cache vollständig vertilgt werden.

Diese Art, Güter zu verstecken, scheint bereits zur Zeit der ersten französischen Reisenden in Amerika im Gebrauche gewesen zu sein. Pater Hennepin beschreibt in folgenden Worten eine ähnliche Verrichtung, die während seiner Reise den Mississippi abwärts im Jahre 1680 stattfand: „Wir nahmen den grünen Rasen weg und legten ihn beiseite, und gruben ein Loch in die Erde, wo wir unsere Vorräthe hinein verbargen; dann bedeckten wir sie mit Holz und Erde und legten den Rasen wieder darauf, so daß es unmöglich war, zu vermuthen, es sei darunter eine Grube ausgegraben worden, denn wir warfen die Erde in den Strom." Als sie einige Wochen später zurückkehrten, fanden sie die Cache ganz unversehrt.

Viertes Kapitel.

Die Einöde. — Vorbereitung für eine Wasserklemme. — Unfall eines französischen Arztes. — Umwerfen eines Wagens und Folgen davon. — Ein Haufen Sioux-Krieger. — Der erste gegründete Schreck. — Verwirrung im Lager. — Freundschaftsbezeigungen der Indianer. — Die Friedenspfeife. — Squaws und Papuse. — Ein Dorf aus dem Stegreif. — Wir kommen vom Wege ab. — Aufsuchen des verlornen Flusses. — Schreckliche Aussicht. — Der Cimarron wird endlich gefunden. — Eine unruhige Nacht. — Indianisches Ständchen und Steblen. — Indianische Diplomatie. — Hagel und Sturm. — Stellung eines Karavanen-Hauptmanns. — Seine Mühen, seine Macht und seine Ohnmacht. — Noch mehr Indianer. — Feindliches Zusammentreffen. — Erfolg des Scharmützels. — Der „Bettle-Ground." — Obrist Vizcarra und die Gros-Ventres.

Unser Weg hatte uns bereits über hundert Meilen den Arkansas hinaufgeführt, doch waren die frühern Karavanen oft fünfzig bis hundert Meilen weiter aufwärts gezogen, bevor sie über den Fluß setzten, und deßhalb hat sich nichts einer regelmäßigen Furt Aehnliches gebildet. Auch führte kein Weg, nicht einmal eine Spur durch die berüchtigte Ebene, welche sich in einer Strecke von mehr als fünfzig Meilen, die jetzt vor uns lag, zwischen den Flüssen Arkansas und Cimarron ausdehnt — in früheren Zeiten der Schauplatz so vieler Leiden aus Mangel an Wasser. Da es indessen beschlossen worden war, diese gefürchtete Wüste am folgenden Morgen zu durchwandern, so traf die ganze Gesellschaft eifrige Vorbereitungen für die „Wasserklemme," wie diese durstigen Fahrten von den Prairiereisenden sehr pas-

send genannt werden. Dieser Strich Landes kann mit vollem Rechte der große „Prairie-Ocean" genannt werden, denn mehr als vierzig Meilen weit ist keine einzige Landmark zu sehen — kaum eine sichtbare Erhöhung, nach der man seinen Weg richten könnte. Alles ist so eben wie das Meer und der Kompaß war unser sicherster und vorzüglichster Führer.

Im Hinblick auf diese, so wie auf manche andern dürren Strecken des Weges sollten die Reisenden sich von der Nothwendigkeit überzeugen, jeden Wagen mit einem Wasserfasse von wenigstens fünf Gallonen zu versehen, worin ein Vorrath zum Trinken und Kochen für dringende Fälle mitgeführt werden könnte.

Am Abend vor der Einschiffung einer Karavane in diese Fläche hört man gewöhnlich des Hauptmanns Stimme über dem Getöse und Gerassel des Lagers mit dem Befehl erschallen: „Füllt die Wassertonnen," — eine Mahnung, die nicht genug wiederholt werden kann; da Neulinge gewöhnlich die Nothwendigkeit nicht kennen, mit einem, für alle Zufälle, die während einer zwei bis dreitägigen Reise begegnen können, hinlänglichen Vorrath versehen zu sein. Auch die Köche sind ebenso sehr mit ihren Vorbereitungen beschäftigt: einige backen Brod, andere kochen Fleisch, und alle strengen ihren Scharfsinn an, um wenigstens für zwei Tage die nöthigen Speisen zuzurichten. Am folgenden Morgen — es war am 14. Juni — ertönte von Neuem der Befehl „Angespannt" durchs Lager, und die Karavane war wieder in Bewegung.

Die ersten fünf Meilen hatten wir einen mühsamen Weg zwischen den sandigen Hügeln; doch bald dehnte sich die breite öde Fläche vor unsern Blicken aus. Wir hatten jedoch kaum das Ufer des Flusses verlassen, als wir durch einen Unfall, der einem französischen Arzt aus unserer Gesellschaft leicht hätte verderblich werden können, einige Stunden lang aufgehalten wurden.

Aus Besorgniß, sein starker, hoch aufgeladener Dearbornwagen könne, während er den Abhang eines Hügels hinunter fuhr, umwerfen, ging er neben her und stützte ihn mit den Händen. Allein ungeachtet aller seiner Anstrengungen schlug der Wagen um und quetschte ihn fürchterlich. Er wurde besinnungslos hervorgezogen, und man hatte Anfangs nur geringe Hoffnung auf seine Wiederherstellung. Da er aber bald darauf wieder zu sich kam, so konnten wir unseren Weg fortsetzen und im Laufe der Zeit genas der Verwundete wieder ganz.

Der nächste Tag brachte uns glücklicher Weise einen tüchtigen Regen, der uns mit genug Wasser versorgte. Da wir bedeutend südwärts abgeschwenkt hatten, kamen wir in eine unebenere Gegend, wo wir über einen vom Regen angeschwollenen Bach fahren mußten, in welchem einer der Wagen das Mißgeschick hatte, umzuwerfen. Ein nicht seltenes Ereigniß; denn widerspänstige Ochsen, wenn sie durstig sind, rennen oft trotz dem Führer in einen Pfuhl und ziehen den Wagen über Alles, was im Wege liegt, weg, auf die Gefahr hin, Alles drunter und drüber in's Wasser zu werfen. Wir mußten nun Halt machen, und alle Hände vereinigten sich, um dem Eigenthümer der beschädigten Ladung Hülfe zu leisten. In wenigen Minuten war etwa ein Morgen Landes mit Calikos und andern Zeugen gänzlich bedeckt, die zusammen keinen uninteressanten Anblick gewährten.

Wir waren alle eifrig beschäftiget, als man in der Ferne einige Gegenstände sich bewegen sah, die man zuerst für Büffel hielt, schnell aber für Reiter erkannte. Aengstliche Erwartung zeigte sich auf allen Gesichtern. Konnte es möglich sein, daß die Gesellschaft des Kapitän Sublette, welche uns um einen Monat voraus war, sich in diesen furchtbaren Einöden verirrt hatte? oder war es die Schaar des Capitän Bent's, die uns bald nachfolgen wollte? Diese bange Erwartung dauerte indessen nur wenige Minuten; und der Schrei „Indianer!" ertönte durch

die Luft. Doch schienen sie für Stämme der westlichen Prairien zu langsam heran zu kommen. Als sie sich näherten, gewahrten wir, daß sie eine Flagge trugen, und zwar die der Vereinigten Staaten. Dieser willkommene Anblick verscheuchte sogleich alle Unruhe; da es wohl bekannt war, daß die meisten Wilden, wenn sie sich mit friedlichen Gesinnungen den Weißen nahen, eine Flagge aufhissen, wenn sie nämlich eine besitzen. Es stellte sich heraus, daß es gegen achtzig Sioux-Indianer waren, die sich auf einem Prairienzuge befanden, um bei den südwestlichen Stämmen zu handeln, zu stehlen, oder zu plündern. Unsere Mittheilungen fanden blos in der Zeichensprache statt, doch verstanden wir recht gut, daß sie sagten, vor uns am Cimarron Fluß treibe sich eine große Anzahl Blackfeet- und Comanches-Indianer herum; eine höchst angenehme Aussicht für uns!

Wir zogen langsam und gemächlich weiter, denn die Wasserangst war durch öfteres Regnen glücklich gehoben worden. Aber wer kann sich unser Entsetzen und unsere Bestürzung vorstellen, als sich, da wir am Morgen des 19. Juni in das Thal des Cimarron hinabzogen, eine Bande berittener indianischer Krieger plötzlich hinter den Schluchten hervor unsern Blicken zeigte — eine drohende Schaar todbringender Wilden! Da hörte aller Scherz auf! Es war ein wirklicher Schreck — eine handgreifliche Wirklichkeit! Wie wir jedoch bald inne wurden, waren diese Krieger blos der Vortrab eines „unzähligen Schwarmes," der in diesem Augenblick über die gegenüberliegende Höhe strömte und gerade auf uns zu galopirte.

Die Wagen wurden am Abhang des Hügels schnell in eine ungeregelte Reihe gestellt: allein mit der gewöhnlichen Sorglosigkeit von Karavanenkaufleuten war ein großer Theil der Männer auf diesen Nothfall nicht gefaßt. Eine Menge Flinten waren „leer" und noch mehr von den letzten Regengüssen her feucht und wollten nicht losgehen. Hier schrie Einer nach Kugeln

— ein Anderer nach Pulver — ein Dritter nach Feuersteinen. Von verschiedenen Seiten her hörte man Ausrufungen wie die folgenden: „Ich habe meinen Ladstock zerbrochen" — „Ich habe meine Zündhütchen verschüttet" — „Ich habe eine Kugel ohne Pulver hinuntergestoßen" — „Meine Flinte ist verstopft; geben Sie mir die Ihrige" — während sich ein furchtsamer Neuling vielleicht verlauten ließ: „Hier, nehmen Sie meine Flinte, Sie können besser schießen als ich!" Die Kühnern stürzten gerade zu dem Feinde entgegen, die Aengstlichen und Vorsichtigen hingegen stellten sich mit schußfertigem Gewehre hinter den Wagen auf. Die Indianer des Vortrabs machten einen verwegenen Versuch, auf uns einzudringen, der ihnen bald theuer zu stehen gekommen wäre; denn einige unserer hitzigen Hinterwäldler schlugen mehr als einmal ihre rostigen, aber nie fehlenden Büchsen auf die Eindringlinge an, von denen gewiß mehrere hätten in's Gras beißen müssen, wenn sich nicht etliche der gescheidteren Kaufleute in's Mittel geschlagen haben würden. Die Indianer machten nicht weniger feindselige Bewegungen, indem sie mit gespanntem Bogen einige von unsern Leuten anfielen, die nach Wasser ausgegangen waren, und es hätte vielleicht ein Unglück gegeben, wenn der Ungestüm der Krieger nicht durch die Weisen des Volkes im Zaume gehalten worden wäre.

Die Indianer sammelten sich indessen in so großer Anzahl um uns, daß man es für rathsam hielt, sie wegzuscheuchen, damit wir unsern Weg entweder fortsetzen oder wenigstens eine günstigere Stellung einnehmen konnten. Unsere Schaar wurde daher gemustert und in Schlachtordnung aufgestellt: dann rückten wir unter dem Schalle von Trommel und Pfeife auf den Kern des Indianer-Heeres los. Die Wilden schienen über diesen seltsamen Aufzug mit Musikbegleitung mehr erfreut als erschrocken zu sein — wahrscheinlich hatten sie noch nie ein solches Schauspiel gesehen, und vielleicht betrachteten sie die ganze Bewegung mehr

wie eine höfliche Begrüßung als wie ein feindliches Manöver; denn es war kein Dolmetsch vorhanden, durch den man ihnen irgend eine Mittheilung hätte zukommen lassen können. Allein welcher Art ihre Eindrücke auch gewesen sein mögen, Eines ist gewiß — daß der angesehenste Häuptling, der in ein langes rothes Gewand von grobem Zeuge gekleidet war, in die Tugenden seines Calumet volles Vertrauen zu setzen schien; er zündete ihn an und ging keck unserem Kriegerischen Haufen entgegen, gemächlich die „Friedenspfeife" rauchend. Unser Hauptmann that nun einen Zug aus derselben und deutete dem wilden Häuptling an, er möchte seine Krieger zurückgehen lassen. Dies thaten die Meisten und schlossen sich dem langen Zuge von Squaws, Papusen (Weibern und Kindern) und Gepäck an, der den Nachtrab bildete und gerade jetzt hinter den Hügeln hervor kam. Langsam stiegen sie an die Ufer des Flusses hinab und schlugen daselbst ihre Wigwams oder Hütten auf, von denen bald über fünfhundert in dem weiten Thale vor uns zerstreut lagen und der kurz vorher noch öden Fläche auf einmal das Ansehen eines ungeheuern Indianer-Dorfes verliehen. Die Gesammtzahl der Indianer mochte sich Alles in Allem auf nicht weniger als zwei bis dreitausend belaufen, obwohl einige aus unserer Gesellschaft behaupteten, es seien mindestens viertausend Seelen. In diesem Falle müßten sie beinahe tausend Krieger gezählt haben, während wir nicht viel über zweihundert stark waren. Dennoch befanden wir uns durch die Ueberlegenheit unserer Waffen und den Schutz, welchen uns die Wagen gewährten, beträchtlich im Vortheil, selbst unter der Voraussetzung, daß die Tapferkeit auf beiden Seiten gleich gewesen wäre. Das Erscheinen der Weiber und Kinder überzeugte uns aber bald, daß die Indianer wenigstens für jetzt keine feindlichen Absichten hatten; wir zogen also auch in das Thal hinunter und schlugen unser Lager einige hundert Schritte weit unter dem ihrigen auf. Die Hauptleute der Weißen und

der Indianer kamen bald darauf zusammen, rauchten abermals die Friedenspfeife und beschlossen Freunde zu sein.

Obwohl wir jetzt unmittelbar an den Ufern des Cimarron angelangt waren, so schienen doch selbst die erfahrensten Kaufleute unserer Gesellschaft, entweder aus Angst oder Unkenntniß auch nicht die geringste Ahnung davon zu haben. Nachdem wir weit unter den gewöhnlichen Annäherungspunkt hinab gegangen waren und im sandigen Flußbette kein Tropfen Wasser zu finden war, so hielt man ihn irriger Weise für den Sand-Creek, und wir setzten daher unsern Weg fort, ohne ihn zu beachten. Als nun unsere Unterhandlungen zu Ende und das Mahl verzehrt war, zogen wir in südlicher Richtung weiter, um den Cimarron aufzusuchen. Als wir aufbrachen, umschwärmten uns Krieger, Weiber und Kinder, und gafften staunend unsere Wagen an; denn viele von ihnen hatten vielleicht noch nie solche Fuhrwerke gesehen. Eine kleine Anzahl Häuptlinge und andere Indianer folgten uns zu unserem nächsten Lagerplatze, mit Anbruch der Nacht aber wurden sie weggeschickt.

Unsere Wachen wurden nun verdoppelt, weil man einen nächtlichen Ueberfall befürchtete; denn obgleich wir mit Bestimmtheit wußten, daß Indianer nie Feindseligkeiten begehen, wenn sie ihre Familien bei sich haben, so besorgte man doch, sie würden dieselben während der Nacht entweder fortschicken oder verbergen. Kurz nachdem es dunkel geworden, schienen diese Vermuthungen sich verwirklichen zu wollen, indem eine Abtheilung von dreißig bis vierzig Indianer auf dem Wege nach unserm Lager gesehen wurde. Man schickte sich eben an, sie anzugreifen, als es sich zeigte, daß es nur eine von wenigen Männern, ihren Liebhabern, begleitete Schaar Weiber war — die alle ohne weitere Umstände weggejagt wurden, ohne daß man sich Mühe gab, den Zweck ihres Besuches zu erforschen. Am nächsten Morgen kamen noch einige andere zum Vorschein, die wir gerade auf die nämliche Weise

behandelten, da ein Pferd vermißt wurde, von dem wir vermutheten, die Indianer hätten es gestohlen.

Wir setzten unsere Reise südwärts fort, um den „verlorenen Fluß" aufzusuchen. Nach einer Wanderung von etlichen Meilen trafen wir auf eine Reihe Sandhügel, die unsern Weg abschnitten und uns zwangen, uns westwärts zu wenden und für den übrigen Theil des Tages ihrem Saume zu folgen. Da wir diese Nacht nur wenig und am nächsten Tage gar kein Wasser fanden, so geriethen wir um Mittag in gewaltige Angst; denn es gibt für den Prairiereisenden nichts Beunruhigerendes als eine „Wasserklemme." Bald bemächtigte sich Aller die Ueberzeugung, daß wir verirrt seien, verirrt in jener unwirthbaren Wüste, die bereits der Schauplatz so vieler Leidensscenen gewesen war! und unser Weg durch Sandhügel versperrt! Die erfahrnern Reisenden wurden zusammen berufen um unsere Noth in Berathung zu ziehen, und es ward sogleich beschlossen, in nordwestlicher Richtung aufzubrechen, und das trockene Flußbett zu suchen, das wir hinter uns gelassen hatten, und das, wie man jetzt vermuthete, der Cimarron gewesen war.

Wir hatten eben unsere Wanderung begonnen, als ein paar Indianer auf uns zu kamen und das Pferd brachten, welches in der vorigen Nacht verloren gegangen war; ein augenscheinlicher Beweis von Redlichkeit, den man kaum hätte erwarten können. Er ging offenbar aus dem Wunsche hervor, unsere Gunst zu gewinnen und einen Verkehr, vielleicht ein Handelsgeschäft anzubahnen. Allein die Gewaltthätigkeiten, welche kaum zwei Jahre früher, wahrscheinlich von den nämlichen Indianern gegen Major Riley, so wie gegen eine andere Karavane verübt worden, waren uns Allen noch frisch im Gedächtniß, so daß niemand Lust hatte, in ihre Freundschaftsbezeigungen Vertrauen zu setzen. Als wir uns durch Zeichen nach dem nächsten Wasser erkundigten, deuteten sie nach der Richtung, die wir eingeschlagen hatten;

und endlich stellten sie sich an die Spitze und führten uns auf dem kürzesten Wege in das Thal des lange ersehnten Cimarron, das mit seinem herrlichen Grün und dem rauschenden Strome (der hier ganz anders aussah als dort, wo wir ihn früher überschritten hatten), und verglichen mit dem, was wir die Zeit her gesehen, völlig wie ein Elysium vorkam. Wir schlugen daselbst unser Lager auf, sehr erfreut, wieder einen Hafen gefunden zu haben.

Es war uns jedoch nicht vorbehalten, lange im Frieden zu bleiben. Um Mitternacht wurden wir Alle durch einen Lärmruf geweckt, wie keiner mehr gehört worden ist seit dem Tage, wo Don Quixote sein berühmtes Abenteuer mit den Walkmühlen hatte; und ich glaube beinahe, Einige aus unserer Gesellschaft standen so viel Angst aus, als der arme Sancho Pansa bei dieser merkwürdigen Gelegenheit zu leiden hatte. Allein Don Quixote und Sancho hörten nur das Getöse der Mühlen und das Brausen des Wassers, während wir den Schall indianischer Trommeln vernahmen, die zuweilen von einem Geheul begleitet waren, in dem unsere aufgeregte Fantasie sogleich die Töne des schrecklichen Schlachtgesanges zu erkennen glaubte.

Nachdem die ganze Gesellschaft ein oder zwei Stunden unter Waffen gestanden war, legten wir uns wieder zur Ruhe, als wir bemerkten, daß sich die Veranlassung des Lärmes nicht näherte. Kurz vor Tagesanbruch wurden wir jedoch abermals durch den Ruf aufgeschreckt — „Die Indianer kommen! — sie sind schon vor dem Lager!“ Augenblicklich war jedermann bewaffnet und mehrere Flinten waren bereit, die Besucher zu bewillkommen, als sich zu unserer größten Demüthigung ergab, daß sich die Zahl derselben nur auf acht bis zehn belief. Sie wurden sogleich durch Zeichen abgefertigt und angewiesen, sich bis zum Morgen entfernt zu halten, was sie auch thaten.

Am folgenden Tage waren wir kaum ein paar Minuten

unterwegs, als uns die Indianer in bedeutender Anzahl zu umschwärmen begannen, und bis wir uns am Abend lagerten, hatten sich vielleicht tausend dieser halsstarrigen Geschöpfe, Männer und Weiber, von jedem Alter und jeder Gestalt um uns her versammelt. Bei der Nacht wurden alle Mittel außer offener Gewalt angewendet, um sie wegzutreiben, aber ohne vollständigen Erfolg. Eine kleine Schaar von Kriegern zog nun um unser Lager, und brachten uns mit einem eintönigen Gesang „Hee — o — Hehs" eine Serenade, wahrscheinlich in der Hoffnung, die Erlaubniß zum Dableiben zu erhalten; da sie ohne Zweifel meinten, während der Nacht „gute Geschäfte" im Stehlen zu machen. Es wurden wirklich schon einige Kleinigkeiten vermißt, und jetzt entdeckte man, daß sie sich von einem der Kanonenkarren einen 50—100 Pfund schweren Klumpen Blei zugeeignet hatten, den man aus Nachlässigkeit dort liegen gelassen. Dies vermehrte die bereits herrschende Unruhe sehr; Viele von uns sahen das Blei schon zu Kugeln gegossen, die wir noch vor Morgen aus den Läufen ihrer Flinten zu empfangen bestimmt waren. Einige waren so großmüthig und drückten die Bereitwilligkeit aus, den Dieben lieber verzeihen zu wollen, als ihnen die Mühe zu machen, das Gestohlene so eilig zurückzuschicken. Nach einer lästigen Nacht voll ängstlicher Spannungen und Vermuthungen war es keine unbedeutende Erleichterung für diejenigen, deren Gefühle so sehr aufgeregt gewesen waren, sich beim Erwachen zu überzeugen, daß jeder seine Schädelhaut noch hatte.

Wir brachen diesen Morgen viel früher als gewöhnlich auf, in der Hoffnung, unsere Plaggeister hinter uns zu lassen; sie waren aber noch wachsamer als wir. Während die Fuhrleute einspannten, hatten auch die Indianerinnen ihre Hunde „angeschirrt" und mit ihren Zelten, Pfählen, Decken und anderer leichter „Beute" beladen, und folgten uns auf dem Fuße. Zu unserer größten Zufriedenheit verließen uns jedoch die Meisten,

ehe es Nacht wurde; am folgenden Mittag aber holten uns wieder einige der Häuptlinge ein und schienen angelegentlich nach einer Erneuerung des „Friedensvertrags" zu verlangen. Der Erste war nämlich nie „besiegelt" worden, das heißt, sie hatten keine Geschenke erhalten, was eine unerläßliche Bestätigung ihrer „Bündnisse" mit den Weißen ist. Wir legten etwa für fünfzig bis sechzig Dollars Waaren zusammen, womit sie sich scheinbar zufrieden entfernten; und obgleich sie zu unserem Verdrusse wiederkehrten, so verschwanden sie doch nach einigen Tagen gänzlich.

Man glaubte damals allgemein, daß eine große Anzahl Comanches und Arropahoes unter dieser Schaar Wilder sei; aber die meisten, wenn nicht alle, waren Blackfeet und Gros-Ventres. Wir erfuhren später, daß sie auf ihrem Rückwege nach den nördlichen Gebirgen, durch die Sioux-Indianer und andere benachbarte Stämme eine schreckliche Niederlage erlitten, und die Hälfte ihrer Leute verloren hätten.

Wir hatten jetzt viel mit nassem Wetter zu kämpfen; diese Gegend ist in der That wegen des oft zwei bis drei Tage anhaltenden kalten Regens berüchtigt. Hagelsteine, größer als Hühnereier, sind nichts Ungewöhnliches, und werden häufig von einem so wüthenden Sturme begleitet, daß derselbe einst, wie man mir sagte, zwei schwere Wagen umriß, während die Ebene zugleich einige Zoll tief vom Regen überschwemmt wurde. Kurz, ich zweifle, daß es außerhalb der Wendekreise Gegenden gibt, die es den großen Prairien an Gewitterstürmen gleich thun können, welche in solcher Masse das Schreckliche mit dem Erhabenen vereinigen.

Während solcher Stürme sind die Wachen oft sehr unachtsam. Dies war besonders bei uns der Fall, obgleich wir eine Horde Wilder in der Nähe wußten. Ueberhaupt ließ sich die Karavane so wenig befehlen, daß Kapitän Stanley's Geduld einige harte Proben zu bestehen hatte; so daß er mehr als ein-

mal abzudanken drohte. Es gibt auch wirklich keine bessere Geduldschule, als den Befehl über eine gemischte Karavane unabhängiger Kaufleute. Die Hauptmannsstelle ist eigentlich nicht viel mehr als ein Titel. Jeder Eigenthümer eines zweispännigen Wagens ist im Stande, sich eben so viel Gewalt zuzueignen, als der Befehlshaber selbst, und seine Befehle zu ertheilen, ohne sich um den Beschluß des Hauptquartiers zu kümmern. Es ist daher leicht zu begreifen, daß der Hauptmann eine nichts weniger als beneidenswerthe Stelle hat. Man erwartet, daß er Ordnung halte, wo Wenige zu gehorchen geneigt sind — und überhäuft ihn bei jedem Mißgeschick, sei es zufällig oder nicht, mit Vorwürfen; lehnt er sich dagegen auf, so macht er sich lächerlich, da er keine Gewalt hat, seine Befehle durchzuführen. Es ist zu bedauern, daß nicht eine Art „Seedisciplin" bei diesen Handelszügen eingeführt ist, um Ordnung zu erhalten, was nie erreicht werden kann, wenn der Befehlshaber nicht mit gesetzlicher Gewalt ausgerüstet ist. Ich wenigstens sehe den Grund nicht ein, warum der Hauptmann einer Prairien-Karavane nicht eben so viel Macht haben soll, seine Leute wegen Ungehorsam oder Aufruhr zur Rechenschaft zu ziehen, wie der Kapitän eines Schiffes auf hoher See.

Nachdem wir zwei Tage lang dem Laufe des Cimarron gefolgt waren, erreichten wir endlich „Willow Bar," wo wir die gewöhnliche, einige Stunden dauernde Mittagsruhe hielten, damit unsere Thiere Zeit zum Fressen hätten, und unsere Köche das Mittagessen bereiten könnten. Unsere Wagen wurden regelmäßig aufgestellt, die Thiere ausgespannt, damit sie nach Belieben grasen konnten, und ihnen nur eine einzige Tagwache zur Beaufsichtigung beigegeben. Diejenigen, welche ihre Mahlzeit beendet hatten, lagen ausgestreckt auf ihren Decken und wollten sich gerade einer behaglichen Siesta überlassen — als plötzlich

der gefürchtete und oft wiederholte Ruf: „Indianer!“ diese ruhige Scene in Lärm und Verwirrung verwandelte.

Von der eine Meile entfernten gegenüberliegenden Höhe sahen wir eine Schaar Indianer in vollem Galop auf uns zusprengen, und ihr häßliches Geheul und Geschrei ertönte durch das Thal. Wie bei uns alle durch einander schrieen, das hoffe ich nie mehr zu hören. Jeder glaubte Befehlshaber zu sein und ließ demgemäß seine Befehle erschallen. Die Luft erbebte von den Ausrufen „Greift sie an!“ — „Feuert auf sie!“ — „Halt! feuert nicht, bis sie näher kommen!“ — während die Stimme unsers Hauptmannes, der diese voreilige Handlungsweise zu hemmen suchte, in dem Lärmen kaum vernehmbar war. Da die Prairien-Indianer sich sowohl ihren Freunden als ihren Feinden auf diese Weise nahen, so wollte Kapitän Stanley nicht zum Aeußersten schreiten, ehe man wußte, wie sie gesinnt waren. Aber ein knallender Gruß und das Pfeifen von Flintenkugeln über unsern Köpfen klärte uns über ihre Absichten auf, wir erwiederten den Gruß mit einem Riflefeuer, doch ohne Erfolg, da die Entfernung zu groß war.

Ein Duzend Kanoniere stellten sich nun um unsere Geschütze, welche mit Kartätschen geladen waren, und jeder hatte natürlich etwas zu befehlen. „Richtet sie hoch; sonst fährt die Kugel in den Boden,“ meinte einer. „Jetzt wird sie zu hoch schießen,“ bemerkte ein anderer. Endlich, nachdem man den Sechspfünder mehrere Male höher und tiefer gerichtet, und die Indianer Zeit gewonnen hatten, sich aus dem Bereich des Schusses zu ziehen, wurde die Lunte angelegt — paff! ging der Schuß los, fuhr aber auf der Mitte des Weges in die Erde. Diesem folgten noch einige Schüsse mit einfachen Kugeln, aber scheinbar ohne Erfolg; obgleich einige Scharfsichtige da waren, welche sich einbildeten, sie sähen, wie jeder Schuß Indianer oder Pferde verwundete. Wir kamen eben so unversehrt davon, und verloren

nur ein Roß von geringem Werthe, das davon lief und vom Feinde genommen wurde. Die Indianer waren etwa hundert Mann stark und wurden für Comanches gehalten, obschon es eben so gut eine Bande Krieger von dem Haufen sein konnte, den wir hinter uns gelassen hatten.

Die Neulinge waren durch diese wiederholten Angriffe gar nicht entmuthiget, da es selten der Fall ist, daß bei diesen Scharmützeln jemand ums Leben kommt. Während zwanzig Jahren, seit dem Anfang dieses Handels, sind gewiß kein Duzend auf dem Wege nach Santa Fe gestorben, sowohl die, welche von den Indianern getödtet wurden, als auch jene, welche krankheitshalber das Leben verloren, mit einbegriffen.

Am folgenden Tage lagerten wir uns in der Nähe des „Battle-Ground," berühmt durch ein Scharmützel, welches hier im Jahre 1829 eine Karavane im Verein mit einer Abtheilung merikanischer Truppen unter dem Kommando eines Obersten Vizcarra mit einer Schaar Gros Ventres hatte. Die vereinigten Züge hatten sich gerade am Cimarron nahe an dem Orte gelagert, wo im vorigen Jahre das Begräbniß stattfand, als sich ihnen eine Abtheilung von etwa hundert und zwanzig Indianern zu Fuß näherten. Weil aber die Amerikaner zu keinem freundschaftlichen Verkehr mit ihnen geneigt waren, gingen sie in das Lager des merikanischen Befehlshabers, der sie freundlich aufnahm, was den Handelsleuten nicht besonders angenehm war. Da die Indianer Lust zeigten, bis zum Morgen dazubleiben, wollte sie der Oberst für die Nacht entwaffnen lassen; aber die verschlagenen Bursche brachten eine Entschuldigung vor, um die Uebergabe ihrer Waffen zu verschieben, bis die Gelegenheit zu einem Ueberfall günstig war: da sprangen sie auf ihre Füße, erhoben ein gräßliches Geschrei und schoßen auf die arglosen Soldaten. Ihre Hauptabsicht scheint gewesen zu seyn, den merikanischen Obersten ums Leben zu bringen, und man sagt, daß

ein zu dem mexikanischen Geleite gehörender Taos-Indianer vorwärts sprang, als er eine Flinte auf seinen Befehlshaber gerichtet sah, und mit seiner eigenen Brust die Kugel auffing, welche ihn auf der Stelle tödtete. Die Indianer wurden mehrere Meilen weit in die Berge verfolgt, und eine bedeutende Anzahl getödtet und verwundet. Von den Amerikanern erlitt keiner den geringsten Schaden; von den Mexikanern hingegen blieben ein Kapitän und ein paar Gemeine.

Fünftes Kapitel.

Eine prachtvolle Schlucht. — Aufbruch der „Runners“ nach Santa Fe. — Der vierte Juli in den Prairien. — Die Cibolero oder Büffeljäger. — Traurige Nachrichten von Kapitän Sublette's Gesellschaft. — Ermordung des Kapitäns Smith und eines Andern von derselben Gesellschaft durch die Indianer. — Sorglosigkeit und Wagnisse der Jäger. — Sublette's Gefahr. — Die Ciboleros. — Wie man Fleisch einpöckelt. — Reinheit der Luft. — Der Round-Mound. — Die Luftspiegelungen oder falschen Weiher. — Erklärung derselben. — Ausgedehnte und anziehende Aussicht. — Uebertriebene Angaben der Reisenden über die Büffel in den Prairien. — Ihre Abnahme. — Eine „Stampede.“ — Wagen-Ausbesserung. — Rio Colorado oder Canadian-Fluß. — Zusammentreffen mit alten Freunden. — Mexikanisches Geleit — Auflösung der Karavane. — Ein fürchterlicher Donnerschlag. — Die ersten Spuren der Civilisation. — San Miguel. — Ankunft in Santa Fe. — Einzug der Karavane. — Die ersten Stunden der Erholung. — Dolmetscher und Zollwesen. — Ein Blick auf den Handel u. s. w.

Es war am letzten Juni, als wir bei „Upper Spring“ ankamen, einer kleinen Quelle, welche sich in eine Schlucht ergießt, die sich drei bis vier Meilen nordwärts nach dem Cimarron hinabsenkt. Die Seltenheit des Wassers in diesen öden Gegenden gibt jeder kleinen Quelle eine Bedeutsamkeit, deren sie sich in begünstigteren Gegenden nicht zu erfreuen hätte. Wir hielten zu Mittag am Bache unten, und brachen dann ungefähr in der Richtung von dreißig Grad südwestlich nach den Gewässern des Canadian auf. Da der Fahrweg eine Viertelmeile südlich von der Quelle über die angränzende Erhöhung geht, verfolgten einige von uns, um sich an dem erfrischenden Wasser zu laben, einen Pfad längs

der Schlucht durch dichtes Gebüsch, wo sich die Hagebutten und Reben, die wilden Johannisbeer- und Schlehensträucher unter ihren unreifen Früchten beugten. Die Wildheit dieses Ortes mit seinen steilen Klippen, schroffen Höhen und tiefen Abgründen, machten einen doppelt beängstigenden Eindruck auf uns, wenn wir bedachten, daß wir mitten in einer von Wilden am meisten besuchten Gegend waren. Der einsame Reisende, der schweigend seinen mühsamen Weg wandert, glaubt in jedem Klappern eines Kiesels das Schnappen eines Gewehrschlosses, und in jedem Zurückschnellen eines Zweiges das Zischen eines Pfeiles zu hören. Nachdem wir uns mit dem herrlichen Tranke, der aus der klaren Quelle sprudelte, erquickt hatten, erstiegen wir die holperigen Anhöhen und gelangten eine halbe Meile jenseits wieder zur Karavane.

Wir hatten nun einen ebenen vollkommen deutlichen Pfad vor uns, und eine Abtheilung Vorreiter, in der Kunstsprache der Prairien unter dem Namen „Runners" bekannt, trafen schon ihre Vorbereitungen, um der Karavane nach Santa Fe vorauszueilen, obgleich wir noch mehr als zweihundert Meilen davon entfernt waren. Diese Runners trennen sich gewöhnlich in der Nacht von der Karavane, um der Wachsamkeit eines vielleicht in der Nähe des Lagers lauernden Feindes zu entgehen. Es sind meistens Eigenthümer von Handelsgütern oder Agenten, und ihr Hauptzweck besteht darin, Lebensmittel einzukaufen und zurückzuschicken, gute Vorrathshäuser in Bereitschaft zu halten, und was noch wichtiger ist, mit den Zollbeamten ein freundliches Verständniß herbeizuführen.

Am zweiten Tage nach der Abreise der Runners, als wir am Mac Nee's-Flüßchen lagerten, tagte der vierte Juli über uns (der Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung.) Kaum begann es zu dämmern, als unser patriotisches Lager die lebhaftesten Beweise jener Freude gab,

welche das Herz jedes Amerikaners an diesem siegreichen Jahrestage erfüllt. Der Donner unserer Geschütze und unserer Gewehrsalven wiederhallte von jedem Hügel, während das Rollen der Trommel und der grelle Ton der Pfeife der Scene einen kriegerischen Reiz gaben, welcher sehr geeignet war, die Gemüther aufzuregen. Die Hurrahs und begeisterten Freudenrufe unserer Leute kannten keine Gränzen; und auf jeden erneuten Jubelruf gaben die Thäler eine fröhliche Antwort. Dieser Jahrestag wird stets mit solch herzlicher Freude von den Wanderern in der fernen Wüste gefeiert; denn hier sind die Ränke und Umtriebe des Parteigeistes unbekannt: es drängt sich nichts in diese wilde Einsamkeit, um die Uebereinstimmung der Gefühle, und die fast fromme Begeisterung zu stören, welche jeder wahre Amerikaner an diesem großen Tage empfindet.

Der nächste Tag brachte uns dem „Rabbit-Ear-Mound" gegenüber, der in einer Entfernung von acht bis zehn Meilen südlich vor uns lag und ehe der gegenwärtige Pfad angenommen war, den Reisenden als Wegweiser diente. Die erste Wagen-Karavane, welche diese Ebenen durchzog, nahm ihren Weg auf der Südseite jener Hügel (Mounds), indem sie bei „Cold Spring," wo wir in der Nacht des ersten Juli lagerten, sich von der jetzigen Straße abwendete. Wenn sich auch unser gegenwärtiger Weg zu weit nordwärts richtete, so machten doch die früheren Karavanen einen noch weitern und viel beschwerlicheren Umweg südwärts.

Als wir weiter zogen, sahen wir einen Reiter gegen uns kommen, der anfänglich eine bedeutende Neugierde erregte. Sein malerisches Kleid und sein eigenthümliches Aussehen ließen in ihm bald den mexikanischen Cibolero oder Büffeljäger erkennen. Diese kühnen Liebhaber der Jagd tragen gewöhnlich lederne Hosen, Jacken und flache Strohhüte; und an der Schulter hängt der Carcage oder Köcher für Pfeil und Bogen.

Der lange Schaft ihrer Lanze steckt in einer Scheide und wird auf der Seite mit einem Riemen am Sattelknopfe befestiget, während die Spitze, an der eine Troddel aus buntfarbigen Zeugen bis auf die Scheide herabhängt, hoch über dem Kopfe emporragt. Ihre Flinte, wenn sie eine haben, ist auf die nämliche Weise auf der andern Seite befestiget und die Mündung ist ebenfalls mit einem bunten Büschel zugestopft.

Der Cibolero grüßte uns freudig; und auch uns war diese Begegnung sehr erwünscht, denn wir konnten nun Nachrichten über Santa Fe erhalten, woher man seit der Rückkehr der Karavane im vorigen Herbst nichts mehr erfahren hatte. Kaufleute und Lustreisende drängten sich mit der nämlichen Neugierde um den fremden Gast, und jeder, der ein Wort spanisch sprechen konnte, hatte etwas zu fragen: — „Was für Aussichten?" — „Wie steht es mit den Waaren?" — Was gibts Neues im Süden?" — während die erfahrneren Kaufleute sich hauptsächlich um die Zollverhältnisse erkundigten und wissen wollten, wer die gegenwärtigen Steuerbeamten wären; da oft während der Abwesenheit einer Karavane ungünstige Veränderungen eintreten.

Doch unsere Freude wurde bald in Bekümmerniß verwandelt, durch die höchst betrübende Nachricht von dem traurigen Tode eines berühmten und erfahrenen Gebirgsabenteurers. Es wurde bereits erwähnt, daß Kapitän Sublette etwa einen Monat vor uns mit einer Gesellschaft abreiste. Wir hatten oft ihre Spur gesehen und ein paar Mal unbestimmte Nachrichten durch die Indianer über sie erhalten, aber nie etwas Befriedigendes gehört. Unser Gast erzählte uns nun, daß ein Kapitän von dieser Gesellschaft von den Indianern ermordet worden sei; seiner Beschreibung nach mußte es Kapitän Smith, einer der Antheilhaber, gewesen sein — was sich auch später nebst vielen Einzelnheiten über die Schicksale dieser Karavane bestätigte.

Kapitän Smith und seine Begleiter waren Anfänger im

Santa Fe-Handel, als erfahrene Wanderer in den Felsengebirgen, glaubten sie sich aber überall zurechtfinden zu können, und zogen, ohne daß auch nur Einer aus der Gesellschaft des Weges kundig gewesen wäre, sorglos in die Prairien hinaus. Sie hatten einige zwanzig Wagen und achtzig Mann. Da ein deutliches Geleise bis zum Arkansas führt, so erreichten sie denselben glücklich; von hier aber bis zum Cimarron war außer den unzähligen Büffelpfaden, welche diese Fläche durchschneiden und den Prairiereisenden oft irre leiten, keine Spur eines Wagens zu entdecken. Ich habe an vielen Orten bemerkt, daß jene Wege wie ungeheure Heerstraßen aussehen, welche ganze Armeen zu wiederholten Malen benutzt zu haben scheinen. Sie führen gewöhnlich von einem Wasser zum andern; da aber diese Wassersammler oft austrocknen, unterliegt der durstige Reisende, welcher ihnen folgt, beständigen Täuschungen.

Als Kapitän Sublette's Karavane diese öde Fläche betrat, war sie ganz ausgetrocknet; sie wanderten schon mehrere Tage herum, ohne Wasser zu finden und der schreckliche Tod der Verdurstung starrte ihnen ins Antlitz. In dieser entsetzlichen Lage entschloß sich endlich Kapitän Smith einem dieser verführerischen Büffelwege zu folgen, in der Hoffnung, an das Ufer eines Flusses oder Teiches zu kommen. Er ging allein, denn es trieb ihn nicht nur der Muth, der aus Verzweiflung entspringt, sondern er hatte auch die Furcht nie gekannt; er war in der That einer der unerschrockensten Männer, welche je das Felsengebirge durchwandert hatten, und wenn nur die Hälfte von dem, was man ihm nachsagt, wahr ist — von seinen gewagten Unternehmungen — seinen tollkühnen Wanderungen — seinen Kämpfen mit den Wilden — seinen Gefahren u. s. w., so hat er gewiß ein Recht auf den erhabensten Sitz im Olymp der Prairien-Mythologie. Aber ach! nachdem der unglückliche Kapitän Smith so oft den Pfeilen und Schlingen der wilden Gebirgsindianer

entgangen war, ahnte er auf seinen Wanderungen unter der sengenden Sonne wohl nicht, daß seine Gebeine auf diesem dürren Sande zu bleichen bestimmt seien. Er hatte sich bereits mehrere Meilen von seinen Gefährten entfernt und stieg nun über einen Hügel, als er durch den Anblick eines kleinen Flusses erfreut wurde, der seinen Weg durch das Thal nahm, welches vor ihm lag. Es war der Cimarron. Er eilte vorwärts, um den Brand seiner ausgetrockneten Lippen zu löschen, aber man denke sich seine Täuschung, als er im Flußbette nur trockenen Sand fand! Er grub indessen mit seinen Händen ein etwa zwei Fuß tiefes Loch, in welches sich nach und nach das Wasser aus dem gesättigten Sande sammelte. Während er sich bückte, um in dem Quell seinen brennenden Durst zu löschen, wurde er von den Pfeilen einer Schaar auf ihn lauernder Comanches durchbohrt! Aber er wehrte sich tapfer bis ans Ende und tödtete noch zwei oder drei von ihnen, ehe er unterlag, wie die Indianer nachher selbst erzählten.

Alles mögliche Mißgeschick scheint diese kleine Karavane betroffen zu haben. Wir erfuhren auch unter Anderem, daß ein Schreiber, Namens Minter, welcher bei ihrer Gesellschaft war, noch vor ihrem Uebergange über den Arkansas durch eine Bande Pawnees getödtet worden sei. Dies ist, wie ich glaube, das einzige Beispiel, daß einer von den Handelsleuten auf der Jagd sein Leben verloren: obwohl man die Seltenheit solcher Unfälle kaum für das Ergebniß der Vorsicht halten darf. Von dem Augenblick an, wo eine Karavane das Büffelgebiet erreicht hat, vergeht kein Tag, an dem die Jäger nicht irgend eine Unbesonnenheit begehen, indem sie sich zum Beispiel häufig allein und selten ihrer mehr als zwei oder drei zusammen auf fünf und sogar zehn Meilen von der Karavane entfernen. Auf solchen Ausflügen lauern ihnen gewiß oft räuberische Wilde auf; und daß sie unter diesen Umständen dennoch gewöhnlich entkommen, muß

zum Theil der Feigheit der Indianer zugeschrieben werden: diese tragen in der That im Allgemeinen großes Bedenken, selbst einen einzelnen bewaffneten Mann anzugreifen, wenn sie ihm nicht einen entschiedenen Vortheil abgewinnen können. Daher ist es jederzeit unklug, bei der ersten Annäherung von Indianern zu feuern, indem die Wilden, sobald sie sehen, daß die Flinten ihrer Gegner abgeschossen sind, dieselben angreifen, während es bekannt ist, daß ganze kleine Abtheilungen von Jägern beträchtliche feindliche Schaaren durch das Vorhalten ihrer Flinten, ohne sie loszubrennen, im Schach gehalten haben, bis Beistand kam.

Die Gefährten des Kapitän Smith, welche den Cimarron an einem andern Punkte erreichten, scheinen sein schreckliches Loos nicht eher erfahren zu haben, als bis ihnen einige mexikanische Kaufleute, welche die Thatsachen aus dem Munde der mörderischen Wilden selbst gehört hatten, die nähern Umstände mittheilten. Bald nachher entging die Schaar Kapitän Sublette's nur mit genauer Noth gänzlichem Verderben. Sie stießen auf jene ungeheure Horde von Blackfeet und Gros-Ventres, mit der wir später zusammentrafen, und da sie mit diesen Tausenden verglichen, buchstäblich nur eine Hand voll ausmachten, so glaubten sie sich eine Zeit lang in dringender Gefahr, von ihnen wirklich „aufgefressen" zu werden. Kapitän Sublette besaß jedoch bedeutende Erfahrung und verstand diese verrätherischen Wilden zu behandeln, so daß er, obwohl die Letzteren eine drohende Stellung annahmen, ohne ernstliche Belästigung von ihnen loskam und endlich wohlbehalten Santa Fe erreichte.

Kehren wir jedoch zu unserm Cibolero zurück. Er wünschte sehr uns einige Lebensmittel zu verkaufen, die uns gerade gelegen kamen; denn die Meisten von unserer Gesellschaft hatten kein Brod mehr, und Fleisch begann selten zu werden, da wir seit unserem ersten Zusammentreffen mit den Indianern am

Cimarron nur wenige Büffel mehr gesehen hatten. Unser Besucher kehrte bald in sein nahes Lager zurück und brachte uns darauf mit mehreren seiner Gefährten eine Menge getrocknetes Büffelfleisch und einige Säcke grobe im Ofen geröstete Laibe, eine Art hartes Brod, dessen sich die Reisenden in Mexiko häufig bedienen. Es wird bereitet, indem man den auf gewöhnliche Art gesäuerten Teig in dünne Scheiben theilt und sie dann in einem Ofen braun röstet. Obwohl sie in trockenem Zustande ungemein hart und unschmackhaft sind, so werden sie doch in Wasser oder noch besser in heißem Kaffee aufgeweicht nicht blos mürbe, sondern wohlschmeckend. Die Vorräthe davon, welche wir uns bei dieser Gelegenheit verschafften, waren ungewöhnlich grobe und verlegene Waare, die absichtlich für den Tauschhandel mit den Comanches, im Falle man einigen begegnen würde, verfertiget worden war: aber Brod war gerade damals für uns Brod, mochte es auch noch so schlecht sein.

Ein Wort über die Ciboleros dürfte hier nicht ganz ohne Interesse sein. Jedes Jahr ziehen zahlreiche Schaaren Neumexikaner, einige mit Maulthieren und Eseln, andere mit Carretas oder Rollkarren und Ochsen in diese Prairien hinaus, um sich für ihre Familien einen Vorrath von Büffelfleisch zu verschaffen. Sie jagen gleich den wilden Indianern meistens zu Pferde und mit Bogen und Pfeil, oder mit der Lanze, welche Waffen sie so geschickt handhaben, daß sie ihre Karren und Lastthiere in kurzer Zeit bepacken können. Selbst im hohen Sommer verursacht ihnen das Einpökeln des Fleisches keine Schwierigkeit, indem sie es in dünne Stücke schneiden und in der Sonne ausbreiten oder aufhängen, oder wenn sie Eile haben, etwas am Feuer rösten. Während des Einpökelns ahmen sie oft den Gebrauch der Indianer nach und treten oder kneten das Fleisch mit ihren Füßen, welches Verfahren, wie sie behaupten, zu seiner Erhaltung beiträgt.

Hier bewährt sich die außerordentliche Reinheit der Luft auf bemerkenswerthe Weise. Die Karavanen beobachten beim Einpökeln des Fleisches das nämliche einfache Verfahren mit Ausnahme des Knetens. Man befestigt an jeder Seite eines Wagens von einem Ende zum andern eine Leine und behängt sie mit Fleischschnitten, die der Luft so lange ausgesetzt bleiben, bis sie trocken genug sind, um eingepackt zu werden. Man bedient sich dabei keines Salzes und dennoch tritt nur selten Fäulniß ein. Da nämlich Schmeißfliegen hier unbekannt sind, so wird dieselbe durch nichts begünstigt. Weil ich gerade von Fliegen rede, so will ich noch erwähnen, daß sobald man das Gebiet des hohen Grases zwischen der Gränze von Missouri und dem Arkansasflusse überschritten hat, auch die Roßfliege nicht mehr verkommt. Unsere eigenen Prairien zum Maßstab nehmend, hatten wir von diesen Thierquälern viel Verdruß besorgt und fanden uns nun darin auf das Angenehmste getäuscht.

Es bleibt mir jedoch über das Einpökeln noch Einiges zu sagen übrig. Gewöhnlich beobachten die Reisenden, während sie sich mitten auf dem Büffelgebiet befinden, die Vorsichtsmaßregel, sich mit einem Vorrath Fleisch für die Nothfälle zu versehen, die beim Ausbleiben der „Prairienrinder" eintreten. In der Zeit des Ueberflusses hatten wir diese Vorschrift einigermaßen vernachläßiget und waren dadurch sehr in die Enge getrieben worden. Die Karavanen machen zuweilen einen oder zwei Tage Halt, um sich Fleischvorräthe anzulegen; da werden eine Menge Büffel abgeschlachtet und das Fleisch gestampft oder etwas gesengt, indem man es auf einem Gerüste übers Feuer legt. Auf dieselbe Weise verfahren die Merikaner, wenn das Wetter zu feucht oder der Himmel zu umwölkt ist, um das Fleisch in der freien Luft zu trocknen.

Wir näherten uns nun dem „Round-Mound," einem schönen, rundgipfeligen Kegel, der sich beinahe tausend Fuß über die Ebene

erhebt, von welcher er größten Theils umgeben ist. Wir waren noch wenigstens drei Meilen von diesem Hügel entfernt, als sich eine Abtheilung zu Fuß aufmachte, um ihn zu besteigen und die umliegende Gegend zu überblicken. Sie meinten ganz bestimmt, er sei blos eine halbe Meile, höchstens drei Viertel weit weg; da sich aber die Entfernung viel größer herausstellte, als man erwartet hatte, so blieben einige zurück und schloßen sich bald wieder dem Wagenzuge an. Die optischen Täuschungen, welche durch die dünne und durchsichtige Atmosphäre dieser Ebenen hervorgebracht werden, sind oft wirklich merkwürdig und liefern einen neuen Beweis für die Reinheit der Luft. Es kommt Einem fast vor, als schaue man durch ein Fernglas, denn die Gegenstände erscheinen oft viermal näher, als ihre wahre Entfernung beträgt, zuweilen viel vergrößert, und besonders um Vieles erhöht. Ich war häufig Zeuge davon, wie man Heerden von Antilopen für Elenthiere oder wilde Pferde und in sehr großer Entfernung sogar für Reiter hielt, was zu manchem Schreck Veranlassung gibt. Auch sah ich, wie Büschel Gras oder Unkraut oder auf den Prairien zerstreute Büffelknochen zu einer Höhe von mehrern Fuß empor wuchsen, so daß sie das Aussehen menschlicher Wesen gewannen. Auf gleiche Weise werden Raben nicht selten für Indianer oder auch für Büffel gehalten, und eine Heerde der Letztern auf einer fernen Ebene scheint oft so vergrößert, daß sie Unerfahrnen wie eine Gruppe von Bäumen vorkommen. Diese Erscheinung ist gewöhnlich von einem fortwährenden Wogen und Wallen begleitet, welches entfernte Gegenstände so verzerrt und verdreht, daß sie nicht mehr mit Bestimmtheit unterschieden werden können. Die Täuschung scheint durch gasartige Dünste erzeugt zu werden, die aus dem Boden aufsteigen, während die Sonne sie mit ihren glänzenden Strahlen beleuchtet.

Die seltsamste und zugleich überraschendste Erscheinung

jedoch, welche durch optische Täuschung hervorgebracht wird, ist die Luftspiegelung, oder wie man sie in den Prairien gewöhnlich heißt, die „falschen Teiche.“ Selbst der erfahrene Reisende wird auf den dürren Ebenen, wo eine Täuschung auf das Bitterste empfunden wird, oft von ihnen betrogen. Nachdem der durstige Wanderer sich stundenlang unter einem brennenden Himmel dahingeschleppt hat, erspäht er endlich einen Teich — ja es muß Wasser sein — es sieht zu natürlich aus, als daß er sich irren könnte. Er beschleunigt seinen Schritt und genießt schon im Voraus das Vergnügen eines erquickenden Trankes; aber ach! wie er näher kommt, weicht es zurück oder verschwindet ganz, und wenn er den Ort erreicht, wo er es vermuthete, so traut er seinen eigenen Augen kaum — er sieht nichts unter seinen Füßen als den verdorrten Boden. Erst wenn er ein dutzend Mal auf diese Weise verlockt worden ist, versteht er sich dazu, die Verfolgung aufzugeben, und sieht er dann vielleicht ein wirkliches Wasser, so geht er vorüber, ohne es zu beachten, aus Furcht abermals getäuscht zu werden.

Man scheint im Allgemeinen diese „falschen Teiche“ nicht auf richtige Weise zu erklären. Sie sind meistens einer Refraction zugeschrieben worden, durch die ein Abschnitt des begränzenden Himmels unter dem Horizont erscheinen soll: es läßt sich jedoch nicht zweifeln, daß sie das Ergebniß einer Reflexion sind, die auf ein Gas stattfindet, das vielleicht aus der von der Sonne ausgetrockneten Erde und aus Pflanzenstoffen hervorströmt. Oder es mag auch sein, daß eine Ueberladung von Kohlensäure, die durch die Wirkung der Sonne auf die Flächen und Vertiefungen dieser Ebenen niedergeschlagen wird, diese Erscheinung veranlaßt. Wenigstens scheint sie, wenn man sie sehr schräg betrachtet, dicht genug, um die jenseitigen Gegenstände zurückzuwerfen, und indem sich auf diese Art der gegenüberliegende Himmel in dem Gasweiher spiegelt, entsteht das täuschende Ansehen von Wasser.

Zum Beweis, daß wirklich Reflexion der Grund ist, führe ich die Beobachtung an, welche ich oft machte, daß ferne Bäume und hügelige Erhöhungen, die über den jenseitigen Horizont hervorragen, im Teiche sich verkehrt abspiegeln, während sie dagegen, wenn Reflexion im Spiele wäre, aufrecht und nur unter der Oberfläche stehend erscheinen müßten. Es lassen sich in der That manche seltsame atmosphärische Erscheinungen in den Ebenen beobachten, die dem wißbegierigen Naturkundigen ein weites Gebiet anziehender Forschungen eröffnen würden.

Endlich erreichten einige der standhaftesten unsrer Abenteurer den Gipfel des „Round-Mound," der eine vollständige in einigen Richtungen wohl über hundert Meilen weite Aussicht auf das umliegende Land darbietet. Nach Süden wechselt die Gegend mit Hügeln, Ebenen, Erhöhungen und wellenförmigen Sandflächen; die Nordseite aber zeigt nur endlose Ebenen, auf der blos da und dort einzelne verschiedenartige Hügel und Kuppen hervorragen. Weit darüber hinaus nach Nordost, und tief am Horizont, erblickt man einen silbernen Streifen auf azurnem Grunde, gleich einer Linie blendend weißer Wolken. Dies ist der mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel des östlichen Vorsprunges der Felsengebirge.

Diese ungeheuern Gränzebenen, sogar die Hügel, welche sie zuweilen unterbrechen, sind nirgends mit Holz bewachsen, außer daß vielleicht am Rande eines steilen Ufers oder einer Schlucht ein einsamer Baum steht, welcher der Landschaft kaum einige Abwechslung zu verleihen im Stande ist. Nicht einmal ein Büffel war zu sehen, um die Einförmigkeit der Scene zu beleben; obgleich zu gewissen Jahreszeiten und besonders im Herbst diese Prairien von ganzen Heerden dieser Thiere buchstäblich bedeckt sind. Dann kann man wohl tausend bis zehntausend von dieser Höhe sehen. Aber die Büffel sind ein wanderndes Geschlecht: wir reisten oft tagelang in der Mitte der Prairien,

wo sie sonst häufig sind, ohne ein einziges dieser Thiere zu erblicken; selbst wenn auch keine Spur von Jägern oder Indianern zu entdecken war. Der Wahrheit gemäß muß ich gestehen, daß ich sie nirgends in den Prairien in so großer Anzahl gesehen habe, als einige Reisende in ihren Schilderungen angeben — in dichten Massen, welche die Prairien verdunkeln. Ich habe sie nur in zerstreuten Heerden von einigen Zwanzigen, Hunderten, auch manchmal Tausenden gefunden, wo sie am zahlreichsten waren, hatten sie sich stets in großen Zwischenräumen weit und breit zerstreut. Sie vermindern sich aber sehr schnell. Man sagt allgemein, die Weißen verscheuchen sie; aber, möchte ich fragen, wohin fliehen sie denn? Einige werden, um einen Jägerausdruck zu gebrauchen, „aus der Haut geschreckt;" aber für einen von den Weißen getödteter Büffel fallen mehr als Hunderte, vielleicht Tausende von den Händen der Wilden. Vor diesen können sie in der That nirgends hin fliehen; die verfolgen ihre Beute überall hin; darum lernen die armen Thiere instinktmäßig die festen Ansiedelungen, und zum Theil auch die gewöhnlichen Reisestraßen der Weißen meiden.

Als die Karavane am nördlichen Fuße des „Round-Mound" vorbeizog, gewährte sie denen, die auf dem Gipfel standen, ein sehr schönes und interessantes Schauspiel. Die Wagen fuhren langsam in vier geraden aber unterbrochenen Linien, oft mit Zwischenräumen von mehreren Ruthen. Das unaufhörliche Peitschengeknall der Fuhrleute, glich dem Wiederhall eines fernen Gewehrfeuers, so daß man hätte glauben können, es fände ein Scharmützel zwischen zwei feindlichen Parteien statt: wenigstens war es für die armen Thiere ein feindlicher Angriff; denn das Blut rann ihnen oft aus den Seiten unter den unbarmherzigen Peitschenhieben, wozu die muthwilligen Carrettieri keinen andern Grund hatten, als sich am Schwingen und lauten Knallen ihrer Geißeln zu unterhalten!

Die hintern Wagen haben gewöhnlich keine Bewachung: da alle einzelnen Reiter gerne voraus sind, sieht man sie zuweilen eine Meile und noch weiter in zerstreuten Gruppen vor der Karavane her reiten. Unser Lager wurde nur eine Meile westlich von „Round-Mound" aufgeschlagen, so daß es denjenigen, welche noch auf seinem Gipfel verweilten, einen unterhaltenden Anblick gewährte, wie die Wagenburg aufgestellt wurde, worin es die Fuhrleute bereits zu einer großen Fertigkeit gebracht hatten. Wenn man in vier Reihen fährt, rücken die zwei äußern auseinander und bilden den vordern Winkel, die innern aber halten zusammen, bis sie in der Winkellinie sind, schwenken dann schnell zu beiden Seiten ab und schließen sich an die äußersten Enden der andern beiden; auf diese Weise entsteht ein rechtwinkeliges Viereck, an dessen hinterer Ecke man eine Oeffnung läßt, um die Thiere hinein zu treiben.

Unser Lager war in einer hübschen aber wasserleeren Ebene, wir hatten uns jedoch zu Mittag hinlänglich mit diesem Bedürfnisse versehen. Nachdem unser Vieh, wie gewöhnlich, einige Stunden geweidet, wurde es in die Wagenburg gebracht. Unsere Leute lagen alle im friedlichen Schlummer, die Wachen ausgenommen, welche rings um das Lager stille auf ihren Posten standen; als plötzlich gegen die verhängnißvolle Stunde der Mitternacht ein fürchterlicher Lärm gehört wurde, so daß alle Schlafenden im größten Schrecken von ihren Decken aufsprangen und zu den Waffen griffen. Wie es schien, war eines der Thiere vor einem Hunde scheu geworden und hatte durch sein plötzliches Aufspringen die Uebrigen in wilde Bewegung gebracht; der panische Schrecken verbreitete sich schnell durch die ganze Hürde; und es entstand ein Gekrache, Getöse und ein Wirrwar, welcher Alles übertraf, was wir bis jetzt erlebt hatten. Eine allgemeine „Stampede" (Estampida, wie die Mexikaner sagen) war das Ergebniß. Obgleich die Wagen Rad an Rad

mit Stricken oder Ketten fest zusammengebunden waren, und man noch einige vor den Ausgang des Corral gestellt hatte, brachen sich die Ochsen doch bald Bahn, und trotz dem, daß sie meistens paarweise gekoppelt waren, jagten sie wüthend in die Ebene hinaus. Alle Versuche, sie aufzuhalten, waren vergebens; denn wer hätte wohl Lust, einem Paar Ochsen in den Weg zu treten, wenn sie scheu geworden sind. Früh am folgenden Morgen gaben wir uns alle Mühe, wenigstens so viel Gespanne zusammenzutreiben, um weiter ziehen zu können. Etwa sieben Meilen weiter am „Rock Creek" — Felsflüßchen — traten wir wieder mit unseren Gefährten, welche die flüchtige Heerde verfolgt hatten, zusammen. Bis auf sechs, die nie mehr zum Vorschein kamen, waren alle Ochsen gefunden. Maulthiere verloren wir keine, die wenigen, welche losgekommen waren, hatte man sogleich wieder eingefangen. Wenn die Maulthiere schon leichter scheu werden, so sind die Ochsen doch gefährlicher, wenn der Schreck sie einmal ergriffen hat. Dafür haben die letztern wieder den Vorzug, daß die Indianer nicht sehr geneigt sind, dieselben zu stehlen, und kaum eine Ochsen-Karavane angreifen würden.

Wir kamen nun in eine Gegend mit rauhem, an vielen Orten oft felsigem Boden, da die Ufer der Flüsse von hier bis zu den Gebirgen mit kleinen Sandsteinen bedeckt sind. Diese holperigen Wege nahmen unsere Wagen stark mit; das Holz war bei der außerordentlichen Trockenheit und Reinheit dieses hohen Luftkreises zusammengeschrumpft und daher die Räder lose und wackelig geworden. An vielen drehten sich die Speichen in den Naben, so daß man „falsche Speichen" mit Büffellederriemen daran fest binden mußte. Die Felgen wurden zuweilen so locker, daß sie während dem Fahren ausfielen. Während wir Halt machten, sah ich wohl ein Duzend Räder zugleich ausbessern, was

ein solches Gehämmer verursachte, daß man sich auf einem Schiffswerft hätte glauben können.

Nachdem wir diese beschwerliche Gegend im Rücken hatten, kamen wir bald am „Point of Rocks" vorüber, einem vom Norden auslaufenden Bergvorsprung, an dessen Fuße eine hübsche kleine Quelle sprudelte. Dieser Punkt ist nur dreißig oder vierzig Meilen von dem Hauptgebirge entfernt, von welchem ähnliche Hügel und Bergrücken auslaufen. Nachdem wir am nächsten Tage die Hochebene verlassen hatten, erreichten wir den Hauptarm des Canadian, welcher hier nur noch ein rieselnder, kaum zwölf Schritte breiter Bach ist, obgleich er schon achtzig Meilen weit von seiner Quelle in den nördlichen Gebirgen entfernt ist. Da sein Bett von festen Felsen ist, so wird diese Furt von den Ciboleros sehr bezeichnend, el Vado de Pindras (die Steinfurt) genannt. Die Ufer sind sehr nieder und leicht zu ersteigen. Die Mexikaner nennen den Fluß (Rio Colorado) „rother Fluß," und die Amerikaner heißen ihn nach wörtlicher Uebersetzung „Red River." Dieser Umstand veranlaßte vielleicht zu dem Glauben, daß dies der Hauptzweig unsers amerikanischen Flusses gleichen Namens sei *); aber die nächsten Wässer des ächten „Red-River

*) Bis zum Jahre 1820 scheint dieser Rio Colorado allgemein für die Hauptquelle des amerikanischen Red-River gehalten worden zu sein; bis Major Long auf seinem Handelszuge im nämlichen Jahre entdeckte, daß er der Hauptarm des Canadian sei. Diese Entdeckung kam ihm freilich etwas theuer zu stehen; denn als er in der Nähe der Gebirge auf den Colorado stieß, folgte er seinem Laufe in der Meinung, es sei die Hauptquelle des Red-River, und wurde nicht enttäuscht bis zu der Stelle, wo er sich in den Arkansas ergießt; wodurch er einen Hauptzweck seiner Sendung verfehlte — nämlich die Erforschung der wahren Quellen des „Red-River von Natchitoches."

von Natchitoches" sind etwa hundert Meilen südwärts von hier entfernt.

Indem wir zu dem Rio Colorado hinabstiegen, begegneten wir etwa einem Dutzend Landsleuten aus Taos, wohin ein gerader, aber holperiger Weg etwa sechzig bis siebzig Meilen durch die Gebirge führt. Es war ein freudiges Zusammentreffen, denn wir fanden alte Bekannte unter ihnen, die wir seit Jahren nicht gesehen hatten. Während unserer Kinderzeit hatten wir zusammen in der nämlichen Landschule Buchstabiren gelernt, und in jugendlicher Fröhlichkeit die wilden Wälder durchstreift. Sie kehrten mit uns um, und wir hatten für den Rest des Tages genug zu thun, die angelegentlichen Fragen nach all ihren Freunden und Bekannten in den Vereinigten Staaten zu beantworten.

Ehe wir den Fluß erreichten, begegnete uns noch eine andere Abtheilung von Besuchern, meistens Zollbeamte und Schreiber, die mit einem militärischen Geleite hinausgekommen waren, um die Karavane zur Hauptstadt zu begleiten. Der vorgebliche Zweck dieser Bedeckung war Schmuggelei zu verhindern — da jedes Jahr eine Kompagnie Soldaten ausgesendet wird, mit dem strengsten Befehl die Karavanen zu überwachen. Diese Maßregel scheint seitdem beinahe außer Gebrauch gekommen zu sein, und könnte ganz füglich vollständig abgeschafft werden; denn wenn irgend jemand schmuggeln wollte, würde es ihm nicht viel Mühe kosten, sich dem Dienste dieser verhütenden Wachen zu versichern, die für ein geringes Trinkgeld sich hergeben würden, solche Absichten kräftig zu unterstützen, statt ihnen hinderlich zu sein. Als wir im Thale unser Lager dem der Bedeckung gegenüber aufschlugen, beehrte uns Oberst Vizcarra, der Befehlshaber, mit einem Gruß aus seinen Geschützen, welcher sogleich von unserer kleinen Kanone beantwortet wurde.

Da wir uns jetzt — obgleich noch nahe an hundert und zwanzig Meilen von Santa Fe entfernt — vor den Feindseligkeiten der Indianer endlich sicher glaubten, und nicht abgeneigt

waren, unserer Bedeckung so viel Mühe als möglich zu machen, lösten wir einige Meilen jenseits des Colorado die Organisation unserer Karavane auf, deren Mitglieder nun in so viel einzelnen Abtheilungen als es Handelsgesellschaften gab, ihre Straße nach der Hauptstadt verfolgten. Der Weg von hier nach San Miguel — einer etwa hundert Meilen entfernten Stadt — führt in südwestlicher Richtung und fast parallel am Fuße jenes Zweiges schneebedeckter Gebirge hin, deren bereits erwähnt wurde und die sich östlich von Rio del Norte hinunterziehen.

Diese Gegend zeichnet sich besonders durch heftige Regengüsse, Hagelstürme, und fürchterliche Donnerschläge aus. Die plötzliche Abkühlung und Zusammenziehung der Atmosphäre, welche auf diese Regenschauer folgt, wendet sehr oft den Strom der untern Luftschicht um; so daß eine Wolke, die gerade aufgehört hat, sich ihres Inhalts zu entleeren, und fortgezogen ist, in wenigen Minuten zurückgebracht wird, und den Reisenden mit einem neuen Strome überschüttet. Eine Scene, von der ich im Sommer 1832 Zeuge war, ergriff mich tief, und man wird mir ihre Erwähnung an dieser Stelle zu gute halten. Wir lagerten zu Mittag etwa zwei Tagreisen jenseits des Colorado, als eine dunkle Wolke hinter den Gebirgen hervor zog, und nachdem sie einige Minuten über uns geschwebt hatte, entlud sie sich eines jener furchtbaren Donnerschläge, welche diesen Gegenden eigenthümlich zu sein scheinen, der die Elemente erzittern machte, und uns so betäubte und bestürzte, daß mehrere Sekunden vergingen, ehe jeder von uns im Stande war, sich zu überzeugen, daß ihn der Blitz nicht erschlagen habe. Schwefeldampf füllte die Luft; aber der Blitzstrahl war über die Wagen hin gefahren und hatte in die „Caballada" geschlagen, die nahe dabei grasete, und von der wir nachher einige Thiere ausgestreckt auf der Ebene liegen sahen. Sonderbar genug fanden wir auch einen Ochsen, den der Blitz niedergeworfen und erschlagen hatte, während sein Nachbar unversehrt im nämlichen Joche neben ihm stand.

In einiger Entfernung jenseits des Colorado verließ eine Gesellschaft aus etwa zwölf Personen, denen auch ich mich anschloß, die Wagen, um nach Santa Fe vorauszueilen. Fünfzig Meilen jenseits des Hauptarmes jenes Stromes überschritten wir das letzte Wasser des Canadian, von den Fremden Mora genannt.*) Von hier bis zu dem „Gallinas," **) dem ersten Wasser des Rio del Norte, führt die Straße über eine hohe von einem Bergrücken unterbrochene Fläche. Am Gallinas-Flusse sahen wir eine große Schafheerde auf der angränzenden Ebene weiden, und eine kleine Hütte am Fuße einer Klippe zeigte uns, daß es ein „Rancho" sei. Es erschien bald ein schwärzlicher „Ranchero," von dem wir uns mit Ziegenmilch und etwas schmutzigem Schafkäse, der die Stelle des Brodes vertrat, bewirthen ließen.

Einig zwanzig Meilen von diesem Orte erreichten wir San-Miguel, die erste bedeutende Niederlassung auf unserem Wege. Sie besteht aus unregelmäßigen Gruppen von Lehmhütten, und liegt in dem fruchtbaren Thale des „Rio Pecos" — ein kleines silberklares Flüßchen, das von den Schneegebirgen Santa Fe's herunterrieselt — von welcher Stadt dieses Dorf etwa fünfzig Meilen südöstlich liegt. Die Straße macht diesen großen südlichen Bogen über San-Miguel, um den Durchgang durch den früher erwähnten Gebirgszweig zu finden, welcher von da an in

*) Da „Mora" Maulbeere heißt, könnte man vermuthen, sein Name schriebe sich daher, weil an seinem Ausflusse die Früchte wachsen, wenn ihn nicht die Mexikaner stets „Rio de lo de Mora" nennen würden, was zu dem Glauben veranlaßt, diese Benennung rühre von einem gewissen Mora her, welcher sich hier angesiedelt hatte.

**) Von den Mexikanern Rio de las Gallinas genannt. Obgleich gallina wörtlich Huhn heißt, so wird hier doch der Truthahn darunter verstanden, (der gewöhnlich mit dem Beisatze gallina de la terra bezeichnet wird. Der Fluß heißt daher eigentlich Truthahnfluß.

einzelne Hügel und offene Ebenen ausläuft. Dieser gebirgige Abschnitt des Weges hat trotz seinem vernachlässigten Zustande wenig gefährliche Stellen, und könnte mit geringer Mühe in Ordnung gebracht werden.

Einige Meilen, ehe man die Stadt erreicht, führt der Weg wieder in eine offene Ebene hinaus. Von einer tafelförmigen Erhöhung aus, die wir erstiegen hatten, sahen wir nordwestlich in ein breites Thal mit zerstreuten Baumgruppen, grünen Korn- und Weizenfeldern, und hie und da erhob sich in der Mitte eine große viereckige blockartige Masse. Etwas weiter hinaus, gerade vor uns gegen Norden, entdeckten wir ähnliche unregelmäßige Massen. „O wir nähern uns den Vorstädten!" dachte ich, als ich die Kornfelder, und die nach allen Richtungen zerstreuten Ziegelbrennereien — denn dafür hielt ich sie — sah. Als diese und ähnliche Bemerkungen laut wurden, sagte ein Freund neben mir: „Dies sind wirkliche Haufen ungebrannter Ziegelsteine, dessen ungeachtet sind es Häuser — das ist die Stadt Santa Fe."

Fünf oder sechs Tage nach unserer Ankunft zeigte sich endlich die Karavane und Wagen auf Wagen rollte den letzten etwa eine Meile entfernten Abhang gegen die Stadt hinunter. Nach der lauten Freude und lebhaften Aufregung zu schließen, welche die Maulthiertreiber ergriffen zu haben schien, mußte ihnen das Schauspiel eben so neu sein wie mir. Es war in der That ein des Pinsels eines Künstlers würdiger Anblick. Sogar die Thiere schienen die Lust ihrer Reiter zu theilen, welche immer lauter und fröhlicher wurden, je näher sie der Stadt kamen. Kurz ich zweifle, ob die Kreuzfahrer beim ersten Anblick von Jerusalem eine eben so stürmische und begeisternde Freude geäußert haben.

Die Ankunft verursachte unter den Eingebornen viel Geschäftigkeit und Bewegung. „Los Americanos!" — „Los Carros!" — La Entrada de la Caratvana!" hörten wir von allen Seiten; und Haufen Weiber und Kinder

versammelten sich, um die neuen Ankömmlinge zu mustern, während wie gewöhnlich eine Menge Leperos herumstrichen, um zu sehen, wo es etwas zu stehlen gab. Auch die Fuhrleute waren nicht ganz frei von Aufregung bei dieser Gelegenheit. Da sie von der „Prüfung" unterrichtet waren, die sie zu bestehen hatten, brachten sie den Morgen mit Putzen zu; und waren nun bereit, mit saubern Gesichtern, glatt gekämmten Haaren, und im gewähltesten Sonntagstaate den „hübschen glänzend schwarzen Augen" zu begegnen, von denen sie ganz gewiß im Vorbeiziehen gemustert werden würden. Um vortheilhaft zu erscheinen, bedurfte es aber noch einer andern Vorbereitung. Jeder Fuhrmann muß eine nagelneue Schmitze an seine Peitschenschlinge knüpfen; denn beim Fahren durch die Straßen und über die „Plaza publica" sucht es jeder seinem Gefährten in der Gewandtheit zuvor zu thun, womit er dieses Lieblingszeichen seiner Gewalt zu handhaben versteht.

Unsere Wagen waren bald in den Magazinen des Zollhauses abgeladen; und da wir nun einige Tage zu unserer Verfügung hatten, so gönnten wir uns Zeit zur Erholung, welche uns nach einer beschwerlichen Reise von zehn Wochen so nothwendig war. Die Fuhrleute und viele der Händler, namentlich die Neulinge, strömten den zahlreichen Fandangos zu, die gewöhnlich nach der Ankunft einer Karavane unterhalten werden. Die Kaufleute hingegen sind eifrig mit ihren Angelegenheiten beschäftigt, und jeder bemüht sich, seine Waare zuerst aus dem Zollhause zurück zu erhalten, um ein gutes Geschäft mit den zahlreichen Landkrämern zu machen, die alle Jahre bei diesen Gelegenheiten in die Hauptstadt kommen.

Nun beginnnt die Ernte für jene müßigen Dolmetscher, die sich ein Geschäft daraus machen, den Waarenverkehr zu besorgen; denn da nur ein kleiner Theil der Kaufleute spanisch schreiben kann, so müssen sie sich dieser gesetzlichen Unterhändler bedienen,

welche sich gegen gewisse Gebühren verbindlich machen, die nöthigen Anordnungen zu treffen, die „Manifiestos“ (das heißt die Verzeichnisse der Waaren, die im Zollhause vorzulegen sind) zu übersetzen und überhaupt die Geschäfte der Dolmetscher zu verrichten.

Nun folgt die Untersuchung, welche jedoch selten mit vorschriftsmäßiger Strenge vollzogen wird; denn eine „dringende Theilnahme“ für die Kaufleute und ein „gewichtiger Wunsch,“ den Handel zu befördern, veranlassen den Aufseher blos einige von jenen Ballen zu öffnen, die am wenigsten Abweichung von der Declaration zeigen.

Die mexikanischen „Derechos de Arancel“ (Einfuhrzölle) sind ungemein drückend und belaufen sich im Durchschnitt auf hundert Procent des Preises, den man in den Vereinigten Staaten für ein gewöhnliches Santa-Fe-Sortiment zahlt. Die auf Baumwollenwaaren sind besonders hoch. Nach dem Tarif von 1837 (und der frühere war noch höher) zahlen alle glatten Baumwollenzeuge, sowohl die weißen als die gedruckten, zwölf und einen halben Cent Zoll für die Vara, wozu noch das Derecho de Consumo (Verbrauchsteuer) kommt, die ihn auf wenigstens fünfzehn steigert. Es braucht indessen kaum beigefügt zu werden, daß es sehr wenige Häfen in der Republik geben soll, wo diese harten Forderungen strenge eingetrieben werden. Man trifft ein Uebereinkommen, wobei wenigstens die Beamten ihr Schäfchen in's Trockene bringen. In einigen Häfen soll der Gebrauch eingeführt sein, die gesetzlichen Zölle in drei gleiche Theile zu theilen: einen für die Beamten — den andern für die Kaufleute — den dritten für die Regierung.

Einige Jahre lang stellte der Gouverneur Armijo von Santa Fe aus eigener Machtvollkommenheit einen ganz willkürlichen Tarif auf, indem er für jede Wagenladung, mochte sie groß oder klein sein, feine oder grobe Waaren enthalten, fünf-

hundert Dollars verlangte. Dies war natürlich sehr vortheilhaft für jene Kaufleute, die große Wagen und kostbare Ladungen hatten, während es für die mit kleineren Fuhrwerken oder groben und ins Gewicht fallenden Waaren nicht weniger lästig war. Wie vorauszusehen war, luden die Kaufleute ihre Güter bald nur auf die größten mit zehn oder zwölf Maulthieren bespannten Wagen und befaßten sich nicht mehr mit den gröberen und schweren Handelsartikeln. Dies bewog den Gouverneur zum System der Besteuerung ad valorem zurückzukehren, obwohl er fortwährend den Tarif des Landes unbeachtet ließ. Wie viel von diesen Zöllen seinen Weg in die Staatskasse gefunden hat, darüber will ich mir kein Urtheil erlauben.

Die Ankunft einer Karavane in Santa Fe verändert auf einmal das Aussehen des Platzes. Statt der Trägheit und Geschäftsstockung die vorher in seinen Straßen herrschte, erblickt man jetzt überall das geräuschvolle Treiben und die Thätigkeit einer lebhaften Handelsstadt. Da die Mexikaner sehr selten englisch sprechen, so wird der Verkehr meistens in spanischer Sprache geführt.

Auf einem Gange durch die Kaufladen fand ich sie gewöhnlich mit Waaren verschiedenster Art assortirt, fast wie dies in den Kleinkrämerbuden des Westens der Fall ist. Die Magazine der unerfahrnen Kaufleute enthalten nicht selten eine Menge unverkäuflicher Waaren — *Mulas* — wie die Mexikaner sie sinnbildlich nennen.

Obwohl auf diesem Platze ein gutes Sortiment von Eisenwaaren, Seidenstoffen u. s. w. angetroffen wird, so bestehen doch die Hauptvorräthe in gebleichtem und ungebleichtem Haustuch, welche beide Sorten ungefähr in gleicher Menge in ein Santa Fe-Sortiment aufgenommen werden sollten. Die Nachfrage nach diesen Zeugen ist so groß, daß wenigstens die Hälfte unserer Waarenvorräthe aus ihnen besteht. Obschon sie aber scheinbar größere

Prozente abwerfen als manche andere Artikel, so wird jedoch der Gewinn durch die Frachtkosten und hohen Zölle vermindert. Auf allen südlichen Märkten, wo zwischen den mexikanischen und englischen Fabrikaten Konkurrenz stattfindet, gibt man den erstern entschieden den Vorzug, weil sie schwerer und dauerhafter sind. Beträchtliche Nachfrage ist auch nach Kattunen, allein diese Zeuge bringen weniger Gewinn. Von ihnen sollten in einem Sortiment ungefähr halb soviel vorhanden sein als Haustuch. Baumwollensammet und Zwillich (sowohl gebleicht als ungebleicht oder blau, und vorzüglich der letztere) war auch sehr begehrt. Aber alle gröbern Baumwollenstoffe, sowohl Shirtings als Kattune und Zwilliche u. s. w. wurden durch den Tarif von 1837 verboten, welches Verbot mit einigen Abänderungen noch in Kraft besteht.

Sechstes Kapitel.

Skizzen aus der früheren Geschichte von Santa Fe. — Erste Entdeckung. — Ursprung des Namens Neu-Mexiko. — Onate's Denkschrift. — Seine Kolonie. — Kapitän Leyva's frühere Niederlassung. — Sonderbare Forderungen Onate's. — Aufmunterungen, welche die Regierung den Kolonisten gewährt. — Gräuelthaten der spanischen Eroberer. — Gedeihen der neuen Kolonie. — Harte Arbeiten der Eingebornen in den Bergwerken. — Aufstand der Indianer im Jahre 1680. — Ermordung der Spanier. — Belagerung von Santa Fe. — Gefechte. — Der Rest der spanischen Bevölkerung räumt die Provinz. — Paso del Norte. — Unmenschliche Ermordung eines spanischen Priesters. — Wiedereroberung des Landes. — Aufstand vom Jahre 1837. — Eine Weissagung. — Empörende Niedermetzelung des Gouverneurs und anderer angesehener Bewohner. — Amerikanische Kaufleute und Nachlässigkeit unserer Regierung. — Gouverneur Armijo: seine Ränke und deren Erfolg. — Zweite Zusammenrottung der Aufrührer und ihre endliche Niederlage.

Da ich neun Jahre im nördlichen Mexiko verlebte, so hatte ich Gelegenheit, vielfache Beobachtungen zu machen, was einem bloßen Handelsreisenden nicht immer vergönnt ist, und ich glaube daß eine Beschreibung des Landes — der ersten Niederlassungen — der ersten, sowohl als der spätern Kämpfe mit den Eingebornen — ihrer Ueberlieferungen und Alterthümer — nebst einigen Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche des Volkes u. s. w. den Lesern nicht unangenehm sein würde. Die spärliche Kunde, welche man bis jetzt von diesen Gegenständen gehabt, hat, ist meine gültigste Entschuldigung dafür, daß ich aus dem mir zunächst vorgeschriebenen Kreise trete und der Aufgabe des eigentlichen Geschichtschreibers vorgreife.

Die Provinz Neu-Mexiko, wovon die Hauptstadt Santa Fe eine der ersten Niederlassungen war, wird zu den frühesten Ansiedelungen Amerikas gezählt. Nach einigen Ueberlieferungen soll eine kleine Schaar Abenteurer gleich nach der Eroberung der Stadt Mexiko durch Hernan Cortes so weit nördlich vorgedrungen sein. Der Geschichtschreiber Mariana spricht von einigen Versuchen, welche während der Laufbahn dies berühmten Anführers in Amerika gemacht worden seien, um jenes Land zu erobern und Besitz davon zu nehmen. Dies ist indessen sehr zweifelhaft; denn es läßt sich kaum vermuthen, daß die Spanier, bei all ihrer Goldgier, zur selben Zeit schon ihre Siege zweitausend Meilen in das Innere verfolgt, die Gebiete feindlicher Wilden durchzogen und dazwischenliegende nicht nur schönere, sondern auch an jenen kostbaren Metallen weit ergiebigere Gegenden unerforscht gelassen hätten.

Herrera, welcher von den Ereignissen des Jahres 1550 schreibt, führt Neu-Mexiko als eine bekannte, nördlich von Neu-Galizien gelegene, doch nur von den Urvölkern bewohnte Provinz an. Der Namen „Neu-Mexiko," wurde ihr vermuthlich wegen der Aehnlichkeit ihrer Bewohner mit denen der Stadt Mexiko und ihrer Umgebung zugetheilt. Sie scheinen in ihren Sitten, ihrem Landbau, ihren Manufacturen und ihren Häusern mit einander übereingestimmt zu haben; während diejenigen in den zwischenliegenden Gegenden (die Chichimmecos u. s. w.) in einem viel rohern Zustande lebten, ein herumwanderndes Leben führten und viel weniger Kenntnisse von Ackerbau, Künsten und dergleichen hatten.

Die einzige Urkunde, welche in den Archiven von Santa Fe gefunden wurde und einigen Aufschluß über die erste Ansiedelung Neu-Mexikos gibt, ist die Bittschrift eines Don Juan Onate, eines Bürgers von Zacatecas, datirt vom 21. September 1595, von welcher ich durch die Güte des Don Guadalupe

Miranda, Staatssekretärs von Santa Fe, eine Abschrift erhalten habe. In diesem Gesuche wurde die vizekönigliche Regierung von Mexiko um Erlaubniß und Beistand gebeten, am Rio del Norte, in dem als Neu-Mexiko bereits bekannten Lande, eine Kolonie gründen zu dürfen; dieses wurde, wie aus den Urkunden hervorgeht, genehmigt, und das Unternehmen schon im nächsten Frühjahr begonnen.

Dieses scheint die erste und rechtmäßige Ansiedelung in der Provinz gewesen zu sein; obgleich wir aus verschiedenen Punkten in Onates Bittschrift ersehen, daß schon früher ein Abenteurer, unter dem Namen Kapitän Francisco de Leyva Bonillo bekannt, ohne des Königs Erlaubniß mit einigen Gefährten in die Provinz gezogen war, welchen zu verhaften und zu bestrafen Onate die Vollmacht hatte. Einige Geschichtschreiber behaupten, Neu-Mexiko sei von einigen Missionären im Jahre 1581 zuerst besucht worden; und eine Ueberlieferung des Landes gibt das Jahr 1583 als die Zeit der ersten Niederlassungen an — beide beziehen sich ohne Zweifel auf Leyva und seine Gefährten.

Onate versprach zweihundert Soldaten, und für das erste Jahr nöthige Vorräthe für die Kolonie mitzunehmen; auch eine Menge Pferde, Rindvieh, Schafe u. s. w., so wie Kaufmannswaaren, Ackergeräthschaften und Handwerkszeug; Alles auf seine eigenen Kosten oder vielmehr zuletzt auf Kosten der Ansiedler.

Dieser Abenteurer verlangt in seinem Gesuche noch einige außerordentliche Vergünstigungen von Seite des Königs: nämlich Geschütze und andere Waffen, Kriegsbedarf u. s. w., — sechs Priester mit vollständigem Büchervorrath, Kirchenschmuck und übriger Ausrüstung, ein Darlehen von 20,000 Dollars aus dem königlichen Schatz — dreißig Quadratmeilen Land, wo immer er es sich auch wählen würde, mit allen Vasallen (Indianern), die es bewohnten — für seine Familie den erblichen Marquistitel — das Amt des Gouverneurs, mit dem Titel eines Adelan-

tado und dem Range eines Generalkapitäns für vier Generationen — einen Jahrgehalt von 8000 castilischen Dukaten — das Recht, Minen anzulegen, ohne die übliche Abgabe an die Krone zu zahlen — die Erlaubniß, die Urbewohner unter seine Offiziere und seiner Mannschaft zu vertheilen, nebst anderen Begünstigungen für seine Brüder und Verwandten, auch die „Oberaufsicht über die Indianer," welches mit andern Worten heißt, das Recht sie als Sklaven in den Bergwerken zu gebrauchen — mit noch viel andern Vortheilen, Freiheiten und Ermächtigungen für sich selbst, welche hinreichend gewesen wären, ihm eine weit despotischere Macht zu verleihen, als irgend ein neuerer europäischer Herrscher sie anzunehmen wagen würde. Und obgleich diese übermäßigen Forderungen nicht alle bewilligt wurden, so zeigen sie doch, welcher Geldvortheile und Ehren sich die spanischen Monarchen als Lockung bedienten, um die „Entdeckung, Beruhigung und Bekehrung (des cubrimiento, pacification y conversion,) — wie sie es bescheiden nannten — der armen Urbewohner von Amerika zu bewerkstelligen.

Die erwähnte Denkschrift ist von ungemeiner Länge, da sie mit zahlreichen Randbemerkungen überladen ist, welche die Zustimmung oder den Widerspruch des Vicekönigs enthalten. Dies alles dient jedoch mehr dazu, die alten Sitten und Gebräuche der Spanier in jenen Zeiten der Feudalherrschaft und die Formen zu beleuchten, welche bei Entdeckung und Bekehrungsunternehmungen beobachtet wurden, als historische Einzelnheiten über den Zug beizubringen.

In allen Theilen dieser sonderbaren Urkunde, tritt deutlich jene schmutzige Begierde nach Gold und Macht hervor, welche so entehrend für alle spanischen Eroberungen in Amerika war; und der religiöse Fanatismus, jener Kreuzfahrergeist, welcher so viele Tausende der Ureinwohner der neuen Welt unter spanischer Herrschaft opferte.

Kehren wir zu Onate zurück: Dieser Abenteurer oder Contrahent, oder wie man ihn sonst nennen will, fragt in einem Artikel: „Im Falle die Eingebornen verweigern, sich sogleich zum wahren christlichen Glauben zu bekennen, das Wort Gottes zu hören, und dem König, unserm Herrn, Gehorsam zu leisten, was soll man dann mit ihnen thun, um den Gesetzen der katholischen Kirche und den Befehlen seiner Majestät nachzukommen? Und was für Abgaben an die Krone sowohl als an die Unternehmer soll man ihnen dafür auflegen, daß sie christlich geboren werden?" — Dies beweist, daß die „Missionäre" (wie sie sich gewöhnlich nennen) den Indianern nicht nur ihr Land und ihre Schätze geraubt, und sie zu niedrigen Sklaven gemacht, sondern ihnen noch Steuern aufgelegt haben — daß sie mit aufgepflanztem Bajonett das Evangelium verkündeten, und mit Waffengewalt die Taufe ertheilten — daß sie die Indianer zwangen, den „apostolisch-römisch-katholischen Glauben, anzunehmen, von dem sie auch nicht den geringsten Begriff hatten. Cervantes, welcher um diese Zeit seinen Don Quixote schrieb, wollte ohne Zweifel diesem grausamen Geist religiöser Schwärmerei einen Hieb versetzen, weil er jenen Helden seinen Gefangenen befehlen läßt, die unübertreffliche Schönheit seiner Dulcinea anzuerkennen; und als sie dagegen einwendeten, diese Dame nie gesehen zu haben, erklärte er, „darin besteht eben die Wichtigkeit — daß ihr, ohne sie gesehen zu haben, es glaubt, eingesteht, bestätigt, beschwört und vertheidigt."

Es ist sehr zu bedauern, daß sich keine Nachrichten über die Kriege und Metzeleien, die zahllosen Vorfälle und seltsamen Abenteuer vorfinden, die das erste Jahrhundert der Ansiedelung in Neu-Mexiko gewiß aufzuweisen hätte. Es läßt sich annehmen, daß die Ureinwohner Anfangs einen sehr friedfertigen und duldsamen Charakter gezeigt haben, so daß der Eroberer wenig Hindernisse fand, seinen Niederlassungsplan durchzuführen. Indem

sie sich stillschweigend der weltlichen und geistlichen Gewalt der Eindringlinge unterwarfen, wurden sie leicht ins Joch gespannt, da sie weder Verstand noch Energie zum Widerstand hatten, bis sie zur Verzweiflung getrieben wurden.

Die Kolonie machte schnelle Fortschritte, die Ansiedelungen erstreckten sich nach allen Theilen des Landes — Dörfer, selbst Städte von Bedeutung erhoben sich in den entferntesten Gegenden, von welchen jetzt nur noch die Trümmer übrig sind, während kaum eine Ueberlieferung das Schicksal der einst blühenden Bevölkerung erzählt. Es wurden damals, wie es heißt, viele reiche Minen entdeckt und bearbeitet, ihre Stätten sind aber verschwunden, oder wie die Mexikaner sagen, von den Indianern verborgen worden, um eine Wiederholung der rohen Behandlung zu verhindern, die sie in denselben erduldet hatten. Dies mag nun wahr sein oder nicht, so hatten sie auf jeden Fall Ursache genug, diejenigen zu verbergen, welche ihnen bekannt waren; denn in diesen Bergwerken waren sie mit der Peitsche zu den anhaltendsten, härtesten Arbeiten gezwungen worden, bis die menschliche Kraft erlag. Selbst dann würden sie vielleicht noch keinen Widerstand gewagt haben, ohne die Aufmunterungen eines beredten Kriegers von einem entfernten Stamme, der vorgab, die Gewalt Montezumas geerbt zu haben, von dessen Unterthanen alle diese Indianer bis auf den heutigen Tag Abkömmlinge zu sein glauben. Wie Tekumseh vereinigte unser Held die verschiedenen Stämme und entwarf den Plan zu einer Verschwörung und allgemeinen Niedermetzelung ihrer Unterdrücker, indem er erklärte, daß alle, die sich dem Bunde nicht anschließen würden, das Loos der Spanier theilen sollten. Durch die Gefälligkeit des früher erwähnten Staatssekretärs erhielt ich einen Bericht über diesen Aufstand und die nachherige Ermordung der spanischen Bevölkerung aus dem Tagebuche Don Antonios de Otermin, damaligen Gouverneurs und Befehlshabers,

welches in den öffentlichen Archiven von Santa Fe aufbewahrt worden ist.

Es scheint, daß die Nacht vom 13. August 1680 zum Ausbruch einer allgemeinen Verschwörung aller Stämme und Pueblos (so heißen die katholischen Indianer von Neu-Mexiko und ihre Dörfer) bestimmt war. Zu einer festgesetzten Stunde sollte die Ermordung der spanischen Bevölkerung beginnen. Alle ohne Unterschied des Geschlechts oder Alters sollten niedergemetzelt werden — mit Ausnahme jener jungen und schönen Frauen, welche sich die Indianer zu Weibern auswählen wollten. Obgleich diese Verschwörung augenscheinlich geraume Zeit im Werke gewesen war, so wurde das Geheimniß doch so gut bewahrt, daß man bis wenige Tage vor der bestimmten Zeit nichts davon erfuhr oder auch nur ahnte. Aus Besorgniß, den Erfolg des Unternehmens zu gefährden, soll kein einziges Weib zur Mitwisserin gemacht worden seyn, zuletzt wurde es aber durch zwei indianische Häuptlinge selber dem Gouverneur entdeckt, und fast zur nämlichen Zeit liefen von einigen Pfarrern und Beamten von Taos Nachrichten über die Verschwörung ein.

Gouverneur Otermin erkannte die gefährliche Lage des Landes und ertheilte ohne Zeitverlust Befehle, die Bevölkerung des Südens im Pueblo von Isleta, wo der Unterstatthalter seinen Sitz hatte, und jene des Nordens und der angränzenden Bezirke in Santa Fe zu versammeln. Eine beträchtliche Anzahl fand sich in den Befestigungen von Isleta ein und vielen Familien der umliegenden Bezirke gelang es, die Hauptstadt zu erreichen; eine große Menge wurde jedoch auf dem Wege niedergemacht, denn als die Indianer sahen, daß ihr Komplott verrathen sei, so warteten sie nicht mehr bis zur bestimmten Zeit, sondern begannen auf der Stelle das Werk der Vernichtung.

Als die Feindseligkeiten auf allen Punkten angefangen hatten, wurden alle möglichen Vorbereitungen zu einer kräfti-

gen Vertheidigung der Hauptstadt getroffen. Die Einwohner der Vorstädte erhielten Befehl, sich in die innere Stadt zurückzuziehen und alle Straßen wurden verrammelt. Am Abend des 10ten kamen zwei Soldaten von Taos an, die mit vieler Mühe der Wachsamkeit der Indianer entgangen waren. Sie brachten die Nachricht, daß sich alle Pueblos von Taos empört, und daß sie bei ihrer Ankunft in La Canada die Spanier gut verschanzt gefunden hätten, obwohl eine große Anzahl derselben in der Umgegend ermordet worden sei. Der Gouverneur schickte nun eine Abtheilung Soldaten auf Kundschaft aus und gab ihnen den Auftrag, die in La Canada zurückgebliebenen Bürger mit sich zu nehmen. Sie kehrten am 12. mit der traurigen Nachricht zurück, daß sie auf dem Wege viele Leichname gefunden — daß die Kirchen geplündert und alle Heerden aus den Ranchos weggetrieben worden seien.

In vielen benachbarten Pueblos erklärten sich nun die Indianer offen für die Ermordung der Spanier, und da diejenigen, welche in Santa Fe zurückblieben, in der größten Gefahr waren, wurden die Regierungsgebäude in Befestigungen verwandelt. Zu dieser Zeit kamen zwei zuverlässige Indianer, die man in der Richtung von Galisteo ausgeschickt hatte, mit der Nachricht zurück, daß 500 Krieger von dem Stamme Tagnos *) auf die Stadt zu marschirten, und kaum noch eine Meile entfernt seien. Da die Spione mit den Feinden gesprochen hatten, so waren sie im Stande, ihre Gesinnungen und Absichten zu erforschen. Sie schienen vertrauend auf ihren Erfolg zu zählen — „denn der Gott der Christen ist todt," sagten sie, „aber unser Gott, die Sonne stirbt nie;" und erwarteten jetzt nur noch die Ankunft der

*) Die Pecos und mehrere andere stark bevölkerte Pueblos südlich von Santa Fe waren Tagnos.

Teguas,*) Taosas und Apaches, um ihr Ausrottungswerk zu vollenden.

Am andern Morgen näherten sich die Wilden von Süden her. Bei ihrer Ankunft nahmen sie ihr Quartier in den verlassenen Häusern der Vorstadt, um auf ihre Verbündeten zu warten, bevor sie die Stadt belagerten. Es wurde sogleich eine Unterredung mit den Hauptanführern veranstaltet, welche den Spaniern sagten, daß sie zwei Kreuze mitgebracht, worunter sie die Auswahl hätten: das rothe bedeute Krieg, das weiße Frieden, mit der Bedingung, daß sie sogleich die Provinz verließen. Der Gouverneur bestrebte sich, sie durch die Zusicherung zu versöhnen, es sollten ihnen alle Verbrechen, die sie begangen, verziehen seyn, wenn sie von nun an gute Christen und getreue Unterthanen seyn wollten. Aber die Indianer spotteten ihn aus und lachten herzlich über seine Vorschläge. Er schickte nun einen Theil seiner Mannschaft, um sie wegzutreiben, war aber wirklich genöthigt, in eigner Person mit all seinen streitbaren Leuten auszurücken. Der Kampf dauerte den ganzen Tag: viele Indianer und auch einige Spanier wurden getödtet. Spät am Abend sah man die Teguas, Taosas und andere von Norden her der Stadt zueilen, und die Truppen mußten die Vortheile, welche sie errungen, aufgeben, und zu ihrer Vertheidigung in die Befestigungen fliehen.

Die Belagerung dauerte bereits neun Tage, während welcher sich das Heer der Indianer stets vermehrt hatte. Seit den letzten achtundvierzig Stunden hatten sie die Stadt alles Wassers beraubt, indem sie dem Fluß, der sie bisher versehen, eine andere Richtung gaben, so daß die Pferde und das übrige Vieh fast vor Durst umkamen. Der Mangel an Wasser und Lebens-

*) Darunter sind fast alle Pueblos zwischen Santa Fe und Taos verstanden.

mitteln wurde jeden Augenblick unerträglicher, und da sie keine Aussicht auf Rettung oder Flucht hatten, entschloß sich Gouverneur Otermin am nächsten Morgen einen Ausfall zu machen, und lieber mit dem Schwerte in der Hand zu sterben, als elend durch Durst und Hunger zu verschmachten. Bei Sonnenaufgang machte er einen verzweifelten Angriff auf den Feind, den er trotz seiner geringen Streitkräfte bald auseinandersprengte. Ihre Reihen kamen in Verwirrung, mehr als dreihundert wurden getödtet, eine reiche Beute und siebenundvierzig Gefangene gemacht, die nach einem kurzen Verhöre über den Ursprung der Verschwörung alle erschossen wurden. Die Spanier zählten, wenn man ihrem eigenen Berichte über das Gefecht trauen darf, nur vier oder fünf Todte, aber eine große Anzahl Verwundeter, worunter auch der Gouverneur.

Obschon der Stadt Santa Fe noch eine Bevölkerung von wenigstens tausend Seelen blieb, konnte sie doch dem sie belagernden, nun auf nahe gegen dreitausend angewachsenen Kriegerhaufen nicht mehr als hundert rüstige Männer entgegenstellen. Deßwegen entschloß sich der Gouverneur Otermin, von dem Rathe der einsichtsvollsten Bürger unterstützt, die Stadt zu verlassen. Am folgenden Tage (es war der 21. August), zog also die ganze Bevölkerung aus der Stadt, der größere Theil zu Fuß mit ihren Vorräthen beladen, weil sie kaum genug Thiere für die Verwundeten hatten. Ihr Zug wurde von den Indianern nicht beunruhigt, die nur ihre Bewegungen bis über Isleta bewachten, wo man nichts mehr von ihnen sah. Hier fanden sie, daß sich auch die Bewohner von Isleta seit einigen Tagen nach dem Süden zurückgezogen hatten. Die Indianer hatten alle Pueblos in der Umgegend verlassen, und die Spanier, welche dazu gehörten, ermordet.

Ihre Wanderung dauerte noch nicht manchen Tag, als sich die Karavane gänzlich außer Stand fühlte, weiter zu ziehen; sie

hatten keine Thiere mehr, und waren auf dem Punkte zu verhungern — die Indianer hatten alles vom Wege entfernt, was ihnen Erleichterung hätte gewähren können. In dieser äußersten Noth sendete Otermin einen Boten an den Untergouverneur, der eine weite Strecke voraus war, und erhielt von dieser Abtheilung einige Karren mit Lebensmitteln. Gegen Ende September erreichte der Gouverneur und seine Unglücksgefährten Paso del Norte (etwa 320 Meilen südlich von Santa Fe), wo sie mit den Vorangegangenen wieder zusammentrafen.

Der Gouverneur schickte sogleich Bericht von dem Unfall an den Vicekönig nach Mexiko, bat ihn um Verstärkung zur Wiedereroberung der verlornen Provinz, erhielt sie aber erst im folgenden Jahre. Unterdessen blieben die Flüchtlinge wo sie waren, und gründeten, den besten Ueberlieferungen zufolge, die Stadt „el Paso del Norte," welche zum Andenken an diesen Zug oder Rückzug aus dem Norden so genannt wurde. Sie liegt in einem weiten fruchtbaren Thale, wo mehrere den Spaniern treugebliebene Pueblos zerstreut waren, die sie mit Wohnung und allen nöthigen Lebensbedürfnissen versorgten.

Im folgenden Jahre begann Otermins Nachfolger, Don Diego de Vargas Zapata, das Werk der Wiedereroberung des Landes. Dieser Krieg währte zehn Jahre. Im Jahre 1688 kam Don Pedro Petrir de Cruzate in die Provinz und unterwarf das Pueblo von Zia, welches sich durch seine Tapferkeit und seinen hartnäckigen Widerstand ausgezeichnet hatte. Bei diesem Angriffe wurden mehr als sechshundert Indianer beiderlei Geschlechts getödtet und eine große Anzahl gefangen genommen. Unter den Letztern befand sich ein wegen seiner Tapferkeit berühmter Krieger Namens Ojeda, der geläufig spanisch sprach. Dieser Indianer gab einen genauen Bericht über Alles, was sich seit dem Aufstande zugetragen.

Er sagte, daß die Spanier und namentlich die Priester über-

all auf die grausamste Weise ermordet worden seien, und führte namentlich die Ermordung des Geistlichen von Zia an, dessen Schicksal besonders schrecklich gewesen sei. Der sorglose Pater wurde in der Nacht des Aufstandes von den Indianern aus dem Kloster geschleppt, nackend ausgezogen und auf ein Schwein gesetzt. Dann zündeten sie Fackeln an und führten ihn in diesem Zustande durch das Dorf und mehrere Male um die Kirche und den Kirchhof herum, unter fortwährenden unbarmherzigen Geißelhieben! Damit noch nicht zufrieden, stellten sie den alten, schwachen Mann auf alle Viere, setzten sich abwechselnd auf seinen Rücken und trieben ihn unter steten Schlägen durch die Straßen, bis er den Geist aufgab.

Die Uneinigkeit, welche bald in den verschiedenen Pueblos überhand nahm, trug viel dazu bei, ihre zweite Unterjochung, die schnell ihrer Befreiung folgte, zu erleichtern. Diese kleinen Kriege verminderten ihre Anzahl beträchtlich, und viele Dörfer, deren Namen nur noch die Geschichte nennt, wurden ganz vernichtet.

Im Jahre 1698, nachdem das Land wieder seit geraumer Zeit gänzlich unter spanischer Herrschaft gestanden hatte, brach ein anderer Aufstand aus, in welchen viele Pueblos verwickelt waren; aber durch die kräftigen Maßregeln des Gouverneurs Vargas Zapata wurde er bald wieder unterdrückt.

Seit diesem letzten Versuche wurden die Indianer menschlicher behandelt; jeder Pueblo bekam einige Meilen Land und man ließ ihnen die Freiheit, sich selbst zu regieren. Der tiefeingewurzelte Haß gegen ihre Eroberer wurde jedoch nie ganz beseitigt, indessen brach kein neuer Aufstand aus bis zum Jahre 1837, wo sie sich den mexikanischen Insurgenten in einer andern blutigen Verschwörung anschloßen. Einige Zeit vor diesen traurigen Ereignissen wurde unter ihnen geweissaget, daß ein neues Geschlecht aus Osten erscheinen werde, um sie von dem spanischen

Joche zu befreien. Ich hörte einige Monate, ehe der Aufstand ernstlich betrieben wurde, von dieser Verheißung sprechen. Wahrscheinlich bauten die Pueblos ihre Hoffnungen auf die Amerikaner, weil sie damals von den Texanern noch nichts zu wissen schienen. Sie betrachteten in der That die Fremden stets als ein überlegenes Volk, denen sie offen ihren Kummer und ihr Unglück klagen zu können glaubten. Es ist wahr, die Pueblos in allen Theilen von Mexiko sind stets zur Empörung reif gewesen. Und man weiß, daß der größte Theil des Heeres des revolutionären Häuptlings Hidalgo aus dieser Volksklasse bestand. Der gegenwärtige Aufstand im Norden ging von der spanisch-mexikanischen Bevölkerung aus und entsprang hauptsächlich aus dem Uebergang der Föderativ-Regierung zum Centralismus im Jahre 1835. Aus Mexiko kam damals ein neuer Gouverneur, Oberst Albino Perez, um diese entlegene Provinz zu verwalten, was dem „souveränen Volke" nicht sehr angenehm war, da sie bis dahin fast immer von Einheimischen regiert worden waren. Da jedoch die jetzige Regierungsform etwas Neues war und die pecuniären Interessen des Volkes nicht gefährdete, wurde sie ruhig angenommen; aber zur Erhaltung der neuen Organisation fand man es nothwendig, ein System directer Besteurung einzuführen, welches dem Lande gänzlich unbekannt war. Die Leute würden eher in Folge eines Tarifs eine Dublone, als auf diese Weise einen Realen bezahlt haben. Obgleich indessen die Verschwörung schon seit einiger Zeit gährte, zeigten sich doch noch keine Spuren von Gewaltthätigkeit, bis die Gefangennehmung eines Alcalde durch den Prefecto des nördlichen Distrikts die ersten Thätlichkeiten hervorrief. Der Beamte wurde sogleich von einem Pöbelhaufen befreit, womit das Losungswort zum allgemeinen Aufstande gegeben zu sein schien.

Diese neuen Bewegungen fanden zu Anfang August im

Jahre 1837 statt, und eine ungeheure Volksmenge war bald bei La Canada (eine Stadt etwa zwanzig Meilen nördlich von Santa Fe) versammelt, unter welcher sich die angesehensten Krieger aller nördlichen Pueblos befanden. Gouverneur Perez ertheilte den Alcalden den Befehl, das Militär zusammenzuziehen; aber was im Ganzen aufgeboten werden konnte, bestand etwa aus hundert und fünfzig Mann, die Krieger des Dorfes Santo Domingo mitgerechnet. Mit dieser unzureichenden Streitmacht versuchte der Gouverneur aus der Hauptstadt zu ziehen, wurde aber bald von den Insurgenten überfallen, welche in der Nähe von La Canada im Hinterhalte lagen; seine Leute gingen zum Feinde über und er mußte mit ungefähr fünfundzwanzig treugebliebenen Freunden die Flucht ergreifen. Da sie wußten, daß Santa Fe ihnen keine Sicherheit gewähren könnte, verfolgten sie ihren Weg nach Süden, wurden aber bald von den erbitterten Pueblos eingeholt, welche den Gouverneur in die Vorstadt zurückjagten und auf grausame Weise tödteten. Sein Körper wurde entkleidet und gräßlich verstümmelt und sein Kopf als Siegeszeichen in das Lager der Insurgenten getragen, welche ihn mit den Füßen einander zustießen. Ich hatte einen Tag vor diesen traurigen Begebenheiten die Stadt verlassen und sah die Indianer ihre Opfer über die Felder verfolgen, ahnte aber ihre grausamen Absichten noch nicht, bis ich sie ein Haus umringen und den Staatssekretär, Jesus Maria Alarid — der allgemein unter dem Beinamen El Chico bekannt war — herausschleppen sah. Er wurde nebst noch einigen angesehenen Männern, die sich zu den Ranchos geflüchtet hatten, alsbald ausgezogen, gepeitscht und endlich mit Lanzen durchbohrt — eine Ermordungsweise, die in der Landessprache „á Lanxadas" heißt. Der frühere Gouverneur, Don Santiago Abreu, unstreitig die berühmteste Person in Neu-Mexiko, wurde auf noch unmenschlichere Art gemetzelt. Sie schnitten ihm die Hände ab, rissen ihm die Augen

und die Zunge aus und verstümmelten seinen Körper auf alle Weise, wobei sie ihm zugleich die Vergehen vorhielten, deren sie ihn anklagten, und ihm die abgenommenen Glieder ins Gesicht warfen. So kamen wenigstens ein Duzend der bedeutendsten Männer der unterlegenen Partei um's Leben, deren Körper mehrere Tage lang den wilden Thieren und Raubvögeln zur Beute liegen gelassen wurden.

Am 9. August schlugen etwa zweitausend Insurgenten, darunter auch die Pueblo-Indianer, in den Vorstädten der Hauptstadt ihr Lager auf. Die Schrecken eines saqueo oder einer Plünderung der Stadt wurden allgemein gefürchtet. Die amerikanischen Kaufleute waren besonders unruhig, da sie jeden Augenblick befürchteten, ihr Leben und ihre Güter würden dem rohen Haufen zum Opfer fallen. Doch zum größten und angenehmsten Erstaunen Aller blieben die Einwohner sowohl, als die Kaufleute von bedeutenden Beleidigungen verschont. Der größere Theil der Insurgenten hielt sich etwa zwei Tage in der Stadt auf, während welcher Zeit einer ihrer kühnsten Anführer, Jose Gonzalez aus Taos, ein guter, ehrlicher Jäger, aber ein höchst unwissender Mann, zum Gouverneur gewählt wurde.

Der erste Schritt der Rebellen war, das Eigenthum ihrer verbannten oder gemordeten Opfer in Besitz zu nehmen, welches nachher durch eine Verordnung der „Asamblea general" — so nannte sich der vom Gouverneur Gonzalez zusammenberufene Rath, der aus allen Alcalden und den bedeutendsten Männern des Gebietes bestand — unter die Sieger vertheilt wurde. Die Familien der unglücklichen Opfer dieser Revolution wurden auf diese Weise von Allem entblößt; und den fremden Kaufleuten, welche den Beamten im Vertrauen auf ihren Reichthum und ihren Gehalt bis zu hohen Summen geborgt hatten, blieb kein Mittel, ihre Forderungen zu decken. Da diese Verluste hauptsächlich dem Mangel an genügendem Schutze von Seiten der

Bundesregierung zuzuschreiben waren, so verfaßten die amerikanischen Kaufleute eine Bittschrift und sendeten sie, mit einem Verzeichniß der verschiedenen unbezahlten Rechnungen, dem amerikanischen Gesandten in Mexiko, Powhattan Ellis. Diese Forderungen waren offenbar weit gerechter, als viele von denen, welche einige Zeit später die französische Blokade verursachten; und doch gab unsere Regierung den unglücklichen Gläubigern keine Hoffnung auf Entschädigung. Selbst Mexiko stellte die Gerechtigkeit dieser Ansprüche nicht in Abrede, sondern zahlte im Gegentheile bereitwillig an die Ordre des Generals Armijo eine Anweisung, welche der verstorbene Gouverneur Perez Herrn Soutton, einem amerikanischen Kaufmann, gegeben und die Armijo beträchtlich unter ihrem Nennwerthe angekauft hatte.

Im ganzen Süden klagte man die Amerikaner an, sie seien die Anstifter dieser Empörung, welche geradezu für eine zweite Texas-Geschichte erklärt wurde. Ihre Waaren wurden auf die leichtesten Vorwände hin oder wegen irgend einer angeblichen Unregelmäßigkeit in den dazu gehörigen Urkunden mit Beschlag belegt oder sequestrirt; obwohl es augenscheinlich war, daß ihnen diese und andere Unbilden als eine Strafe für das Eintreten von Ereignissen zugefügt wurden, die abzuwenden nicht in ihrer Macht gelegen hatte. Wirklich fiel diesen mißhandelten Kaufleuten nicht nur kein Antheil an den aufständischen Bewegungen zur Last, sondern sie hatten im Gegentheil der Regierung Mittel geliefert, um die Unruhen zu stillen.

Wie ich bereits bemerkt habe, waren die thätigsten Helfer bei diesem verzweifelten Unternehmen die Pueblo-Indianer, obgleich die Partei der Empörer aus all den verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt war, die in einer mexikanischen Bevölkerung vorkommen. Die Rancheros und Andere aus den niedrigsten Ständen waren jedoch blos die Werkzeuge gewisser unzufriedener Ricos (Vornehmen), die sich, wie es hieß,

mit der Hoffnung schmeichelten, auf den Untergang ihrer Feinde ihre eigene Erhebung zu bauen. Unter diesen befand sich der gegenwärtige Gouverneur Armijo, ein ehrgeiziger und unruhiger Demagog, der aus diesem oder jenem Grunde den Sturz der ganzen Verwaltung eifrig herbei zu wünschen schien.

Sobald Armijo von der Katastrophe Nachricht erhielt, eilte er in die Hauptstadt, indem er erwartete, wie ich seinen eigenen Bruder dies versichern hörte, zum Gouverneur erwählt zu werden; da er aber durchaus keine persönliche Hülfe geleistet hatte, wollte die „Ochlokratie" seinen Anspruch auf ihre Wahlstimmen nicht anerkennen. Er zog sich daher wie Santa Anna auf seinen Wohnsitz bei Albuquerque zurück, um dort, sein großes Vorbild nachahmend, auf Maßregeln zu sinnen, durch die er der Wirkung seiner eigenen Ränke entgegenarbeiten konnte. Dies gelang ihm so gut, daß er gegen den September im Stande war, in Rio-Abaja eine beträchtliche Streitmacht zusammen zu bringen, worauf er zu Gunsten der Föderativ-Regierung eine Gegenrevolution ausrief. Ungefähr zu gleicher Zeit bewerkstelligten die abgedankten Truppen der Hauptstadt unter Kapitän Caballero ein ähnliches Pronunciamiento, indem sie ihre Waffen verlangten und unentgeldliche Dienste anboten. Die Pöbelregierung war so weit gegangen, Mexiko den Gehorsam aufzukündigen und ein Gesuch um Schutz an Texas in Vorschlag zu bringen, obwohl mit dieser Republik vorher kein Einverständniß getroffen worden war.

Armijo marschirte nun mit seiner ganzen Streitmacht nach Santa Fe, und da der Gouverneur Gonzalez keine Armee zu seiner Verfügung hatte, so floh er nach Norden. Nach seinem triumphirenden Einzug in die Hauptstadt ließ sich Armijo zum Gouverneur und Generalkommandanten ausrufen und sandte sogleich Eilboten mit hochtrabenden Berichten von seinen Helden-

thaten nach Mexiko, welche die Bestätigung dieser Titel und Würden auf acht Jahre zu Wege brachten.

Da unterdessen Nachrichten von dem Aufstande nach Mexiko gelangt waren, so wurde die Escuadron de Vera Cruz von Zacatecas, die aus ungefähr zweihundert Dragonern aus den Presidios von Chihuahua bestand, unter den Befehlen des Obersten Justiniani nach Neu-Mexiko abgeordert. Nach ihrer Ankunft in Santa Fe brach diese Schaar, vereint mit Gouverneur Armijo's kleinem Heere, im Januar des Jahres 1838 auf, um die Empörer anzugreifen, die sich mittlerweile wieder in beträchtlicher Anzahl bei La Canada gesammelt hatten.

Die Möglichkeit eines abermaligen Sieges der Rebellen versetzte die Hauptstadt in die größte Besorgniß und Aufregung, weil man für diesen Fall voraussah, sie würden unfehlbar kommen und die Stadt plündern. Fremde Kaufleute hatten wie gewöhnlich den meisten Grund zur Furcht, da man ihnen offene Rache geschworen, weil sie der Regierungspartei Unterstützungen hatten zukommen lassen. Sie waren deßhalb fortwährend auf ihrer Hut und hatten Alles zu einer schnellen Flucht nach den Vereinigten Staaten vorbereitet. In kurzer Zeit wurden jedoch ihre Besorgnisse durch die Ankunft eines Eilboten mit der willkommenen Nachricht von der völligen Niederlage der Aufrührer gänzlich zerstreut.

Es scheint, daß Armijo, als das Heer den Rebellenhaufen zu Gesicht bekam, die größte Verwirrung blicken ließ. Er war in der That auf dem Punkte, umzukehren, ohne einen Angriff zu wagen, als Kapitän Munoz von den Vera Cruz-Dragonern ausrief: „Was ist zu thun, General Armijo? Wenn Ew. Exzellenz mir nur erlauben wollen, so will ich dieses Gesindel mit meiner kleinen Compagnie allein auseinander jagen.“ Nachdem Armijo seine Einwilligung gegeben, stürzte sich der tapfere Kapitän auf die Rebellen, die sogleich in Unordnung geriethen und

flohen — wobei sie etwa zwölf Mann einbüßten, unter denen sich der abgesetzte Gouverneur Gonzalez befand, der, nachdem das Gefecht zu Ende war, in der Stadt gefangen genommen und ohne weitere Formalitäten auf der Stelle erschossen wurde.

Siebentes Kapitel.

Neu-Mexiko's geographische Lage. — Mangel an schiffbaren Strömen. — Der Rio del Norte. — Romantische Kluft. — Geschichte von einem versunkenen Flusse. — Herrn Stanley's Ausflug nach einem berühmten See. — Santa Fe und seine Oertlichkeit. — El Valle de Taos und seine Fruchtbarkeit. — Boden von Neu-Mexiko. — Der erste Ansiedler in Taos und sein Vertrag mit den Indianern. — Gesundes und angenehmes Klima in Neu-Mexiko. — Bevölkerung. — Zustand des Ackerbaues. — Haupterzeugnisse des Landes. — Kornfelder und Zäune. — Bewässerung und Acequias. — Tortillas und Tortilleras. — Atole, Frijoles und Chile. — Sonderbarer Gebrauch. — Küchen- und Tafel-Angelegenheiten. — Flachs und Kartoffel heimisch. — Tabak und Punche. — Früchte. — Eigenthümliche Art des Weinbaues. — Waldungen. — Pinon und Mezquite. — Berg-Baumwollenbaum. — Palmilla oder Seifenpflanze. — Triften.

Neu-Mexiko besitzt nur wenige von jenen natürlichen Vortheilen, welche zum schnellen Fortschreiten der Civilisation erforderlich sind. Obgleich nördlich und östlich von den Gebieten der Vereinigten Staaten, südlich von Texas und Chihuahua und westlich von Ober-California begränzt, ist es doch von Bergketten und öden Prairien umgeben, die sich bis auf fünfhundert Meilen

und noch weiter erstrecken, außer in der Richtung von Chihuahua, von wo seine Ansiedelungen durch eine menschenleere Wüste von beinahe zweihundert Meilen getrennt sind — und ohne eine einzige Verbindungsstraße zu Wasser mit irgend einem Theile der Welt.

Das ganze nominelle Gebiet umfaßt, mit Einschluß der traurigen und unbewohnbaren Gegenden, die es durchschneiden, etwa zweimalhunderttausend Geviertmeilen — natürlich seinen ursprünglichen Gränzen nach, und deshalb unabhängig von den Ansprüchen des Staates Texas auf den Rio del Norte. Welcher Oberherrschaft dieser Landtheil auch endlich anheim fallen mag, der bewohnte Theil desselben sollte wenigstens vereinigt bleiben. Jeder Versuch von Texas, den Rio del Norte zur Gränzlinie zu machen, würde die endliche Besitznahme des Gebietes sehr verzögern und wenigstens ein Drittheil der an die nämliche Regierung gewöhnten, durch Verwandtschaft und gleiche Gebräuche vereinigten Bevölkerung gänzlich dem Gutdenken der wilden Horden preisgeben, die westlich die Cordilleren bewohnen. Diese große Gebirgskette, welche die Ufer des Rio del Norte nicht weit oberhalb „El Paso“ erreicht, wäre meiner Ansicht nach die natürlichste Gränze zwischen beiden Ländern von da nach Norden.

Neu-Mexiko hat auch nicht einen schiffbaren Fluß. Der berühmte Rio del Norte ist den größten Theil des Jahres so seicht, daß indianische Boote ihn kaum befahren können. Auch wird die Schiffahrt durch häufige Untiefen und Sandanhäufungen auf einer Strecke von mehr als tausend Meilen unterhalb Santa Fe oft unterbrochen. Namentlich Taos gegenüber rinnt er fast fünfzehn Meilen lang in einem tiefen Canon, durch den erreißend strömt. Diese fürchterliche Schlucht ist durchaus unzugänglich, und bietet von oben herab gesehen, einen wirklich ergreifenden Anblick dar. Nur mit muthigem Herzen und starken Nerven darf man sich an ihren Rand wagen, und über hervorragende

Spitzen und tiefe Felsenrisse auf den schäumenden Fluß in den fast senkrechten Abgrund schauen, der an manchen Stellen einem kleinen rieselnden Bächlein gleicht, an andern Orten sich ruhig, aber majestätisch durch ein kleines schmales Thal windet, von dessen Rand sich unendliche Ebenen nach allen Seiten hin erstrecken. Ich habe diesen Canon von dem Gipfel eines Berges aus gesehen, über den die Straße etwa zwanzig Meilen unterhalb Taos führt, und dort gleicht er blos der Spalte einer unbedeutenden Schlucht.

Freiherr von Humboldt spricht von einem sonderbaren Ereigniß, das sich im Jahr 1752 zugetragen haben soll, und dessen sich, wie er sagt, die Einwohner von Paso del Norte bis auf den heutigen Tag noch erinnern. „Das ganze Flußbett," erzählt dieser gelehrte Naturforscher, wurde mehr als dreißig Meilen oder und zwanzig Meilen unter Paso plötzlich trocken: Das Wasser stürzte sich in eine neu gebildete Schlucht, und kam erst in der Nähe des Presidio von San Eleazeario zum Vorschein. — Endlich nach Verfluß von mehreren Wochen nahm es wieder seinen vorigen Lauf, wahrscheinlich weil sich der Abgrund und die unterirdischen Kanäle aufgefüllt hatten." Ich muß gestehen, dies streift sehr ans Wunderbare, da sich auch nicht die geringste Kunde von diesen Thatsachen bis auf das jetzige Geschlecht fortgepflanzt hat. Bei großer Trockenheit soll dieser Fluß indessen an manchen Stellen zwischen San Eleazeario und dem Presidio del Norte oft ganz im Sande verschwunden sein.

Von den vielen Nebenflüssen, welche dem Rio del Norte zuströmen, erreichen nur wenige ihre Bestimmung, ehe sie gänzlich erschöpft sind. Nur der Rio Puerco, wegen seines trüben Wassers so genannt, scheint von dieser Regel eine Ausnahme zu machen. Doch auch dieser, obgleich wenigstens hundert Meilen lang, ist einen Theil des Jahres an seiner Mündung trocken. Selbst das Flüßchen von Santa Fe, wiewohl wild und reißend in der Nähe

der Gebirge, wird ganz unbedeutend, und verliert sich oft vollständig, ehe es den Hauptstrom erreicht. Seine bedeutendsten Zuflüsse, Pecos und Conchos, sind kaum erwähnenswerth, wäre es nicht eines geographischen Irrthums des Herrn von Humboldt wegen, der den ersteren als den Hauptarm des „Red River von Natchitoches" bezeichnete. Dieses sind die ersten Flüsse, von denen der Rio del Norte hundert und fünfzig Meilen südlich von Santa Fe beständig Wasser empfängt. Es ist also kein Wunder, daß dieser „große Fluß des Nordens" je weiter er läuft, desto weniger Wasser hat. Oberhalb des Fluthwassers ist er beinahe das ganze Jahr fast überall zu durchwaten, und selten mehr als knietief, außer zur Zeit der Ueberschwemmung. Die Ufer sind meistens sehr nieder, und nicht zehn Fuß über den niedrigen Wasserstand erhaben. Dennoch tritt er, in Folge seines unverhältnißmäßig (gemeiniglich drei bis vierhundert Fuß breiten) Flußbettes nie aus. Eine bedeutende Höhe erreicht er nur bei den jährlichen Ueberschwemmungen, die durch das Schmelzen des Bergschnees verursacht werden.

Dieser Fluß wird von den Bewohnern des nördlichen Mexiko nur Rio del Norte oder Nordfluß genannt, weil er aus dieser Richtung herabkommt; gegen Süden hin wird er an einigen Orten seiner Ausdehnung wegen auch Rio Grande genannt; aber den Namen Rio Bravo (wilder oder reißender Strom), der ihm auf Landkarten so oft beigelegt wird, hört man selten oder gar nie unter dem Volke. Seine ganze Länge von den Windungen seiner Quelle im Felsengebirge an bis zum Golf von Mexiko beträgt über zweitausend Meilen, und doch ist er kaum eine Strecke von zweihundert Meilen oberhalb seiner Mündung schiffbar.

Der Hauptarm Pecos, so wie auch die Flüßchen von Santa Fe und Tezuque, sollen, wie man von einem kleinen See, welcher zehn Meilen östlich von Santa Fe auf dem Gipfel eines Berges

liegt, mit Wasser versehen werden. Mannigfaltig und mährchenhaft sind die Geschichten, welche von diesem See und seiner wunderbaren Lage erzählt werden und, wenn man auch die Hälfte davon als übertrieben annimmt, dennoch im Stande wären, viele Reisende zum Besuche dieses eingeschneiten Elysiums zu bestimmen, wenn das Hinaufsteigen nicht gar so beschwerlich wäre. Der folgende buchstäbliche Bericht einer „Vergnügungsreise" nach diesem berühmten „Badeort" ist aus dem Tagebuche des Herrn E. Stanley, der viele Jahre in der Hauptstadt Neu-Mexiko's lebte.

„Der Schnee war von den Spitzen der höchsten Berge, die man von Santa Fe aus sieht, noch vor dem ersten Mai gänzlich verschwunden, und am achtzehnten machten wir uns auf den Weg. Wir waren alle mit Flinten und Angelruthen versehen — und wohlgerüstet, um zu Wasser und zu Land feindlich auftreten zu können. Wild, sagte man, gebe es unterwegs in Menge — Hirsche, Truthühner, und sogar den großen grauen Bär, der stets bereit ist, sein ererbtes Gebiet zu vertheidigen. Im Santa Fe-Flüßchen waren unseres Wissens sehr viel Forellen, wir hofften daher auch welche im Bergsee zu finden, obgleich ich von einigen Mexikanern gehört hatte, daß weder Fische noch irgend ein anderes Geschöpf darin lebe, außer einem gewissen unbeschriebenen, häßlich mißgestalteten kleinen Thiere. Wir wanderten ungefähr acht Meilen lang den Fluß aufwärts, und begannen dann den Berg zu ersteigen. Unser Weg wurde nun mühsam, da es den Abhang nichts weniger als sanft hinauf gieng, und wir vielmehr eine Reihe von mehr oder weniger ausgedehnten Hügeln überklettern mußten, die zum Theil steil und manchmal ungemein abschüssig waren. Als wir sechs oder sieben Meilen so fortgewandert waren, kamen wir in einen Hain von Espen, die so dick waren wie Baumwollenbäume in den Missouri-Niederungen. In diesem Gehölz, das sich fast eine Meile weit erstreckte, hörte man keinen Laut; kein Lebenszeichen, nicht einmal ein Insekt, war zu

erblicken, und kein Lüftchen regte sich. Es war in der That eine ergreifende Einsamkeit. Eine Meile weiter brachte uns die Nähe des Sees. Auf dieser letzten Fläche trafen wir unerwartet hier und da zerstreute Schneeflecken an, von denen manche noch zwei bis drei Fuß tief waren. Da es spät war, so suchten wir einen passenden Lagerplatz auf, und wählten dazu eine kleine morastige Wiese östlich vom See. Die Nacht war frostig und kalt und es gab fast einen Zoll dickes Eis. Am nächsten Morgen gingen wir zum See; aber wie sehr wurden wir getäuscht, als wir statt einer schönen Wasserfläche einen häßlichen, kleinen, zwei oder drei Morgen einnehmenden Teich fanden, der gefroren und auf einer Seite mehrere Fuß tief mit Schnee bedeckt war. Dies machte allen unseren Hoffnungen auf Forellen und Ungethüme ein Ende, und die Fährte eines großen Bären im Schnee war das einzige Wildpret, welches wir während des Ausflugs erblickten."

Santa Fe, die Hauptstadt von Neu-Mexiko, ist die einzige Stadt von einiger Bedeutung in der Provinz. Man findet sie manchmal Santa Fe de San Francisco geschrieben, indem dieser ihr Schutzheiliger ist. Wie die meisten Städte in diesem Theile des Landes, ist sie auf dem Platze eines ehemaligen Pueblo oder Indianerdorfes erbaut, dessen Bewohner seit vielen Jahren ausgestorben sind. Sie liegt zwölf bis fünfzehn Meilen östlich von Rio del Norte am westlichen Fuße eines schneebedeckten Berges, an einem prächtigen Strome von schwacher Mühlentriebkraft, der in eisigen Wasserfällen heruntersprudelt und sich einige zwanzig Meilen südwestwärts in den Rio del Norte einmündet. Die Bevölkerung der Stadt selbst übersteigt kaum die Zahl von 3000; jedoch mit Einschluß einiger umliegenden Dörfer, die zu ihrer Gerichtsbarkeit gehören, beläuft sie sich auf nahe an 6000 Seelen*).

*) Die Breite von Santa Fe ist nach verschiedenen Beobachtungen 35° 41′ (obwohl es auf den meisten fast um einen Grad weiter

Die Stadt ist sehr unregelmäßig angelegt und die meisten Straßen sind wenig besser als gewöhnliche Landstraßen und durchschneiden zerstreute Ansiedelungen, zwischen denen Kornfelder liegen, die den Bedarf der Einwohner an Getreide beinahe decken. Den einzigen Anschein von regelmäßiger und geordneter Bauart haben vier Reihen Häuser, an deren Vorderseite Lauben oder Corredores von der allerrohesten Art hinlaufen. Sie umgeben den Marktplatz und enthalten den Palacio oder die Wohnung des Gouverneurs, das Zollhaus, die Kaserne (womit das schreckliche Calabozo verbunden ist), die Casa Confistorial der Alkalden, die Capilla de los Soldados oder Militärkapelle, und verschiedene Privatwohnungen, nebst den meisten Laden der amerikanischen Kaufleute.

Die Bevölkerung Neu-Meriko's ist fast ausschließlich auf Städte und Dörfer beschränkt, die Vorstädte sind größtentheils Meiereien. Sogar die einzelnen „Ranchos" und „Haciendas" sind Dörfer geworden, — eine unumgängliche Maßregel zum gegenseitigen Schutz gegen die räuberischen Wilden in den angränzenden Wildnissen. Die bedeutendsten dieser Ansiedelungen liegen im Thale des Rio del Norte, und erstrecken sich fast hundert Meilen nördlich und hundert und fünfzig Meilen südlich von Santa Fe*). Die beträchtlichste von den der Stadt zunächst

---

nördlich angegeben ist); und die Länge ungefähr 106° westlich von Greenwich. Es liegt fast 7000 Fuß über der Meeresfläche, und das Thal von Taos wohl über eine und eine halbe Meile. Der höchste Berggipfel, welcher mit ewigem Schnee bedeckt ist, gegen zehn Meilen nordöstlich von der Stadt, soll sich, wie man berechnet, etwa 5000 Fuß hoch über dieselbe erheben, und die Spitzen nördlich von Taos steigen noch viel höher empor.

*) Die Niederlassungen von der Hauptstadt am Flusse aufwärts werden mit dem Gesammtnamen Rio-Arriba, und die am Flusse hinunter Rio-Abajo bezeichnet. Die letztern enthalten

gelegenen, ist El Valle de Taos *), die zu Ehren des Indianerstammes Taosa so genannt wurde, wovon noch ein Ueberrest im Norden des Thales ein Pueblo bildet. Kein Theil Neu-Mexikos gleicht diesem Thale an Fruchtbarkeit des Bodens, reichen Erzeugnissen und schönem Aussehen. Alles, was man seinem gesegneten Erdreich anvertraut, und was die frühen Herbstfröste verschonen, wächst zu wunderbarer Vollkommenheit empor.

Besonders Weizen wird von so vorzüglicher Güte und in solcher Menge gezogen, daß er, was erwiesen ist, oft mehr als das hundertste Korn gab. Dies darf jedoch nicht als allgemeines Beispiel des günstigen Bodens Neu-Mexiko's angenommen werden; denn wenn auch viele Niederungen außerordentlich fruchtbar sind, müssen dagegen die Hochländer größtentheils unfruchtbar bleiben, eines Theils aus Armuth des Bodens und ohne Zweifel eben so sehr wegen Mangel an Bewässerung; deshalb sind auch beinahe alle Landwirthschaften und Niederlassungen in jenen Thälern gelegen, die von einem stets fließenden Strome bewässert werden.

Trotz dem nackten und öden Anblick, den das Hochland Neu-Mexiko's darbietet, sind einige Gegenden desselben doch außerordentlich fruchtbar; denn es ist Thatsache, daß viele Felder auf dem Hügellande in den Vorstädten von Santa Fe bereits über zweihundert Jahre bebaut werden und ordentliche Ernten tragen, ohne je gedüngt worden zu sein.

Der erste Ansiedler in dem reizenden Thale von Taos, seit

über ein Drittheil der Bevölkerung und den größten Reichthum Neu-Mexiko's.

*) Das Thal Taos, da es dort keine Stadt dieses Namens gibt. Es umfaßt mehrere Dörfer und andere Ansiedelungen, wovon Fernandez und los Ranchos, die fünf Meilen von einander entfernt liegen, die größten sind.

das Land den Indianern wieder genommen worden war, soll, wie man sagt, ein Spanier Namens Pando um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gewesen sein. Dieser Abenteurer aus dem Norden, der sich den Plünderungen der Comanches sehr ausgesetzt sah, brachte es dahin, die Freundschaft dieses Stammes zu gewinnen, indem er einem ihrer Häuptlinge seine Tochter, damals noch ein sehr schönes Kind, zur Frau zu geben versprach. Da aber in der Folge das Mädchen sich weigerte, das Versprechen zu erfüllen, wurde die Niederlassung sogleich von den Wilden überfallen und Alles getödtet, außer der Verlobten, die man gefangen fortführte. Nachdem sie einige Jahre mit den Comanches in den großen Prairien gelebt hatte, wurde sie an die Pawnee's vertauscht, denen sie endlich ein Franzose aus St. Louis abkaufte. Mehrere achtbare Familien dieser Stadt stammen von ihr ab; und es leben hier noch viele Leute, die sich erinnern, mit welch rührenden Ausdrücken die alte Dame gewöhnlich ihre Unglücksgeschichte erzählte. Sie starb erst vor einigen Jahren.

Die Gesundheit des Klimas ist entschieden die vorzüglichste Eigenschaft von Neu-Mexiko. Nirgends, nicht einmal unter dem vielgerühmten Himmel Siziliens, findet man eine reinere und gesundere Luft. Gallenkrankheiten — diese furchtbare Plage des Mississippi-Thales — sind hier fast gänzlich unbekannt. Außer einem gefährlichen epidemischen Fieber von typhusartigem Charakter, welches in den Jahren 1837 bis 1839 in der ganzen Provinz wüthete, und mit den Blattern, die 1840 ausbrachen, fast den zehnten Theil der Bevölkerung hinwegraffte, hat Neu-Mexiko wenig von Fieberkrankheiten zu leiden gehabt, so daß man hier ein eben so hohes Alter erreicht als in irgend einem andern Theile der bewohnten Welt. Man sieht manchmal Leute, die fast zu Mumien eingeschrumpft sind, deren außerordentliches Alter sich nur aus ihren Erinnerungen an gewisse merkwürdige Begebenheiten längstvergangener Zeiten ahnen läßt.

Ein schwüler Tag nördlich von Santa Fe ist ein seltenes Ereigniß. Die Sommernächte sind gewöhnlich so kühl und angenehm, daß ein paar Decken für die Behaglichkeit kaum zu entbehrende Artikel sind. Die Winter sind lang, aber nicht so plötzlichen Veränderungen unterworfen wie in feuchtern Ländern. Der gewöhnliche Stand des Thermometers durch das ganze Jahr ist von 10° bis 75° Fahrenheit über Null. Herr von Humboldt ließ sich in Beziehung auf das Klima Neu-Mexikos zu einem ebenso großen Irrthum verleiten wie rücksichtlich der Flüsse; denn er bemerkt, daß in der Nähe von Santa Fe und etwas weiter nördlich, der „Rio del Norte manchmal einige Jahre nach einander mit so dickem Eise bedeckt sei, daß Pferde und Wagen darüber fahren können:" ein Umstand, der kein geringeres Wunder für die Neu-Mexikaner sein würde, als ein ähnliches Ereigniß im Hafen von Neu-York für dessen Bewohner.

Die hohe Lage aller dieser Ebenen über dem Felsengebirge ist vielleicht die Hauptursache der außerordentlichen Trockenheit der Atmosphäre. Es regnet durch das ganze Jahr wenig, ausgenommen vom Juli bis zum Oktober — in der bekannten Regenzeit, und da zu Anfang derselben gewöhnlich die Kaufleute von Missouri ankommen, so hat dieses Zusammentreffen den beim Volke herrschenden Aberglauben erweckt, daß die Amerikaner den Regen mitbringen. In Zeiten der Trockenheit blicken sie besonders sehnsüchtig der Ankunft der jährlichen Karavanen entgegen, als den Vorboten baldiger Hülfe.

Eine genaue Volkszählung wurde in Neu-Mexiko nie vorgenommen. Ueber das Ergebniß einer solchen, die im Jahr 1832 der Staatssekretär von Santa Fe aufzunehmen versuchte, berichtet er, wie folgt: „Jetzt (1841) können wir die spanische oder weiße Bevölkerung auf ungefähr 60,000 Seelen schätzen, als Ueberrest der 72,000, welche nach der vor sieben oder acht Jahren vorgenommenen Zählung damals in Neu-Mexiko lebten."

Er glaubt, diese große Verminderung sei eine Folge jener früher erwähnten furchtbaren Krankheiten. Die Abnahme der Bevölkerung durch diese Ursachen wird indessen auf diese Weise sehr übertrieben, und die Verschiedenheit erklärt sich weit eher durch die ursprüngliche Ungenauigkeit der erwähnten Zählungen.

Die unterjochten Wilden ausgenommen, kann man die ganze Bevölkerung Neu-Mexikos sammt den indianischen Pueblos nach den besten Schätzungen, die ich habe erhalten können, auf nicht mehr als 70,000 Seelen anschlagen. Diese können folgender Weise vertheilt werden: Weiße Creolen 1000, Mestizen oder gemischte Creolen 59,000, und Pueblos 10,000. Die Zahl der naturalisirten Bürger ist unbedeutend — kaum zwanzig; und wenn wir die durchreisenden Handelsleute abrechnen, so gibt es kaum noch einmal so viel fremde Einwohner. Neger sind keine in Neu-Mexiko und folglich auch keine Mulatten oder Zambos. Im Jahre 1803 gab Herr v. Humboldt die Bevölkerung dieser Provinz auf 40,200 an, so daß sie sich während vierzig Jahren blos um ein Prozent jährlich vermehrt hat.

Der Ackerbau ist, wie alles Andere in Neu-Mexiko, noch in einem sehr ursprünglichen und unverbesserten Zustande. Ein großer Theil der Landleute bearbeitet das Land blos mit einer Hacke — ihre Pflüge (wenn sie welche haben) werden nur im weichen Boden gebraucht, da sie zu plump gebaut sind, um irgend einen andern Dienst leisten zu können. Diejenigen, welche ich im Gebrauch gesehen habe, waren größtentheils auf folgende Art zusammengesetzt: — ein Stück von einem Baumstamme, acht oder zehn Zoll im Durchmesser, wird etwa zwei Fuß lang abgeschnitten und ein kleiner aufwärts stehender Ast als Handhabe daran gelassen. An diesen wird eine Stange befestiget, an welche die Ochsen gejocht werden, der Block senkt sich mit seinem vordern zugespitzten Ende, geht flach, er öffnet eine Furche gleich der eines gewöhnlichen Schaufelpfluges. Eben so bemerkenswerth

ist es, daß diese Pflüge oft blos aus Holz gemacht sind, und weder ein Stück Eisen, noch ein Nagel dazu verwendet wird, die ihnen eine längere Dauer verleihen könnten.

Die Labores und Milpas — bebaute Felder — sind oft größtentheils uneingehägt. Die Eigenthümer von Vieh müssen beständig Hirten zu dessen Beaufsichtigung haben, besonders wenn es in beträchtlicher Entfernung von den Meiereien weidet; denn wenn die Felder vom Vieh beschädigt werden, muß der Eigenthümer des letztern Schadenersatz zahlen: statt daß daher der Landmann seine Saat gegen das Vieh schützen muß, wie bei uns, sind die Eigenthümer des letztern verpflichtet, es von den Feldern abzuhalten. Nur hie und da sieht man eine Meierei, die mit auf Gabeln gelegten Stangen oder einem lockern Zaune von Gestrüppe eingehägt ist. Zuweilen trifft man auch Lehmwälle oder Mauern von sehr breiten Adobes an.

Die Nothwendigkeit der Bewässerung hat den Ackerbau vorzüglich auf die Thäler beschränkt, in denen nie austrocknende Ströme fließen, und dies wird ohne Zweifel auch in Zukunft der Fall sein. An manchen Orten geht die Saat häufig durch das Austrocknen der Flüsse zu Grunde. Wo aber Ueberfluß an Wasser ist, hat die Kunst die Dienste der Natur in Bewässerung der Felder so weit ersetzt, daß es sich beinahe frägt, ob ein Einmischen der Natur in dieser Sache nicht Nachtheil bringen würde. Einerseits braucht der Landmann seine Aecker nicht überfluthen zu lassen, wenn er das Wasser selber regelt, und noch weniger braucht er sie von Dürre leiden zu lassen. Er ist demnach seiner Ernte gewisser als in begünstigtern zum Ackerbau geeigneten Gegenden, wo dieselbe den Launen des Wetters ausgesetzt sind.

Eine acequia madre (Muttergraben) liefert in der Regel genug Wasser für die Bewässerung eines ganzen Thales oder wenigstens aller Felder einer Stadt oder Ansiedelung. Ein solcher Graben wird unter der Oberaufsicht der Alcaden auf öffent-

liche Kosten angelegt und in gutem Stande erhalten; und es werden zu diesem Zwecke Arbeiter zugetheilt, wie dies bei uns in Betreff der Grafschaftsstraßen der Fall ist. Die Größe dieses Hauptgrabens wird natürlich nach der Ausdehnung des Landes bemessen, welches bewässert werden soll. Es wird über den höchsten Punkt des Thales geführt, der an diesen Gebirgsströmen meistens den Bergen am nächsten liegt. Von hier aus leitet jeder Eigenthümer eines Landgutes einen kleinen Graben in ähnlicher Weise über den höchsten Theil seiner Felder. Wo kein großer Ueberfluß an Wasser ist, was oft an den kleinern Flüssen vorkommt, ist für jeden Landwirth ein bestimmter Tag oder Tagestheil zur Bewässerung festgesetzt, und er darf zu keiner andern Zeit Wasser aus dem Muttergraben leiten. Sobald er nun das Wasser in seinen kleinern Graben gelassen hat, dämmt er ihn zuerst an einem und dann an einem andern Punkte ab, so daß jedesmal eine Strecke überrieselt wird, und indem er mit seiner Haue Erhöhungen beseitigt und Löcher ausfüllt, bewirkt er, daß sich das Wasser gleichmäßig über die ganze Oberfläche verbreitet. Obgleich das Verfahren beschwerlich scheint, so kann doch derjenige, welcher damit vertraut ist, an einem Tage fünf bis sechs Morgen bewässern, wenn sie eben und in gutem Stande sind; auf unebenem Boden aber ist er kaum im Stande, die Hälfte dieses Tagewerkes zu verrichten. *)

---

*) Es gibt hier kein Flächenmaß, welches unsern Morgen (acres) entspricht. Die Landwirthe messen ihre Aecker nach der Menge des Weizens, der nöthig ist, um sie zu besäen, und sprechen daher von einer Fanega Landes — Fanega ist ein Maß, welches ungefähr zwei Scheffel enthält — womit sie eine Strecke bezeichnen, die zu besäen zwei Scheffel Weizen hinreichen. Größere Strecken werden gewöhnlich nach der Zahl von Legues (Meilen) oder Varas verkauft, welche die Länge des

Alle Acequias im Thale des Rio del Norte werden aus diesem Strome gespeist, außer dort, wo ein Nebenfluß eine bequemere Benutzung gestattet. Da die Ufer des Flusses sehr niedrig sind und er einen bedeutenden Fall hat, so wird das Wasser bald auf die Oberfläche gefördert, durch einen horizontalen Graben längs einer geneigten Uferstrecke, der an einem Punkte beginnt, wo das Wasser nie ausgeht und meistens keinen Damm hat, ausgenommen hier und da einen Steinaufwurf, um den Strom in den Kanal zu lenken.

Die Haupterzeugnisse des Landes sind Mais und Weizen. Die erstere Getreideart wird in großer Menge zur Bereitung von Tortillas verwendet — einer Speise, die beim Volke sehr beliebt ist und deren Gebrauch es von den Eingebornen übernommen hat. Das Korn wird mit etwas Kalk in Wasser gekocht, und wenn es weich genug ist, so daß man es von den Hülsen reinigen kann, wird es auf dem Metate (vom indianischen Wort Metatl, ein hohler länglicher Stein, der als Reibwerkzeug gebraucht wird) zu Teig gerieben und in einen dünnen Kuchen geformt. Dieser wird dann auf eine kleine Eisen- oder Kupferplatte gelegt, welche Comal (bei den Indianern Comalli) heißt, und übers Feuer gethan, worauf es in weniger als drei Minuten gebacken und genießbar ist. Die Dünne der Tortilla ist stets ein großer Beweis von der Geschicklichkeit der Köchin und es findet in der Kunst der Bereitung viel Wetteifer statt. Dieses Geschäft war von den frühesten Zeiten an hauptsächlich Sache der Weiber, die, was Geschicklichkeit betrifft, dazu

---

bewässerungsfähigen Landes beträgt; denn das von den Strömen entfernte wird als werthlos betrachtet. Die Vara ist nahezu 33 englischen Zollen gleich, von denen 5000 die mexikanische Meile ausmachen — nicht ganz zwei und zwei Drittel englische Meilen.

besser geeignet scheinen, als das andere Geschlecht. Ich stimme jedoch ganz der Meinung des Geschichtschreibers Clavigero bei, „daß dieses Kornbrod, obwohl es frisch sehr gesund, nahrhaft und wohlschmeckend sein mag, in kaltem Zustande unangenehm schmeckt."

Eine andere Speise, deren Bereitung von den Ureinwohnern stammt, ist eine Art dünnen Mußes aus Maismehl, Atole genannt; und diese ist so volksthümlich, daß man sie im Norden häufig el café de los Mexicanos (Kaffee der Mexikaner) heißt. Wie verbreitet auch der Gebrauch des Kaffees unter den Amerikanern erscheinen mag, der des Atole ist unter den niedern Ständen der Mexikaner noch allgemeiner. Sie bedienen sich seiner in der That zum Frühstück, Mittag- und Nachtessen, und es macht mit Frijoles und Chile (Bohnen und rothem Pfeffer) ihre Hauptnahrung aus. Der übermäßige Gebrauch von rothem Pfeffer bei den Mexikanern ist wirklich sprüchwörtlich geworden. Er fehlt fast in keinem Gerichte, bei keiner Mahlzeit, und ist oft so vorherrschend, daß er den eigenthümlichen Geschmack der Speisen ganz verdrängt. Er wird auch zu einer Brühe verrieben und in dieser Gestalt reichlicher verwendet als Butter. Chile verde (grüner Pfeffer), nicht als bloße Würze, sondern als Salat auf verschiedene Weise zubereitet, wird von ihnen für eine der größten Leckereien gehalten. Wie sehr wir jedoch geneigt sein mögen, ihren Geschmack in diesem besondern Falle in Frage zu stellen, so kann doch niemand zögern, ihre unvergleichliche Chocolade zu rühmen, in deren Bereitung die Mexikaner gewiß jedes andere Volk übertreffen.

Außer den genannten sind noch manche andere dem Lande eigenthümliche und von den Eingebornen herstammende Speisen im Gebrauche — oft von kräftigem und ausgezeichnetem Geschmacke, und obgleich sie den Fremden anfänglich nicht recht

behagen, so werden sie doch von ihnen nach einer kleinen Weile sehr gern gegessen.

Die Rancheros und alle niederen Volksklassen bedienen sich selten eines Tisches bei ihren Mahlzeiten, eine Unbequemlichkeit, die sehr wenig gefühlt wird, indem die Speisen gewöhnlich von der Küche aus jedem Gaste auf einem eigenen Teller gereicht werden, den man auf die Kniee nimmt. Auch Messer und Gabeln werden für entbehrlich gehalten, da das Fleisch meistens gehackt oder so weich gekocht ist, daß man es mit einem Löffel essen kann. Diesen Dienst leistet gewöhnlich die Tortilla, von der man schnell ein Stück zwischen den Fingern breit drückt, so daß es für Alles, sei es noch so weich oder flüssig, als Löffel dienen kann. Man kann also auch sagen, wie es in der Geschichte des orientalischen Herrschers heißt, daß die Rancheros zu jedem Mundvoll einen neuen Löffel nehmen: denn jedes Stück Tortilla wird mit seinem Inhalt, den es zum Munde führt, hinunter geschluckt.

Der sonderbare Gebrauch, sich aller Getränke während des Essens zu enthalten, hat mich oft sehr belustigt. Obgleich ein großer Becher mit Wasser vor jedem Gaste steht, ist es doch nicht Sitte, zu trinken, bis die Mahlzeit ganz beendet ist. Sollte es irgend jemanden einfallen, denselben während des Essens aufzunehmen, so ist der Wirth im Stande zu rufen, „halt, halt, es kommt noch etwas." Ich habe die Bedeutung dieser Eigenthümlichkeit nie genau erfahren können; aus der Strenge mit der sie beobachtet wird, läßt sich schließen, daß alles Getränk während des Essens für äußerst ungesund gehalten wird. *) Die Neu-

*) Was dem Fremden in diesem Lande ebenso seltsam vorkommt, ist der Gebrauch, daß die Frauen nie mit den Männern — wenigstens nicht in Gegenwart von Fremden — sondern gewöhnlich in der Küche speisen.

Mexikaner trinken wenig Wein bei Tische, und ausschließlich das Gewächs von Paso del Norte.

Kehren wir jedoch zu den Erzeugnissen des Bodens zurück. Baumwolle wird wenig gebaut, obgleich sie stets als einheimisch im Lande betrachtet wurde; während die alten Manufakturen der Ureinwohner bestätigen, daß dies besonders in dieser Provinz der Fall war. Der Flachsbau ist gänzlich vernachläßigt, und doch wird in vielen Bergthälern eine Pflanze in Menge angetroffen, die dem linum usitatissimum ganz ähnlich ist. Die Kartoffel (la papa), wiewohl sehr spät in diesem Lande angebaut, ist unbestreitbar eine einheimische Pflanze, man findet sie in manchen Gebirgsthälern in einer Art Naturzustand — sehr klein, selten größer als Lambertsnüsse: es scheint also, daß diese vortreffliche Frucht nicht ausschließlich aus Südamerika stammt, wie gegenwärtig angenommen wird. So allgemein auch der Gebrauch des Tabakes unter diesem Volke ist, so wird er doch wenig gebaut, und namentlich nur eine leichte und schwache Sorte, von den Eingebornen „punche" genannt, welche ebenfalls einheimisch ist und an vielen Orten wild wächst. Was das Volk vorzüglich entmuthigt und abhält, den Tabaksbau zu betreiben, ist das Monopol, welchem die Föderativ-Regierung dieses unentbehrliche Bedürfniß unterworfen hat; denn obgleich die Tabakgesetze in Neu-Mexiko nicht vollzogen werden (weil es hier kein Estanquillo oder öffentliches Vorrathshaus gibt), kann das Volk ihn doch nirgends anders als in der Republik verkaufen, ohne sofortige Beschlagnahme fürchten zu müssen. Und ein noch größeres Hinderniß, das diesem wie allen andern Zweigen des Ackerbaues hemmend entgegentritt, ist der gänzliche Mangel an schiffbaren Strömen, als wohlfeiles und bequemes Transportmittel auf entfernte Märkte.

So berühmt die Republik Mexiko wegen der Menge und Verschiedenheit ihres Obstes auch gewesen ist, so ist diese Pro-

vinz ihrer Ausdehnung ungeachtet sonderbarer Weise sehr arm an dergleichen. Man sieht wohl zuweilen einige Obstgärten mit Aepfel- Pfirsichen- und Aprikosenbäumen, aber von so geringer Art, daß sie nur in Ermanglung von etwas Besserem geschätzt werden. Im Thale des Rio del Norte gibt es auch einige kleine Weinberge, die Trauben gedeihen aber hier nicht so wie zu El Paso. Der Wein wird hier auf etwas eigenthümliche Art gebaut, und ich zweifle nicht, daß diese Verfahrungsweise auch in andern Gegenden mit Vortheil könnte angewendet werden. Die Weinstöcke werden geschnitten und weder durch Gabeln, noch Pflöcke oder irgend etwas der Art gehalten, so daß sie wie Gesträuch aussehen. Im Herbst deckt man sie ganz mit Erde, um sie vor Kälte zu schützen; im Frühling wird die Erde weggethan und die Rebe wieder geschnitten. Da dieses von Jahr zu Jahr wiederholt wird, so sind die Stämme in kurzer Zeit stark genug, um den reichen Segen veredelter und ungemein wohlschmeckender Trauben zu tragen, welche sie zuletzt hervorbringen.

Einheimische wilde Früchte sind nicht ganz so selten, ein deutlicher Beweis, daß der Mangel an Edelfrucht nicht so sehr Fehler der Natur als das Ergebniß der Trägheit und Nachläßigkeit von Seiten des Volkes ist. Die Stachelbirne kommt in großem Ueberfluß und in verschiedenen Arten vor, und obwohl sie weder gesund noch wohlschmeckend ist, wird sie dennoch häufig gegessen.

Es gibt nur wenig Holz in Neu-Mexiko, außer in den Gebirgen und längs den Flüssen; die Hochebenen und Thäler sind meistens offene Prairien. Ueberdies bieten die Waldungen im ganzen Norden von Mexiko nur eine geringe Verschiedenheit von Holzarten dar, unter denen die gewöhnliche Harzfichte am meisten vorherrscht. Der Baum, welcher dem Lande hauptsächlich eigen zu sein scheint ist eine Art Besenfichte Pinon genannt,

die in der Regel zwanzig bis dreißig Fuß hoch wird und immergrüne, den Fichtennadeln ähnliche, aber kaum einen Zoll lange Blätter trägt. Aus der Rinde dieses Baumes schwitzt eine Art Terpentin, das dem Fichtenharze gleicht und vielleicht nur etwas weniger harzig ist. Das Holz ist weiß und fest und wird viel zur Feuerung gebraucht. Das Merkwürdigste an diesem Baume ist seine Frucht, die unter dem nämlichen Namen bekannt ist. Es ist eine kleine Nuß, ungefähr von der Größe einer türkischen Bohne, mit einem saftigen öligen Kern in einer dünnen Schaale, eingeschlossen in einer kastanienartigen Hülse. Sie schmeckt angenehm, wird von den Eingebornen stark gegessen und jährlich in großer Menge nach den südlichen Städten ausgeführt. Manchmal bereitet man daraus eine gewisse Gattung Oel, das zum Brennen sehr gut sein soll.

Der Mezquitebaum in Texas, wo er zu einiger Berühmtheit gelangt ist, gewöhnlich Muskeet genannt, erreicht in einigen der fruchtbarsten Thäler von Chihuahua eine Höhe von dreißig bis vierzig Fuß, mit einem Stamme von einem bis zwei Fuß im Durchmesser. Sein Holz eignet sich vortrefflich zur Feuerung, wird aber auch selten zu etwas Anderm benutzt, denn es ist krumm, knorrig, sehr hart und spröde, und ähnelt eher der Honigakazie (von der er als eine verkümmerte Abart angenommen werden kann), als dem Mahagonibaum, wie einige behaupteten. Die Frucht gleicht in kleinerem Maaßstabe dem Aussehen und Geschmacke nach der des Honigakazienbaumes und ist von der Größe und Gestalt einer Bohnenhülse, auch sind die Samen ebenso vertheilt. Diese Hülse, welche wie jene der Honigakazie einen klebrigen Stoff enthält, wird von den Apaches und andern indianischen Stämmen zu Mehl verrieben, aus dem sie ihren beliebten Pinole machen. Der Mezquite scheint ohne Zweifel der Gattung Acacia arabica anzugehören, da Natur-

forscher, welche das aus dem Baume schwitzende Gummi untersucht haben, es für echt arabisches erklären.

An den Flüssen gibt es wenig Holz, ausgenommen die spärlich an den Ufern zerstreuten Baumwollenbäume. Die Ufer des Rio del Norte sind nun längs der ganzen Strecke der Ansiedelungen fast gänzlich davon entblößt, und die Einwohner sind genöthigt, ihren Holzbedarf in den entfernten Bergen zu holen. Doch findet man nirgends, auch nicht außer dem Bereich der Niederlassungen, so dichte Baumgruppen wie im Mississippi-Thale. Außer den Baumwollenbäumen wächst noch eine andere Art an den Bergströmen von Neu-Mexiko, welche Weidenblatt oder bitterer Baumwollenbaum genannt wird (populus angustifolia?) und von Einigen für eine Art Quinquina gehalten wurde, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil die Rinde starke tonische Eigenschaften besitzt. Am Samen dieses Baumes hängt die nämliche Baumwolle wie am süßen Baumwollenbaume oder populus angulata.

Zu den wilden Erzeugnissen Neu-Mexikos gehört die „Palmilla" — eine Art Palmetto, die man auch Seifenpflanze nennen könnte — deren Wurzeln, gleich denen einer andern Art, Palma genannt, gequetscht einen seifenartigen Brei (amole) geben, den die Eingebornen zum Waschen der Kleider brauchen, und der, um Wollenstoffe zu waschen, der Seife vorzuziehen sein soll.

Doch das wichtigste Erzeugniß des neu-mexikanischen Bodens sind seine Weiden. Die meisten Hochebenen liefern das beste Futter von der Welt, während sie aus Mangel an Wasser für jede andere Bebauung unbrauchbar sind. Die spärliche Feuchtigkeit, welche genügt, um die natürliche Vegetation hervorzubringen, reicht ohne Nachhülfe von Bewässerung für landwirthschaftliche Erzeugnisse nicht aus. Die Hochprairien des ganzen nördlichen Mexiko sind dem allgemeinen Charakter ihres Pflan-

zenwuchses nach sehr von unsern Gränzprairien verschieden, und entbehren in auffallendem Grade jene lieblich blühenden Kinder der Flora, welche die letztern schmücken: man findet meistens nur mehrere Arten eines nahrhaften Grases, grama genannt, welches sehr kurz und kraus ist. Da die Hochebenen, welche einzig diese Grasart hervorbringen, selten eher als bis nach der Regenzeit grünen, ist das grama nur vom August bis zum Oktober in seiner Vollkommenheit. Da es selten vom Frost leidet, bis die Regenzeit vorüber ist, dorrt es am Boden und gibt ausgezeichnetes Heu — das eben so gut, wenn nicht noch besser ist als dasjenige, welches auf unseren westlichen Prairien abgeschnitten und aufgestappelt wird. Obgleich die Winter strenge sind, ist doch die Stallfütterung in Neu-Mexiko fast gänzlich unbekannt; dessen ungeachtet erhalten sich die beträchtlichen Heerden, nicht nur von Schafen und Rindvieh, sondern auch von Maulthieren und Pferden, während der kalten Jahreszeit in bestem Zustande auf den dürren Weiden, bis der Regen im nächsten Sommer abermals frisches Gras hervortreibt.

Achtes Kapitel.

Die Minen von Neu-Mexiko. — Muthmaßliche Verbergung derselben durch die Indianer. — Aberglauben und List der Indianer. — Trümmer von La Gran Quivira. — Alte Minen. — Placeres oder Minen von Goldstaub. — Theoretische Ansichten über die ursprünglichen Goldlager. — Bearbeitungsmethode der Placeres. — Sitten und Gebräuche der Bergleute. — Willkürliche Beschränkungen von Seite der mexikanischen Regierung gegen die Fremden. — Verfolgung eines Gachupin. — Verderbliche Folgen amtlicher Einmischung in das Bergwesen. — Geringschätzung amerikanischer Rechte und der Regierung der Vereinigten Staaten. — Gambucinos und ihr Verfahren. — Vorkommen des Goldes in ganz Neu-Mexiko. — Silberminen. — Kupfer, Zink und Blei. — Schwefelquellen. — Gyps und versteinerte Bäume.

Die Ueberlieferungen sprechen von zahlreichen und ergiebigen Minen, welche vor der Vertreibung der Spanier im Jahre 1680 in Neu-Mexiko bearbeitet worden seien; als die Indianer aber erkannten, daß namentlich die Habgier ihrer Ueberwinder Schuld an der grausamen Unterdrückung sei, unter der sie geschmachtet, sollen sie dieselben verschüttet und sich alle Mühe gegeben haben, jede Spur davon zu vertilgen. Dies wurde, wie es heißt, so glücklich ausgeführt, daß nach der zweiten Eroberung (da die Spanier zu gleicher Zeit während einer Reihe von Jahren den Minen keine Aufmerksamkeit geschenkt hatten), die folgenden Geschlechter sie nie wieder zu entdecken im Stande waren. Es herrscht in der That der allgemeine Glaube unter der spanischen Bevölkerung, daß die Pueblo-Indianer bis auf den heutigen Tag die Lagen der größern Anzahl jener wunder-

baren Minen kennen, das Geheimniß aber auf das Sorgsamste bewahren. Die Sage behauptet ferner, daß die Alten und Weisen der Pueblos die Jugend von Zeit zu Zeit über diese Sache belehren und sie warnen, den Spaniern die Minen zu entdecken, damit die Grausamkeit der ersten Eroberer nicht erneuert und sie wie ehemals gezwungen würden, in diesen Minen zu arbeiten und zu leiden. Um das Geheimniß noch sicherer zu bewahren, sollen sie noch den Aberglauben zu Hülfe genommen haben, und behaupten, daß der Indianer, welcher den Ort jener versteckten Schätze entdeckt, ganz gewiß durch den Zorn ihrer Götter untergehen werde.

Es kommt manchmal vor, daß ein schelmischer Indianer die Leichtgläubigkeit der Leute sich zu Nutzen macht und auf Kosten derjenigen, die ihm an Einsicht überlegen sein sollen, Spaß treibt, indem er vorgibt, einige dieser verborgenen Schätze entdecken zu wollen. So weiß ich, daß einst ein spitzbübischer Wilder dieser Art vorschlug, ein Thal zu zeigen, wo man Jungferngold korbweise auffammeln könne. An einem für den Zug bestimmten schönen Sonntagmorgen brach der kichernde Indianer mit einer Schaar Mexikaner hinter sich auf, die Maulthiere und Pferde und eine Menge Mehlsäcke bei sich hatten, um die Goldvorräthe darin fortzuschaffen; als jedoch die Schatten des Abends sich auf die Gesellschaft lagerten, entdeckte der Wilde seinen Begleitern, er glaube, er könne den Platz nicht finden.

Es ist indessen durchaus nicht wahrscheinlich, daß die Eingebornen den zehnten Theil von der Kenntniß dieser alten Quellen des Reichthums besitzen, den man ihnen allgemein zutraut; daß aber einst manche werthvolle Minen in dieser Provinz bearbeitet wurden, wird nicht blos durch Ueberlieferung, sondern durch beglaubigte Berichte und noch vorhandene Ueberreste hinlänglich bewiesen. Ueberall in diesem Gebiete trifft man Spuren alter

Ausgrabungen und an einigen Stellen Trümmer beträchtlicher Städte an, die augenscheinlich des Bergbaues wegen entstanden.

Unter diesen alten Trümmern sind die merkwürdigsten die von La Gran Quivira, welche ungefähr hundert Meilen südlich von Santa Fe liegen. Dies scheint eine bedeutende Stadt gewesen zu sein, bei weitem ausgedehnter und reicher als die gegenwärtige Hauptstadt von Neu-Mexiko je gewesen. Noch immer stehen viele Mauern, besonders von Kirchen, mitten in dem sie umgebenden Gräuel der Verwüstung aufrecht, als wenn ihr heiliger Charakter ein Schild gewesen wäre, gegen den die Zeit vergebens ihre Streiche geführt. Die Bauart übertrifft durchgängig Alles, was gegenwärtig nördlich von Chihuahua gefunden wird — indem die Gebäude aus gehauenen Steinen sind, einem in Neu-Mexiko ganz ungebräuchlichen Baumaterial. Noch größere Verwunderung erregt, daß es in einem Umfange von etwa zehn Meilen rings um die Trümmer kein Wasser gibt; man stoßt jedoch auf einige steinerne Zisternen und Ueberbleibsel von acht bis zehn Meilen langen Wasserleitungen, die von den benachbarten Bergen auslaufen und das Wasser ohne Zweifel von da herableiteten. Und da nichts darauf hinzudeuten scheint, daß die Bewohner je Ackerbau getrieben, so ist schwer zu begreifen, was den Bau einer Stadt in einer so dürren, holzlosen Ebene veranlaßt haben könnte, wenn nicht die Nähe einiger ergiebiger Minen. Nach der eigenthümlichen Beschaffenheit des Ortes und den noch vorhandenen Zisternentrümmern scheint hier der Betriebsgegenstand ein Placer gewesen zu sein, mit welchem Namen man Minen von Goldstaub bezeichnet, der mit Erde gemischt ist. In den nahen Gebirgen sind aber ohne Zweifel noch andere Minen bearbeitet worden, da man viele geräumige Gruben findet, wie man sie gewöhnlich anlegt, wenn man auf Silbererz u. s. w. baut, und es heißt, daß man an mehreren Orten noch Schlackenhaufen antrifft.

Einige haben diese Trümmer für die Ueberreste eines alten Pueblo oder einer Stadt der Urvölker gehalten. Dies ist aber nicht wahrscheinlich; denn obwohl man die Ueberbleibsel von Tempeln der Eingebornen möglicher Weise mit jenen von katholischen Kirchen verwechseln mag, so läßt sich doch nicht annehmen, daß man das spanische Wappen an den Vorderseiten derselben ausgehauen und gemalt finden würde, wie dies mehrmals der Fall ist. Nach den vernünftigsten Angaben soll dies vor dem allgemeinen Blutbade des Jahres 1680 eine reiche spanische Stadt gewesen sein, deren Einwohner in dieser schrecklichen Zeit alle zu Grunde gingen — mit Ausnahme eines einzigen, wie die Sage geht — während ihre ungeheuren Schätze unter den Trümmern begraben wurden. Einige leichtgläubige Abenteurer haben vor kurzem an dieser Stelle Nachforschungen nach diesen lange verlornen Reichthümern gehalten, allein bis jetzt noch nichts gefunden. In der Nachbarschaft gibt es noch andere Trümmer ähnlicher Art, doch von kleinerem Umfange; die vorzüglichsten darunter sind jene von Abó, Tagique und Chilili, wovon das letztgenannte jetzt wieder von den Mexikanern angebaut wird.

Die Minen von Cerrillos, zwanzig Meilen südlich von Santa Fe, sind, ungeachtet ihres unbezweifelten Alters, wahrscheinlich noch in diesem Jahrhundert in einiger Ausdehnung bebaut worden; man hat sie in der That seit Menschengedenken wieder eröffnet; da aber das Unternehmen wenig Erfolg hatte, gab man es wieder auf. Unter den zahlreichen Gruben, die man an diesem Orte noch immer findet, ist eine von ungeheurer Tiefe in festen Felsen gegraben, die, wie man glaubt, nicht weniger als hunderttausend Dollars gekostet haben kann. In den Gebirgen von Sandia, Abiquiu, besonders in jenen von Picuris und Embudo, gibt es auch zahlreiche Aushöhlungen von beträchtlicher Tiefe. Vor einigen Jahren machte sich ein unter-

nehmender Amerikaner an die Wiedereröffnung einer der in der Nähe von Picuris befindlichen. Nachdem er jedoch mehr als hundert Fuß tief eingedrungen, ohne den Grund der ursprünglichen Ausgrabung zu erreichen, die wahrscheinlich seit hundertfünfzig Jahren verschüttet worden, gab er seinen Plan aus Mangel an Mitteln auf. Seitdem sind andere Versuche gemacht worden, allein mit ebenso geringem Erfolg. Ob an diesem Mißlingen Mangel an Kapital und Ausdauer schuld ist, oder ob die Erzadern von den frühern Bergleuten erschöpft worden sind, bleibt künftigen Unternehmungen zur Entscheidung übrig.

Die einzigen ergiebigen Minen in Neu-Mexiko sind gegenwärtig die Goldminen, von denen die ursprünglich unter dem Namen El Real de Dolores eingetragene, aber allgemein unter der bezeichnenden Benennung El Placer bekannte die bedeutendste ist. Diese Mine befindet sich in einem niedrigen, abgesonderten Gebirgszuge, siebenundzwanzig Meilen südlich von der Hauptstadt entfernt. Als im Jahre 1828 ein Sonoreno, der seine Maulthiere in dieser Gegend zu weiden pflegte, eines Tages etliche in den Gebirgen verirrte aufsuchte, las er zufällig einen Stein auf, den er sogleich als zu derselben Gattung gehörig erkannte, die in den Goldregionen von Sonora vorkommt. Bei näherer Prüfung entdeckte er mehrere Goldtheilchen, und dieser Vorfall verfehlte nicht, das Land in einige Aufregung zu versetzen. Obwohl der Ertrag in den ersten paar Jahren sehr unbedeutend war, so entsprach er doch dem Zwecke, die Güte des Metalls zu erforschen, dessen ungewöhnliche Reinheit erkannt wurde. Man eröffnete daher bald einen Verkehr mit fremden Kaufleuten.

Die in dem Zeitraum von 1832 bis 1835 gewonnene Goldmenge kann nicht weniger als sechzig bis achtzigtausend Dollar jährlich betragen haben. Seit dieser Zeit jedoch hat sie beträchtlich abgenommen und in einigen Jahrgängen belief sich der

Ertrag nur auf dreißig bis vierzigtausend Dollars. Man glaubt jedoch, daß die ganze Ausbeute seit der ersten Entdeckung eine halbe Million Dollars überstiegen habe. Die Verminderung des Gewinnes während der letzten Jahre wurde mehr durch Mangel an Thatkraft und Unternehmungsgeist, als durch Erschöpfung des kostbaren Metalls hervorgebracht, da bis jetzt nur ein sehr kleiner Theil der „Goldgegend" bebaut worden ist und die Erfahrung gelehrt hat, daß der „Staub" beinahe an allen Stellen derselben in gleicher Weise vorkommt. Die besten Gruben in der unmittelbaren Nähe des Wassers scheinen jedoch trefflich ausgebeutet worden zu sein: an einigen Orten sind die Hügel und Thäler buchstäblich wie eine Honigscheibe durchlöchert.

Einige Personen sind auf den Einfall gekommen, das Gold dieser Gegend sei ursprünglich an einem einzigen Orte gelagert gewesen und durch einen vulkanischen Ausbruch auf diese Weise über die Oberfläche des Landes zerstreut worden.

Der Staub und die Körner, welche man in dieser Mine gewinnt, sind Jungferngold und, wie schon früher bemerkt, von ausgezeichneter Güte, so daß in der Münze der Vereinigten Staaten eine Unze Apothekergewicht nach dem Schmelzen durchschnittlich neunzehn Dollars siebenzig Cents, oder im rohen Zustande neunzehn Dollars dreißig Cents einträgt. Es wurde zuerst von den Kaufleuten um den Preis von fünfzehn Dollars die Unze angekauft, in Folge der Mitbewerbung aber, die später unter ihnen entstand, ward es eine kurze Zeit über das in der Münze geltende Maximum hinaufgetrieben, ist jedoch seitdem wieder auf den Durchschnittspreis von siebenzehn Dollars dreißig Cents die Unze Apothekergewicht gesunken.

Wenn man während dieser Ausgrabungen eine solche Tiefe erreicht hat, daß eine Leiter unentbehrlich wird, so wird ein zehn bis fünfzehn Fuß langer Stamm zu diesem Zwecke stufenförmig

gekerbt und in schiefer Richtung in die Oeffnung gestellt. In dem Maße, wie die Grube tiefer wird, läßt man neue hinunter, die eine etwas unsichere Zickzacktreppe bilden, auf welcher der flinke Bergmann hinab und heraufsteigt, ohne sich selbst mit seinen Händen dabei zu helfen, obwohl er eine große Last Erde auf seinen Schultern trägt. Auf diese Weise wird der größte Theil des Schuttes aus diesen Minen an den Tag gefördert, da Winden oder Maschinen irgend welcher Art selten gebraucht werden. — Meistens wird von den Bergleuten die Winterzeit vorgezogen, weil dann die Goldwäscher sich in der unmittelbaren Nähe ihrer Arbeiten leicht mit Wasser versehen können; denn die große Seltenheit desselben in der Gegend der Gruben legt in andern Jahreszeiten dem Erfolge der Unternehmung bedeutende Hindernisse in den Weg. Im Winter gewinnt man das Wasser, indem man einen Haufen Schnee schmelzt, den man in eine Vertiefung wirft, worin sich erhitzte Steine befinden. Das Waschen wird sehr häufig von den Weibern und Kindern der Bergleute verrichtet. Sie bedienen sich dabei eines runden, hölzernen Gefäßes, Batea geheißen, das ungefähr achtzehn Zoll im Durchmesser hat, welches sie mit der Erde füllen, dann in den Pfuhl eintauchen und mit den Händen umrühren; durch dieses Verfahren schwimmt der lockere Schmutz oben weg und das Gold setzt sich auf den Boden. Sie fahren damit so lange fort, bis auf dem Boden der Batea nichts mehr zurückbleibt als ein wenig schwerer, schwarzer Sand, welcher mit einigen Goldkörnern gemischt ist, deren Werth auf eine Last Erde zwischen einem und zwölf Cents schwankt und sich zuweilen in einem reichen Boden auf fünfundzwanzig oder mehr beläuft. Es sind einige Versuche gemacht worden, mit Maschinen zu waschen, doch bis jetzt ohne Erfolg: theils weil es am Wasser mangelt, ebenso sehr jedoch vielleicht, weil es an Ausdauer fehlt und weil man den Fremden, die am Ende die Einzigen sind, welche je Ver-

besserungen dieser Art versucht haben, willkürliche Beschränkungen auflegt. Einige Beispiele werden deutlich zeigen, welchen Beeinträchtigungen und Nachtheilen Fremde unterworfen sind, wenn sie in diesem Lande Geld in Bergbau anlegen.

Als der Placer in seiner größten Blüthe war und den Unternehmern beträchtlichen Gewinn abwarf, stieg das „Minenfieber" unter den Neu-Mexikanern, besonders unter den Regierungsbeamten, zu einer solchen Höhe, daß Jedermann sich einbildete, er sehe die Pforten zur Anhäufung eines fürstlichen Vermögens für sich geöffnet.

Im Beginne dieser Goldraserei wurde eine sehr willkürliche und tyrannische Maßregel getroffen, um einem verfolgten Gachupin, mit welchem Namen man europäische Spanier in Amerika bezeichnet, seinen Antheil an einer Mine zu entreißen, die er schon mit ziemlich günstigem Erfolge zu bearbeiten angefangen hatte. Diese Mine unterschied sich von dem übrigen Theile des Placer, und bestand aus einer in eine Felsenschichte eingesprengten Goldader, weßhalb man das Erz erst mahlen und mit Quecksilber ausscheiden mußte; da sie einem Eingebornen Namens Ortiz gehörte, der von diesem Verfahren nichts verstand, so verband sich derselbe mit Don Damaso Lopez, dem früher erwähnten Gachupin, welcher im Bergbau und in der Metallgewinnung einige Erfahrung und Geschicklichkeit besaß. Die beiden Theilhaber machten sich eifrig ans Werk und fanden am Schlusse des ersten Monats, daß ihr reiner Gewinn sich auf einige hundert Dollars belief, welcher Geldwerth durch etliche Goldkugeln dargestellt wurde. Beim Anblick dieses Schatzes war Ortiz so sehr vor Freude außer sich, daß er sich nicht enthalten konnte, ihn dem Gouverneur und andern Offizieren und Würdenträgern der Hauptstadt zu zeigen, die mit bezeichnender Habgier den Gachupin sogleich um seine günstigen Aussichten beneideten. Die Beamten und der nachgiebige Ortiz verbanden sich darauf

durch einen Vertrag, die Mine auf ihre gemeinschaftliche Rechnung zu betreiben, und beschlossen, sich des Lopez zu entledigen. Dies bewerkstelligten sie dadurch, daß sie das alte Vertreibungsgesetz erneuerten, von dem an einer andern Stelle die Rede, und das thatsächlich außer Uebung gekommen war. Das unglückliche Opfer dieses schändlichen Komplottes wurde daher an die Gränze geschafft, in dem die patriotischen Beamten vorgaben „sie könnten nicht länger dulden, daß er mit Umgehung der Gesetze sich so nahe bei der Hauptstadt aufhalte."

Die neue Gesellschaft begann nun ihre Arbeiten mit vergrößertem Eifer. Sie sollten jedoch ihre Niederträchtigkeit auf eine Weise büßen, welche die Theilhaber am wenigsten erwarteten. Das während des ersten Monats gesammelte Erz war zerrieben und mit Queckſilber vermischt worden, und als man meinte, die Verquickung sei vollständig vor sich gegangen, wurden alle Theilnehmer am Geschäfte eingeladen, die glänzenden Ergebnisse der neuen Versuche mit eigenen Augen zu schauen. Allein nach der sorgfältigsten Durchforschung kam auch nicht ein einziges Goldkorn zum Vorschein! Der Grund davon war, daß sie alle vom Bergwesen nichts verstanden, und der Kunst, das Metall vom Erze zu scheiden, gänzlich unkundig waren. Die Mine mußte daher bald aufgegeben werden, und Ortiz sah sich selber durch seine Verluste zu Grunde gerichtet — ein Opfer der blinden Raubsucht seiner neuen Genossen.

Damit Fremde an den Schätzen, welche in diesen Gebirgen an den Tag gefördert werden sollten, keinen Antheil bekämen, wurde in der Folge eine Verordnung erlassen, welche ausschließlich den Eingebornen die Bearbeitung der Minen gestattete. Dadurch wurden diejenigen, welche ihre Arbeiten am Placer bereits begonnen und beträchtliche Kosten darauf verwendet hatten, genöthiget, mit gänzlichem Verluste ihrer Mühen und Auslagen plötzlich davon abzustehen.

Politische Beschränkungen dieser Art haben die Amerikaner von fernern Versuchen abgeschreckt, obgleich das Verbot nicht mehr vollzogen wird. Wenn man sich auf die Redlichkeit der Regierungen einigermaßen verlassen könnte, so zweifle ich nicht, daß mit hinlänglichem Kapital und der Hülfe von Maschinen, wie man sich ihrer in den Bergwerken von Georgien und Carolina bedient, die alten Gruben dieser Provinz sich wieder eröffnen und eine große Zahl Placeres sehr umfänglich und vortheilhaft bebauen ließen. Die Weise jedoch, wie Neu-Mexiko gegenwärtig regiert wird, gewährt einem Unternehmen dieser Art keine Sicherheit. Der Fortgang eines solchen, wenn es von einem Fremden betrieben wird, ist stets in Gefahr, bei dem ersten Anzeichen eines günstigen Erfolgs von der Regierung gehemmt zu werden, wie die angeführten Beispiele zur Genüge beweisen. Amerikaner namentlich würden wenig Abhülfe zu hoffen haben; denn unsere Regierung hat so wenig Eifer gezeigt, ihren Bürgern für die ihnen von fremden Staaten angethanen Unbilden Entschädigung oder Genugthuung zu verschaffen, daß man, wie dies bisher geschehen ist, weniger Bedenken tragen würde, sie zu unterdrücken, weil man dabei weniger zu befürchten hätte, als wenn es sich um die Angehörigen einer andern Nation handelte.

Die Goldgegenden sind größtentheils eine Art gemeinsamen Eigenthums und meist von einer bedürftigen Volksklasse bebaut worden, die man gewöhnlich Gambucinos nennt, ein Name, der unbedeutenden Bergleuten gegeben wird, die auf ihre eigene Rechnung arbeiten. Man findet unter ihnen sehr selten Fremde, denn bei der jetzigen einfachen Art zu arbeiten, ist der Gewinn zu klein und zu unsicher, um den unabhängigen amerikanischen Arbeiter anzulocken, der sich selten herbei läßt, für weniger als einen Dollar täglich nach Abzug aller Ausgaben zu arbeiten, während sich der mexikanische Gambucino mit zwei oder drei Realen begnügt, die er meistens braucht, um sich mit Nahrungs-

mitteln zu versehen. Diese armen Bergknappen führen demnach ein elendes Leben. Wenn es ihnen knapp geht, leben sie oft blos von einem einzigen Real den Tag, indem ihre gewöhnliche Nahrung aus Brod und einer Art schlechten Kuchenzuckers, Piloncillo genannt, besteht, wozu manchmal etwas grober Rancherokäse kommt; dennoch scheinen sie vollkommen zufrieden.

Um unter einer so gemischten Bevölkerung, wie man sie an den Minenplätzen findet, Störungen zu vermeiden, sind einige Munizipalverordnungen erlassen worden, kraft deren jeder auf freiem Grunde einen Labor oder eine Grube eröffnen kann, jedoch zehn Schritte von jeder andern entfernt, und nach allen Richtungen zu einem gleichen Umfange berechtigt ist, wenn nicht frühere Ansprüche im Wege stehen. Sein Labor wird für eine kleine Gebühr auf gemachte Anzeige von dem Alcalden bestätigt; wenn ihn jedoch der Eigenthümer für eine gewisse Zeit verläßt, kann jeder nach Gefallen davon Besitz nehmen.

Außer dem Placer, von welchem ich bereits gesprochen, sind vor Kurzem in der nämlichen Gebirgsschichte gegen Süden hin noch andere entdeckt worden, von denen einer jetzt in großer Ausdehnung bearbeitet wird und schon mit Kramladen jeder Gattung angefüllt ist, wo all das gewonnene Gold entweder verkauft oder vertauscht wird. Da die Gambucinos meistens von allen Hülfsmitteln entblößt sind, so sehen sie sich oft genöthigt, sich ihres Goldes täglich zu entäußern, und sehr häufig in kleinen Theilchen, die kaum wenige Cents werth sind. Auch in den Gebirgen von Abiquiu, Taos und an andern Orten sind Goldplaceres entdeckt und in einigem Umfange bebaut worden. Eigentlich ist Neu-Mexiko, wie einige Bewohner mit Recht bemerkt haben, ein fortlaufender Placer, da sich Spuren von Gold beinahe auf der ganzen Oberfläche des Landes finden. Die früher herrschende Meinung, daß Gold blos in südlichen Himmelsstrichen vorkomme, scheint hier völlig widerlegt zu werden; denn auf

einem Punkte, Namens Sangre de Christo, der bedeutend nördlich von Taos liegt, über den 37. Grad der Breite hinaus, und wegen seiner Lage mitten in den Schneegebirgen dieser Gegend die Hälfte des Jahres mit Eis bedeckt ist, hat man einen sehr ergiebigen Placer aufgefunden, allein seiner eigenthümlichen Lage wegen wird er sehr wenig bebaut.

Im verflossenen Jahrhundert sind in Neu-Mexiko keine Silberminen in erfolgreichem Betrieb gestanden. Vor einigen Jahren wurde in der Nähe des Dorfes Manzano in den Bergen von Tome eine Silberader aufgefunden, welche einträglich zu werden versprach; als jedoch das Erz geprüft werden sollte, fand man das Gestein so hart, daß der Versuch gänzlich aufgegeben wurde.

Außer Gold und Silber trifft man an vielen entlegenen Plätzen auch Kupfer, Zink und Blei, obwohl das letztere so sehr mit Kupfer und anderen harten Metallen vermengt ist, daß man es für gewöhnliche Zwecke fast gar nicht brauchen kann. Das in der Provinz gewonnene Kupfer enthielt bei näherer Untersuchung eine kleine Beimischung von edlen Metallen, welche die Ausscheidung wohl verlohnte. Auch Eisen ist im Ueberfluß vorhanden.

Neben den Metallminen, die bereits entdeckt sind oder in den Gebirgen von Neu-Mexiko verborgen liegen, sind die Salzgruben oder Salzlachen, wie man sie vielleicht nennen würde, die Salinas, von nicht unbedeutender Wichtigkeit. Etwa hundert Meilen südlich von der Hauptstadt auf dem hohen Tafellande zwischen dem Rio del Norte und Pecos gibt es einige ausgedehnte Salzteiche, welche einen unerschöpflichen Vorrath dieses unentbehrlichen Bedürfnisses nicht allein für den Bedarf dieser Provinz, sondern auch zum Theil für die benachbarten Bezirke liefern. Die größte dieser Salinas hat fünf bis sechs Meilen im Umfang. Die beste Zeit zur Einsammlung des Salzes

sind die trockenen Monate, wo die Teiche nur wenig Wasser enthalten; aber auch wenn sie überschwemmt sind, läßt sich das Salz vom Grunde herauf schaufeln, wo es in ungeheuern Schichten an manchen Stellen bis zu unbekannter Tiefe ansteht; getrocknet gleicht es sehr dem gewöhnlichen Alaunsalz. Das Beste jedoch, welches von vortrefflicher Beschaffenheit ist, steigt als Schaum auf dem Wasser empor. Vor vielen Jahren wurde ein fester Damm mitten durch den größten See hin angelegt, auf welchen man die Karren und Maulthiere führt, um sie dort mit Salz zu beladen, das noch tropft. Die Salinas sind öffentliches Eigenthum und die Einwohner begeben sich mehrere Male im Jahre dahin, aber in Karavanen, zum Schutz gegen die in der Wüste, in welcher sie liegen, herumstreifenden Wilden. Obgleich dieses Salz nichts kostet als die Mühe, es wegzuschaffen, so sind doch die Gefahren von Seite der Indianer und die Beschwerden eines Zuges nach den Salinas so groß, daß in der Hauptstadt der Scheffel selten weniger als einen Dollar gilt. Auf der nämlichen großen Ebene, noch hundert Meilen weiter gegen Süden, ist eine andere Salina von derselben Beschaffenheit.

Da ich gerade bei diesem Gegenstande bin, kann ich mich nicht enthalten, mit einigen Worten der Mineralquellen von Neu-Mexiko zu erwähnen. Es gibt daselbst verschiedene warme Quellen (ojos calientes), deren Wasser in der Regel schwefelhaltig ist und zur Heilung von Rheumatismen und andern chronischen Krankheiten für sehr wirksam gehalten wird. Einige sind Sprudelquellen und ihr Wärmegrad ist zum Baden sehr angenehm; im Westen der Provinz aber findet man eine Quelle, die nicht sehr sterk fließt; sondern blos aus den Felsenritzen rieselt, jedoch so heiß ist, daß man jede Speise darin kochen kann. Es ist eine seltsame Erscheinung, daß nur wenige Schritte davon, gerade

wie dies bei den heißen Quellen von Arkansas der Fall ist, eine andere entspringt, die vollkommen kalt ist.

Neu-Mexiko bietet viele anziehende geologische Erzeugnisse dar, worunter der Yeso oder Gyps, welcher an manchen Stellen im Ueberflusse verkommt, für die Einwohner das nützlichste ist. Da man ihn in blätterigen Stücken findet, die aus Scheiben bestehen, die mit einem Messer sehr leicht in Flächen von der Dicke des Papiers bis zu jener des Fensterglases und eben so durchsichtig wie letzteres zerschnitten werden können, so benützt man es in den Ranchos und Dörfern sehr häufig zu Fensterscheiben, die es in der That auch ziemlich gut ersetzt.

An verschiedenen Stellen am Rande des Mesas findet man prächtige Exemplare von versteinerten Bäumen. Zwischen Santa Fe und dem Placer liegt eines, das seit seiner Versteineruug in Stücke zerbrochen ist, an denen man jede Verästung, jeden Spalt und Splitter so deutlich wie im natürlichen Zustande sieht. Wie es heißt, stehen einige dieser Baumversteinerungen in der Nähe von Galister noch aufrecht.

Neuntes Kapitel.

Hausthiere und ihr Zustand. — Gleichgültigkeit in Betreff der Pferdezucht. — Caballos de Silla. — Beliebtheit und Nützlichkeit des Maulthieres. — Wie man die Maulthiere für eine Reise anschirrt und beladet. — Arrieros und ihr Verfahren. — Die Mulera oder Glockenstute. — Ueberraschende Geschicklichkeit der Maulthiertreiber und Vaqueros. — Der Lazo und seine Anwendung. — Lächerliche Gebräuche des Landes in Bezug auf das Eigenthumsrecht der Thiere. — Anekdote von einen merikanische Oberst. — Der Burro oder zahme Esel und seine guten Eigenschaften. — Die wandernden Heerden der Ebenen. — Klugheit der Schäferhunde. — Der Schafhandel. — Verwüstung, welche die Indianer unter dem Vieh anrichten. — Philosophische Ansichten der Räuber. — Prächtiges Schaffleisch. — Ziegen und ihr Nutzen. — Wilde Thiere und ihr Charakter. — Ein Abenteuer mit Bären. — Wölfe, Panther, wilde Vögel, Reptilien. — Die Honig-Biene u. s. w.

Ueber nichts habe ich mich im Kreise meiner Beobachtungen in Neu-Meriko mehr verwundert, als über die geringe Aufmerksamkeit, welche man auf die Vervollkommung der Hausthiere verwendet. Während andere Nationen ihre Versuche, die Raçen ihrer Pferde zu verbessern, geradezu bis zum Wahnsinne getrieben und alle vier Welttheile nach dem besten Blute und den reinsten Stammbäumen durchsucht haben, überlassen die Neu-Merikaner, welche mit solchem Rechte als geschickte Reiter berühmt sind und für Reitübungen solche Vorliebe haben, daß man sie ein Volk von Centauren genannt hat, die Fortpflanzung ihrer Pferde ausschließlich dem Zufall, indem sie ihre besten und schönsten Hengste zu Sattelpferde wählen.

Die Raçe ihrer Pferde ist die nämliche, welche auf den Prairien in wildem Zustande angetroffen wird und unter dem Namen Mustang bekannt ist. Obgleich in der Regel sehr klein, sind sie doch flüchtig, lebhaft und voll Feuer. Und würden sie nicht meistens durch das Zähmen so sehr verderbt, so wären sie vielleicht eben so ausdauernd und langlebig als jede andere Raçe. Einige ihrer Caballos de Dilla oder Sattelpferde sind so außerordentlich gut abgerichtet, daß sie bei dem geringsten Ruck plötzlich stehen bleiben, ohne Bedenken gegen eine Mauer anspringen und selbst versuchen, hinauf zu klimmen. Ueberdies sollte ein vollkommenes Reitpferd einen eigenthümlichen Gang haben, indem es die Vorzüge des besten Trabers besitzt und dabei so ruhig über den Boden dahin eilt, daß der Caballero die „Freuden" eines ermüdenden Ritters stundenlang genießen kann, ohne den Söller seiner Geliebten aus dem Gesichte zu verlieren.

Die geringe Sorgfalt, welche man in Neu-Mexiko auf die Pferde verwendet, hat vielleicht in dem Umstande ihren Grund, daß die Bewohner bis in die neueste Zeit, wo die fortwährenden Räubereien der feindlichen Indianer sie von ihrem Lieblingsgeschäfte abschreckten, sich vorzugsweise mit der Zucht von Maulthieren beschäftigt haben. Dieses Thier ist wirklich für den Mexikaner, was das Kameel stets für den Araber gewesen ist — unschätzbar für die Fortschaffung von Lasten durch sandige Wüsten, wo man sich keiner andern Transportmittel mit solchem Vortheile bedienen kann. Diese Maulthiere reisen hunderte von Meilen mit einer Ladung der schwerfälligsten Waaren, die oft drei bis vierhundert Pfund wiegt.

Der Aparejo oder Packsattel, wenn man ihn so nennen kann, ist ein breites Kissen, welches aus einem ledernen mit Heu ausgestopftem Behältniß besteht, das den Rücken des Thieres bedeckt und auf beiden Seiten bis zur Hälfte herab reicht. Dies wird mit einem weiten Gurt von Seegras befestigt, womit man

das arme Thier so fest einschnürt, daß der Leib desselben bis zur Hälfte seines natürlichen Umfanges zusammengepreßt wird. Während des Einschnürens steht der Vierfüßler in völliger Todesangst zitternd da, kein unpassendes Sinnbild mancher modischen Stutzer, die man in den Hauptstraßen großer Städte auf den Zehen herum trippeln sieht.

Die Maulthiertreiber behaupten, daß ein enge eingeschnürtes Thier besser laufe, oder wenigstens Bürden mit größerer Leichtigkeit trage, und obwohl sie dies zu weit treiben, so läßt sich doch kaum bezweifeln, daß eine mäßige Spannung die Muskeln kräftigt und stärkt. Auch darum ist es nöthig, daß der Aparejo fest gebunden wird, damit er nicht rutsche und den Rücken des Maulthiers aufreibe; trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln geschieht es nur zu oft, daß Rücken, Widerrist und Seiten des armen Thieres furchtbar zerrissen werden, und zwar in solchem Grade, daß ich die Rippen blos liegend gesehen habe, während sie Tag für Tag die gewöhnliche Ladung von dreihundert Pfunden tragen mußten! Der Aparejo ist auch mit einem sehr großen Schwanzriemen versehen, der den Schweif oft auf die empörendste Weise zerreißt. Diese Bepackungsart hinterläßt größtentheils jene dauernden Narben und Merkmale, die an den merikanischen Maulthieren so gewöhnlich sind.

Wenn die Carga aus einem einzigen Pack besteht, wird sie quer über den Rücken des Maulthieres gelegt; besteht sie aber aus zweien, so werden sie der Länge nach angebracht, und nachdem sie mit einem Stricke zusammen gebunden worden, mit einem langen Seile von Seegras oder ungegerbtem Leder auf dem Aparejo befestigt. Das Gepäck wird mit diesem Seil so sorgfältig und enge umwunden, daß es auf dem Thiere festbleibt. Das Maulthier wird zuerst so enge zusammengepreßt, daß es sich kaum bewegen zu können scheint, aber das Gewicht der Ladung drückt den Aparejo bald zusammen und lockert die Gurte

und Stricke häufig dermaßen auf, daß man sie bald nach dem Aufbruche wieder zusammenknüpfen muß. Die Maulthiertreiber sind den Tag über größtentheils damit beschäftigt, die Ladungen in gutem Zustande zu erhalten, denn sie verlieren oft das Gleichgewicht, und fallen zuweilen hinunter. Dies geschieht ohne den Atajo, wie der Zug von Packmaulthieren heißt, aufzuhalten; denn während das betreffende Thier stille steht, damit seine Ladung in Ordnung gebracht werde, setzen die übrigen ihren Weg fort. Es kann in der That viele Verwirrung daraus entstehen, wenn man einen schwerbeladenen Atajo anhält; denn wenn man den Maulthieren einen Augenblick Rast gönnt, so legen sie sich gerne nieder, und dann können sie mit ihren Ladungen nur sehr schwer wieder aufstehen. Bei ihren Bemühungen, dies zu thun, strengen sie manchmal ihre Lenden in solchem Grade an, daß sie dieselben für die ganze Folgezeit schädigen. Die Tagereisen werden ohne Mittagsrast zurückgelegt, denn das nöthige Auf- und Abpacken würde zu viel Zeit rauben: und da ein schwerbeladener Atajo selten mehr wie fünf bis sechs Stunden unterwegs ist, so beträgt die Jornada de Recua (Tagreise eines Packzuges) gewöhnlich nur zwölf bis fünfzehn Meilen.

Es ist in der That bemerkenswerth, mit welcher Fertigkeit und Geschicklichkeit die Arrieros oder Maulthiertreiber ihre Thiere aufzuzäumen und die Waaren aufzupacken verstehen. Ein halbes Dutzend ist hinreichend für vierzig bis fünfzig Maulthiere. Es sind stets zwei Männer zu gleicher Zeit mit der Ausrüstung eines Maulthieres beschäftigt, und diese brauchen selten länger als fünf Minuten, um ihm den Aparejo und die Carga aufzuschnüren. Bei dieser Beschäftigung entwickeln sie oft eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit in der Anwendung ihrer Kraft. Ein einziger Mann hebt oft einen Ballen, den er in der Noth kaum würde lüpfen können, indem er aus seinen Knieen eine Stütze, aus seinen Armen und seinem Körper einen Hebel

macht, mit solch' anscheinender Leichtigkeit auf den Rücken des Thieres, als koste es ihm nur wenig Anstrengung. Auf den Haltplätzen geschieht die Abpackung noch weit schneller. Die Ballen werden in einer Reihe auf den Boden gelegt, und wenn es regnet, mit Aparejos zugedeckt, über die man noch eine Decke von «mantas de guangoche», (Decken von Seegrasgewebe) breitet, welche die Güter gegen die stärksten Stürme sichert. Zudem schneidet man um die Waarenreihe noch einen Graben ein, damit das Wasser nicht darunter zusammen laufe. Auf solche Weise werden Lasten von Ort zu Ort und viel wohlfeiler über die rauhsten Bergpfade transportirt, als Fremde ihre Waaren zu Wagen über ebenes Land führen können. Die Kosten dieser Fortschaffungsart sind deshalb so gering, weil man den Arrieros nicht viel Lohn gibt, und die Nahrungsmittel für sie sowohl als für die Thiere unbedeutende Ausgaben verursachen. Die Besoldung der Maulthiertreiber steigt von zwei bis fünf Dollar monatlich; ihre Nahrung besteht größtentheils aus Korn und Frijoles, was man sich billig verschaffen kann. Fleisch bekommen sie nur auf ihre eigenen Kosten.

Ein solcher Atajo wird sehr systematisch geführt, da jeder Arriero seinen eigenen ihm zugewiesenen Wirkungskreis hat. Sie haben ebenfalls ihre Ordnung und Kunstsprache, Ausdrücke, die wenn auch nicht so umfangreich, für die Uneingeweihten doch eben so unverständlich sind wie die Ausdrücke der Seeleute. Einer davon, Savanaro genannt, hat bei Nacht die Aufsicht über die Maulthiere, welche man ohne Koppel oder Spannseil, mit der Mulera oder Glockenstute, die ihre Zerstreuung verhindert, frei laufen läßt. Obgleich die Anhänglichkeit der Maulthiere an die Mulera sehr groß scheint, kann sie doch eben sowohl der Glocke als dem Thiere gelten. Was die Bienenkönigin einem Bienenkorbe, ist die Mulera einem Maulthierzug. Wie auch das Naturell eines Maulthieres sein mag, es wird sich selten von

ihr wegtreiben lassen; und wenn sie durch Zufall von ihren Gefährten wegkommt, werden sie sogleich ängstlich und niedergeschlagen und laufen wiehernd nach allen Seiten, als ob sie gänzlich verloren wären. Neben der Bereitung der Speisen für die Gesellschaft hat der Madre (oder Mutter, wie der Koch des Zuges scherzweise genannt wird) die Verpflichtung, während der Reise die Mulera vorauszuführen, welcher der ganze Zug geordnet nachfolgt.

Die Maulthiertreiber sowohl als die Vaqueros (Kuhhirten) reiten gewöhnlich schnelle und gutabgerichtete Pferde, und zeigen in der Führung derselben oft viele überraschende Kunststücke, die einem Reitercirkus in jedem Lande Ehre machen würden; so nehmen sie z. B. jedesmal, während das Pferd im vollsten Galopp ist, einen Dollar vom Boden auf. Aber ihre größte Geschicklichkeit und Gewandtheit entfalten sie in der Handhabung des Lazo oder Lareat *) der gewöhnlich aus Pferdehaaren oder Seegras fest zusammengedreht und an dessen einem Ende eine zweckmäßige Schlinge ist. Ihr Ziel ist immer sicherer, wenn sich das Thier, welches gefangen werden soll, in vollem Laufe befindet, weil es dann keine Zeit hat, der Schlinge auszuweichen. Sobald dieselbe geworfen ist, wickelt der Lazador das Ende seines Lazo um den hohen Sattelknopf, und durch eine plötzliche Wendung wird das wildeste Pferd nach Belieben zum Stehen gebracht oder zu Boden geworfen. Durch dieses Verfahren wird der Kopf des Thieres gegen seinen Bezwinger gerichtet, der, um es sicherer in seine Gewalt zu bekommen, selten ermangelt, ihm ein Bozal, oder eine Halbschlinge, wie Boots-

*) Lasso und Lariat, wie man gewöhnlich schreibt, sind offenbar Verunstaltungen der spanischen Wörter Lazo und la Reata, die jedes eine Art Seil bedeuten. Ich habe daher die ihrer Abstammung entsprechende Schreibweise beibehalten.

leute sagen würden, um die Nase zu werfen, obgleich es noch immer eine volle Seillänge von ihm entfernt ist.

Ist der Gegenstand der Verfolgung eine Kuh oder ein Ochs, so wird der Lazo gewöhnlich um die Hörner statt um den Nacken geworfen. Zwei Vaqueros, jeder mit seinem Seil an den Hörnern, können auf diese Art den wüthendsten Stier bändigen, vorausgesetzt, daß sie gut abgerichtete Pferde haben. Während das erbitterte Thier auf den einen seiner Verfolger zustürzt, wendet der andere sein Pferd und zieht an dem Seile, wodurch das Thier stets mitten im Laufe zur Umkehr gezwungen wird, so daß es beide zwischen sich hin und her stoßen, bis es ganz erschöpft ist und keinen Widerstand mehr leistet. Der Gebrauch des Lazo beschränkt sich nicht blos auf die Arrieros und Vaqueros, obgleich diese in der Regel in der Handhabung derselben die größte Geschicklichkeit erlangen: er ist in allen Ständen üblich, und kein Mann, besonders unter den Rancheros, würde seine Erziehung für vollendet ansehen, bevor er sich diese volksthümliche Fertigkeit eigen gemacht hätte. Sie wird in der That von Kindheit an erlernt; denn es ist eines der gewöhnlichsten Spiele der Kinder, das täglich getrieben wird, mit ihren Lazitos in jeder Richtung auf den Höfen herum zu jagen und Hunde und Hühner damit zu fangen.

Der Lazo wird oft als Waffe sowohl zur Vertheidigung als zum Angriff gebraucht. Wenn der berittene Vaquero in Scharmützeln mit den Indianern unglücklicher Weise ohne andere Waffen ist, so wirft er diese furchtbare Schlinge um den Nacken oder Leib seines Feindes, der, bevor er Zeit hat, sich loszumachen, zu Boden geschleudert und in vollem Laufe fortgeschleppt wird, so daß er, wenn sein Kopf nicht an den Steinen, Wurzeln oder Bäumen zerschellt, wenigstens so betäubt und kraftlos wird, daß ihn der Lazador noch ganz gemächlich aus dem Wege schaffen kann. Der Panther, der Bär und andere wilde

Thiere der Gebirge und Prairien werden auf diese Weise ebenfalls mit Erfolg angegriffen.

Die Gesetze und Gebräuche des Landes in Betreff des Eigenthumsrechtes auf Thiere verwickeln den unerfahrenen fremden Reisenden in viele Unannehmlichkeiten. Wie viele Eigenthümer ein Pferd oder Maulthier auch gehabt haben mag, jeder brennt ihm ein großes hieroglyphisches Zeichen auf, das man Fierro nennt, und beim Verkauf wieder sein Venta oder Verkaufszeichen; bis endlich diese Schrammen so zahlreich werden, daß Leute, die in dieser Art „Heraldik" nicht bewandert sind, unmöglich bestimmen können, ob das Thier rechtmäßig verkauft worden ist oder nicht; dennoch unterwirft jedes Fierro ohne das entsprechende Venta-Zeichen das Thier dem Anspruche des Einbrenners. Fremde sind dieser Art Betrügerei am meisten ausgesetzt; und wenn eine Gesellschaft Estrangeros eine der südlichen Städte betritt, so wird sie sogleich von einer Schaar Müssiggänger umringt, die sorgfältig jedes Pferd und jedes Maulthier untersuchen; finden sie dann zufällig ein Fierro ohne Venta, so beeilen sie sich auf der Stelle jemanden ausfindig zu machen, der ein Brenneisen von der nämlichen Form besitzt und dieser nimmt das Thier ohne Umstände in Anspruch und bemächtigt sich desselben; denn bei jedem gerichtlichen Verfahren wird von dem Ansprecher kein anderer Beweis gefordert, als sein Brenneisen, das den Handel zu seinen Gunsten entscheidet, wenn man findet, es gleiche in der Form dem Brandmale am Thiere. Ein Oberst in Chihuahua machte einst in dieser Weise auf eines meiner Maulthiere Anspruch; da ich jedoch überzeugt war, es vom rechtmäßigen Eigenthümer gekauft zu haben, so weigerte ich mich, es herauszugeben. Der Offizier, welcher seine Beute nicht fahren lassen wollte, ging sogleich den Alcalden holen, in der Hoffnung, diesen Beamten zu bewegen, ihm den Beistand des Gesetzes zu verleihen; während seiner

Abwesenheit ließ ich aber die Schulter des Thieres scheeren, so daß die Venta deutlich sichtbar wurde. Sobald diese Entdeckung zur Kenntniß des Obersten und seines Richters gebracht wurde, machten sie sich eilig davon, wie im Bewußtsein einer entdeckten Betrügerei.

Während ich jedoch die Ansprüche des Maulthieres auf den Rang eines allgemein nützlichen Thieres in vollem Maße anerkenne, darf ich nicht vergessen, jenem sanften und unscheinbaren Mitgliede des Thiergeschlechtes, dem geduldigen Esel, oder wie die Eingebornen ihn gewöhnlich nennen, El Burro im Vorbeigehen mein Lob zu zollen. Dieses gelehrige Geschöpf ist hier recht eigentlich „der Freund des armen Mannes," da es zu unendlich verschiedenen Zwecken dient und sich stets auch die schwersten Lasten mit Unterwürfigkeit gefallen läßt. Es trägt nicht nur das Korn, die Feuerung, das Wasser und das Gepäck seines Herrn, sondern auch sein Weib und seine Kinder. Oft wird die ganze Familie zugleich auf einem einzigen kleinen Esel fortgeschafft. Das vorzüglichste Reitthier des Landmannes ist in der That der Burro, bei dem Sattel, Zaum oder Halfter selten gebraucht wird. Der Reiter setzt sich quer über seine Hüften, anstatt auf seinen Rücken, und lenkt das gelehrige Thier mit einem Knüttel in der Hand.

In Neu-Mexiko ist vielleicht nichts mit größerer Sorgfalt betrieben worden als die Schafzucht. Als das Land auf dem Gipfel des Wohlstandes war, sah man Ranchos am Ufer jedes Stromes und in der Nähe jedes Berges, wo Wasser zu finden war. Selbst auf die dürren und öden Ebenen und viele Meilen von einem Bache oder Teiche entfernt, wurden ungeheure Heerden zur Weide getrieben, und nur jeden zweiten oder dritten Tag zur Tränke geführt. Bei diesen Gelegenheiten pflegen die Schäfer ihre Burros mit Guages zu beladen, die mit Wasser gefüllt sind, worauf sie mit ihren Heerden wieder auf die

Ebenen zurückkehren. Der Guage ist eine Gattung Kürbis, von der es einige prächtige Arten mit zwei Knollen gibt; der dazwischen befindliche Hals dient zur Befestigung des Strickes, an dem sie getragen werden.

Diese wandernden Schafheerden bringen in der Regel die Nacht dort zu, wo der Abend sie überrascht, ohne Hürde oder Einhägung. Vor Anbruch der Nacht macht sich der Oberschäfer auf den Weg, um einen passenden Platz für seinen Hato oder einstweiligen Schafstall aufzusuchen, und zündet auf der tauglichsten Stelle ein Feuer an, auf welches die Schafe gewöhnlich von selbst zugehen. Sollten sie Lust haben, sich zu zerstreuen, so nimmt der Schäfer eine Fackel und geht ein oder zweimal um die ganze Heerde herum, wobei die Schafe, um ihm auszuweichen, die Köpfe alle nach innen wenden, und in dieser Stellung verbleiben sie meistens bis gegen Morgen, ohne einen Versuch zu machen, sich zu zerstreuen. Es braucht nicht beigefügt zu werden, daß die Heerde während der Nacht von wachsamen und klugen Hunden gegen lauernde Wölfe und andere Raubthiere geschützt wird. Der gut abgerichtete Schäferhund dieses Landes ist in der That ein Wunder: zwei oder drei derselben folgen einer Schafheerde mehrere Meilen weit so sorgsam wie ein Schäfer, und treiben sie beim Anbruch der Nacht wieder zur Hürde zurück, ohne dabei von etwas Anderem geleitet zu werden als ihrem eigenen außerordentlichen Instinkt.

In früheren Zeiten gab es reiche Eigenthümer, deren Ranchos sich über die halbe Provinz ausbreiteten und oft 300,000 bis 500,000 Schafe zählten. Es war gebräuchlich, die Schafmütter an die Rancheros zu verdingen, die zwanzig Prozent in verkäuflichen Carneros — ein Ausdruck, der gewöhnlich für Schafe und besonders für zum Markte bestimmte Widder gebraucht wird — von der Heerde zurückerstatteten.

Die Schafe können zu den vorzüglichsten Produkten Neu-

Mexikos gezählt werden, und sind der Hauptgegenstand der Ausfuhr. Vor ungefähr zehn bis zwanzig Jahren wurden alljährlich gegen 200,000 Stück auf die südlichen Märkte getrieben; und wie versichert wird, in den günstigsten Zeiten an 500,000 jährlich ausgeführt. Dieser Handel war für einige Ricos des Landes ein sehr einträgliches Geschäft. Sie kauften die Schafe von den armen Rancheros um fünfzig bis siebennudfünfzig Cent das Stück, und verkauften sie mit hundert bis zweihundert Prozent Gewinn auf den südlichen Märkten. Es wird eine große Menge Wolle, aber von geringer Beschaffenheit gewonnen. Unbedeutende Sendungen davon wurden nach den Vereinigten Staaten über Missouri gemacht und dort manchmal zu dem niedern Preise von fünfzehn Cent das Pfund verkauft. Sie wird aber auch von den neu-mexikanischen Rancheros zu dem sehr geringen Preise von drei bis vier Cents das Pfund verkauft, oder noch gewöhnlicher beim Vließ das im Durchschnitt vielleicht etwas über ein Pfund gibt. Neu-Mexiko könnte ohne Zweifel bei seinem ausgezeichneten Weideland und seinem Klima die feinste Wolle von der Welt erzeugen. Die Bewohner haben jedoch mit der ihrem Charakter gemäßen Langsamkeit im Fortschreiten ihre ursprüngliche Viehzucht beibehalten, welche kläglich ausgeartet ist. Die Heerden wurden in früheren Zeiten nur der Gesundheit der Thiere wegen geschoren, und die Wolle selten aufbewahrt, da sie für ihren Hausbedarf verhältnißmäßig wenig brauchten.

Die ganado menor, oder kleinern Weidethiere (wie die Schafe und Ziegen überhaupt genannt werden), haben sich jedoch in neuerer Zeit sehr vermindert; indem sie durch die wiederholten Einfälle der ursprünglichen „Gebieter des Bodens" außerordentlich gelitten haben, die zu jeder Zeit, wenn Hunger oder Laune sie treibt, die Ranchos überfallen, die Schäfer ermorden und die Schafe in Heerden zu Tausenden mit sich forttreiben. Man hat die Indianer sagen hören, daß sie schon längst alle

Schafe im Lande vertilgt haben würden, wenn sie es nicht vorzögen, einige zurück zu lassen, damit ihre mexikanischen Hirten ihnen neue Vorräthe aufziehen könnten!

Die neu-mexikanischen Schafe sind außerordentlich klein, haben sehr grobe Wolle, und sind zu nichts Anderem als zu Schlachtvieh tauglich, in dieser Beziehung aber mit Recht berühmt. Ihr Fleisch hat einen eigenen angenehmen Geschmack und wird von den Feinschmeckern unserem besten Wildpret vorgezogen, was wahrscheinlich zum Theile von dem vortrefflichen Grase herrührt, wovon sich die Thiere nähren. Das Schaffleisch ist für die Neu-Mexikaner, was den Bewohnern unserer westlichen Staaten das Schweinefleisch, welches man in Nord-Mexiko selten findet. Auch sind die Schafe wegen ihrer Hörner merkwürdig, die oft zu zwei und drei Paaren hervorsprießen, und dem Kopfe ein sonderbares, seltsames Ansehen geben. Ich habe welche mit wenigstens sechs einzelnen Hörnern gesehen, deren jedes anders gerichtet war. — Obgleich die Ziegen nicht so häufig wie die Schafe gezogen werden, gibt es deren doch eine beträchtliche Anzahl. Ihre Milch wird häufiger als Kuhmilch gebraucht, nicht nur weil sie süßer und nahrhafter ist, sondern weil die Geisen wie die Esel, sich von den unbedeutendsten Kräutern nähren, welche auf den Bergpfaden und den unfruchtbarsten Hügeln wachsen, wo man keine Kühe ohne regelmäßige Fütterung halten könnte. Das Ziegenfleisch ist grob, aber gesund, und da es wohlfeiler als Schaf- oder Ochsenfleisch ist, so wird es von den Armen oft benutzt. Das der Zicklein ist sehr zart und schmackhaft.

Es ist bemerkenswerth, daß man in ganz Neu-Mexiko kein zahmes Geflügel findet (ein Halbdutzend Truthähne und wenige Tauben ausgenommen) außer dem gewöhnlichen Huhn, das aber in genügender Menge vorhanden ist. Gänse, Enten und Pfauen sind ganz unbekannt.

Wilde Thiere sind nicht in so großer Mannigfaltigkeit vorhan-

den wie in den südlichen Provinzen der Republik. Der schwarze und der graue Bär, die man in den Gebirgen antrifft, scheinen nicht in so hohem Grade wild zu sein, wie besonders die letztern in den nördlicheren Gegenden sein sollen. Sie kommen oft von den Bergen in die Kornfelder hinunter, und es werden wunderbare Geschichten erzählt von den fürchterlichen Kämpfen zwischen ihnen und den Labradores (Landbauern); allein nach einem kleinen Abenteuer mit einer alten grauen Bärin, die Einigen unserer Gesellschaft am Rande der großen Prairien begegnete, zu urtheilen, von dem ich Zeuge war, kann ich ihre Wildheit oder Kühnheit nicht für sehr furchtbar halten. Es war Mittag, und unsere Karavane machte Halt, um Erfrischungen zu nehmen, als wir eine Gruppe dieser interessanten Thiere bemerkten — eine Bärin mit einigen Jungen, die völlig so groß wie gewöhnliche Wölfe waren — die emsig in einem angränzenden Thale im hohen Grase scharrten, als suchten sie Wurzeln oder Insekten. Einige von der Gesellschaft eilten sogleich auf die Thiere zu, in der Hoffnung, zum Schusse zu kommen, was ihnen aber nicht gelang. Ein paar „Runners," die zu Pferde gefolgt waren, machten einen verzweifelten Angriff auf den Feind, aber das alte Ungeheuer entfloh in das Dickicht, ohne sich nach seinen Verfolgern umzusehen, obgleich eines ihrer Jungen getödtet und die andern während der allgemeinen Verfolgung nach verschiedenen Richtungen verjagt wurden.

Das Ergebniß dieses Abenteuers bestätigte meine Meinung, daß die Geschichten, die man von diesen gefürchteten Thieren erzählt, sehr übertrieben sind. Wir hatten bei unserer Gesellschaft einen riesigen Hufschmied und Wagenausbesserer, Namens Campbell, der ohne Schuhe sechs Fuß acht Zoll hoch, und dabei verhältnißmäßig sehr wohlgestaltet war. Neben seiner unbegränzten Brauchbarkeit als „Tausendkünstler" wurde unser riesiger Freund fortwährend so sehr in Anspruch genommen, daß

ihm wohl die im Westlande übliche Redensart, von Einem, der „ein ganzes Gespann werth" sei, ihren Ursprung verdanken konnte; denn wenn ein Wagen im Morast stecken blieb, war er mehr werth als das ganze Gespan, um ihn herauszuheben. Kurz, er war der passendste Mann für ein rechtes Bären-Abenteuer. Bei der Gelegenheit, von welcher ich spreche, hatte sich Campbell in den Schatten eines Gebüsches am Rande eine zehn Fuß hohen Abhanges gelegt, und überließ sich einem behaglichen Schläfchen, indessen seine Gefährten in der Nachbarschaft herum jagten. Während der Jagd näherte sich einer der jungen Bären, welcher von seiner Mutter getrennt worden war, ganz unbekümmert unserem Lager. Wir ergriffen unsere Flinten, und als das Thier nahe an dem Orte, wo Campbell lag, durch eine Lücke im Gebüsche über die Kluft setzte, gaben wir Feuer, worauf es mit einem fürchterlichen Geheul verwundet in das Gebüsch fiel: Campbell sprang durch den Lärm plötzlich geweckt mit Blitzesschnelle empor und taumelte von dem Abhange auf den Bär. Meister Petz brüllte, der Riese fluchte, und seine Gefährten riefen: „Halt ihn fest, Campbell, oder du bist verloren!" denn niemand konnte es wagen, zu schießen, aus Furcht den Mann zu treffen. Dieser hatte jedoch keine Lust, sich mit seinem langklauigen Gegner in ein Handgemenge einzulassen, sondern mühte sich in vergeblichen Versuchen ab, den steilen Abhang hinan zu klimmen; der Bär aber stellte sich auf seine Hinterfüße und klotzte einen Augenblick die riesige Gestalt des Schmiedes an, worauf es ihm am gerathensten schien, Fersengeld zu nehmen. Es gelang ihm auch endlich, zu entkommen, obgleich ihm ein Hagel von Kugeln nachgeschickt wurde.

Der große graue Wolf der Prairien kommt in Nord-Meriko auch in Menge vor. Er richtet zuweilen unter dem Vieh schreckliche Verheerung an, da er oft sogar Maulthiere und Pferde tödtet und frißt; seine Raubgier geht aber nie so weit,

daß er Menschen angreift, außer wenn er ganz ausgehungert ist. Es gibt auf den Bergen noch andere Raubthiere, unter denen vorzüglich der Panther Erwähnung verdient.

Man findet auch Elenthiere und Rothwild, jedoch nicht in großer Anzahl. Unter dem letzteren ist die unter dem Namen des schwarzgeschwänzten Hirsches bekannte Art die bemerkenswertheste. Dieser Hirsch unterscheidet sich nur wenig von dem gewöhnlichen Rehbock, blos ist er etwas dunkler gefärbt und sein Schwanz hat einen schwarzen Rand, auch ist sein Körper größer, obwohl seine Beine kürzer sind. Der Carnero Cimarron oder das Dickhorn aus dem Felsengebirge, der Berrendo oder die Antilope und der Tuza oder Prairienhund der Ebene, Hasen, Iltisse und andere geringfügigere Thiere können ebenfalls als Bewohner dieser Gegenden betrachtet werden.

Unter dem wilden Geflügel sind die Wasservögel am zahlreichsten, indem die Teiche und Flüsse zu gewissen Zeiten des Jahres von tausenden von Gänsen, Enten, Kranichen u. s. w. buchstäblich wimmeln. In einigen Berggenden kommen wilde Truthähne in großer Anzahl vor; Rebhühner und Wachteln sind aber selten. In Chihuahua und anderen südlichen Bezirken gibt es einen sehr schönen Vogel, Paisano, d. h. Landsmann genannt, der in zahmem Zustande die Wohnungen ganz so wie eine Katze von Mäusen und anderem Ungeziefer befreit. Man sagt, daß er auch die Klapperschlange tödte und verzehre, ein Thier, das hier jedoch viel weniger gefährlich zu sein scheint als anderswo. Ebenso sind die Scorpione, Taranteln und Tausendfüße, obwohl sie in dieser Provinz vorkommen, beinahe unschädlich und werden von den Einwohnern sehr wenig gefürchtet. Ein anderes einheimisches Thier ist der gehörnte Frosch der Prairien, der hier unter dem Namen Kamaleon oder Kamäleon bekannt ist und diesem Geschlechte angehören mag, da man beobachtet

hat, daß sich seine Farbe nach der Beschaffenheit des Bodens, den er bewohnt, ein wenig ändert.

Die Honigbiene scheint ursprünglich ausschließlich im Osten heimisch gewesen zu sein, da man beobachtet hat, daß sie westwärts zieht; allein bis jetzt hat sie diesen Theil des mexikanischen Gebietes noch nicht erreicht. Alten Geschichtschreibern zufolge waren verschiedene Arten im Süden der Republik heimisch; im Norden aber gleicht das einzige Insekt dieser Gattung mehr der Hummel, als der Bewohnerin unserer Bienenstöcke, und baut in einigen Berggegenden in Felsen und Erdlöchern seine Nester. Diese Insekten finden sich nur in geringer Anzahl, zu etlichen Dutzenden zusammen, und machen selten mehr als einige Unzen Honig, der jedoch angenehm schmecken soll.

Was Fliegen betrifft, so wird dieser trockene Himmelsstrich gleich den Hochebenen, wenig von ihnen geplagt, besonders von den schädlicheren Arten. Frisches Fleisch wird im Sommer ohne Schwierigkeit aufbewahrt und getrocknet, da es sehr wenig Schmeißfliegen gibt. Roßfliegen sieht man nicht, außer zuweilen in den Gebirgen: Die Prairiefliege, welche bei uns im Westen das Vieh so sehr plagt, ist hier unbekannt.

Zehntes Kapitel.

Zustand der Künste und Wissenschaften in Neu-Mexiko. — Vernachläßigung der Erziehung. — Volksschulen. — Unwissenheit in der Geographie. — Weibliche Bildung. — Erkünstelte Verfeinerung. — Eigenheiten der Sprache u. s. w. — Beschaffenheit der öffentlichen Presse. — Zustand der Arzneikunde. — Handwerker. — Zimmerleute und Tischler. — Baukunst. — Wohnhäuser und ihre Eigenthümlichkeiten. — Rohes Geräthe. — Sonderbar gebaute Fuhrwerke. — Decken-Fabrik. — Andere Fabriken. — Mangel an Maschinen.

Vielleicht in keinem Theile der gebildeten Welt sind die Künste so sehr vernachläßiget und ist der Fortschritt der Wissenschaft so erfolgreich aufgehalten worden, wie in Neu-Mexiko. Lesen und Schreiben kann ohne Uebertreibung als der höchste Grad von Gelehrsamkeit betrachtet werden, der in den Schulen erlangt wird; denn jene Pedanten, welche zuweilen vorgeben, Arithmetik zu lehren, verstehen höchst selten auch nur die ersten Regeln der Rechenkunst. Ich sollte vielleicht zu Gunsten jener Geistlichen eine Ausnahme machen, die im Auslande erzogen worden und durch ihren Beruf genöthigt sind, eine oberflächliche Kenntniß des Lateinischen zu besitzen. Es ist jedoch eine wohlbekannte Thatsache, daß die Mehrheit dieses bevorrechteten Standes sogar in den wichtigern Fächern des gewöhnlichen Wissens kläglich unerfahren ist. Ein höchst ehrenwerther Ausländer, der lange Zeit im Lande gelebt, versicherte mir, ein Pfarrer habe ihn einst in vollem Ernste gefragt, ob Napoleon und Washington nicht eine und dieselbe Person, und ob Europa nicht eine Provinz von Spanien wäre!

Von den frühesten Zeiten an bis zu dem Abfall der Kolonien war es fortwährend die Politik der spanischen Regierung sowohl wie der päpstlichen Hierarchie, ihren Unterthanen in der neuen Welt jeden Zugang zur Bildung zu verschließen, damit das Licht bürgerlicher und religiöser Freiheit von ihren Nachbarn im Norden her sich nicht zu ihnen den Weg bahne. Obwohl sich die Republik später des öffentlichen Schulwesens in einer Weise annahm, die, wenn man dabei beharrt wäre, ohne Zweifel zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse beigetragen hätte, so mußten jedoch alle weitern Schritte in dieser Richtung vor etwa zehn Jahren eingestellt werden, weil es an dem nöthigen Gelde mangelte, um den ursprünglichen Entwurf auszuführen. Es frägt sich indessen, ob nicht die übliche Nachläßigkeit und gänzliche Sorglosigkeit des Volkes, das schon zu sehr daran gewöhnt ist, in Finsterniß und Unwissenheit zu tappen, sowie die Untüchtigkeit der Lehrer alles Gute, das eine solche Einrichtung bewirken sollte, am Ende völlig aufgehoben haben würde. Die einzigen gegenwärtig noch bestehenden Schulen sind von der niedrigsten Art und werden ausschließlich durch Privatbeiträge erhalten, auf deren großmüthige Ausdehnung man aus der Thatsache schließen mag, daß wenigstens drei Viertel der jetzigen Bevölkerung weder lesen noch schreiben können. Um den gänzlichen Mangel an geographischen Kenntnissen unter den niederen Klassen zu zeigen, brauche ich nur zu erwähnen, daß ich von Leuten, die lange mit Amerikanern verkehrt haben, gefragt worden bin, ob die Vereinigten Staaten ein so bedeutender Ort seien wie die Stadt Santa Fe!

Die weibliche Erziehung ist wo möglich noch in größerem Maße vernachläßigt worden, als die des anderen Geschlechtes; denn diejenigen, welche überhaupt einigen Unterricht erhalten haben, sind in der Regel in Familienkreisen gebildet worden. Wirklich wurde bis in die neueste Zeit die Kunst zu lesen und

zu schreiben bei einem weiblichen Wesen für das Zeichen eines außerordentlichen Talentes angesehen, und die Schöne, welche dem Manne ihres Herzens ein Liebesbriefchen kritzeln konnte, galt fast für ein Wunder. In den höheren Ständen findet man jedoch einen ziemlichen Anflug jener oberflächlichen Verfeinerung, die überall das Gift der modischen Gesellschaft ist, und nicht in geistiger Ueberlegenheit oder in erlangtem Wissen besteht, sondern in jener besondern Art von Anmaßung, die man mit einem glücklichen Ausdrucke das „flatternde Kleid" genannt hat, mit dem die Unwissenheit sich verhüllt.

Trotz diesem fürchterlichen Zustande der Unwissenheit in allen Dingen, die dem Menschen bekannt sein sollten, ist es wirklich bewunderungswürdig, mit welcher Richtigkeit das gemeine Volk seine Muttersprache, das Spanische, spricht. Der Gebrauch von Worten gegen den klassischen Sinn kann zuweilen vorkommen, aber eine Verletzung der einfachen grammatikalischen Regeln (was bei den Ungelehrten, die englisch sprechen, so gewöhnlich ist) ist sehr selten. In der Aussprache besteht der einzige merkliche Unterschied zwischen ihnen und den Castilianern darin, daß sie gewisse Provinzialismen annehmen, die man kaum Fehler nennen kann. So lautet bei ihnen das c vor e und i und das z in allen Fällen wie s in sin, während ihm die Castilianer den englischen Laut th wie in thin geben; und statt ll, wie die Italiener das sanfte gl in seraglio aussprechen, klingt bei ihnen dieser Doppelbuchstabe gerade wie y in yes und beim Schreiben mengen sie oft die Buchstaben ll und y ohne Unterschied durcheinander. Dies kann als die einzige in der ganzen Republik verbreitete Eigenthümlichkeit in ihrer Aussprache angenommen werden. Viele sehen in der That mit Nationalstolz auf diese unbedeutenden Abweichungen, weil sich dadurch ihre Sprache von der ihrer frühern Unterdrücker unterscheidet. Auch haben sie sich viele bedeutsame indianische Worte von ihren ursprünglichen

Vorfahren und Nachbarn angeeignet, welche ihre ohnedies so schöne und reiche Sprache verschönern und erweitern.

Nichts beweist klarer den schon oben bemerkten bedauerlichen Zustand der Bildung, als der Mangel einer öffentlichen Presse. In Neu-Mexiko ist niemals eine Zeitschrift irgend einer Art erschienen, außer einem kleinen Blättchen unter dem Titel, „El Crepusculo" (die Morgenröthe), welches im Jahre 1834 wöchentlich einmal etwa einen Monat lang für fünfzig Subscribenten herauskam, dann aber wieder aufgegeben wurde, theilweise aus Mangel an Theilnahme, hauptsächlich aber weil der Herausgeber seinen Zweck, seine Wahl in den Kongreß zu befördern, erreicht hatte. Die einzige Druckpresse im Lande ist eine unbedeutende Maschine, die man in demselben Jahre durch die Prairien aus den Vereinigten Staaten gebracht hatte, und die jetzt zuweilen benutzt wird, um Zettel, Betbücher und katholische Katechismen zu drucken. Diese literarische Vernachläßigung kann man der geringen Anzahl der Leser, in eben solchem Grade aber auch den unvernünftigen Beschränkungen jener Freiheit der Presse zuschreiben, die für ihr Gedeihen so nothwendig ist. Ein Herausgeber, der versucht, das Benehmen der öffentlichen Beamten zu tadeln, oder den „bestehenden Gewalten" entgegenzutreten, setzt sich der Verfolgung und höchst wahrscheinlich der Einziehung seines Blattes aus, ein tyrannisches Verfahren, das schon zwei oder drei Zeitungen sogar bei den aufgeklärtern Bewohnern von Chihuahua den Garaus machte, wo ein erbärmliches Organ der Regierung zuweilen durch die „Imprenta del Gobierno" oder Regierungspresse veröffentlicht wird. Es ist also kein Wunder, daß die Bewohner von Neu-Mexiko an Kenntnissen so weit hinter ihren Nachbarn in den Vereinigten Staaten zurück sind, und daß der Puls für National-Gewerbfleiß und für Freiheit so langsam schlägt!

Die ärztliche Wissenschaft hat mit ähnlichen Hindernissen zu

kämpfen: es gibt keinen eingebornen Arzt in der ganzen Provinz *), obgleich täglich eine Menge sonderbarer Curen mit einheimischen Wurzeln und Kräutern, die im Ueberfluß im ganzen Lande wachsen, gemacht werden. Doch damit die Nachricht von diesem Mangel an Aerzten nicht etwa einen Sohn Aesculaps verführe, sein Glück in Santa Fe zu suchen, muß ich bemerken, daß das Land sehr geringe Vortheile verspricht. Fremde Aerzte, welche Neu-Mexiko besuchten, haben ihre Kunst ganz uneinträglich gefunden; nicht so wohl aus Mangel an Kranken, als wegen der Armuth des Volkes. Neun Zehntel von denen, die den Krankheiten am meisten ausgesetzt sind, entbehren gewöhnlich aller Mittel, so daß sie mit nichts als einem „Dios se lo pague!“ (Vergelt's Gott!) bezahlen können. Sogar reichere Leute scheuen sich oft nicht, ihre Rechnungen mit derselben Münze zu berichtigen. Ein französischer Arzt in Santa Fe, der mit zu vielen Zahlungen dieser Art beglückt worden war, pflegte jenes „Dios se lo pague“ mit den Worten abzufertigen: No, senor, su bolsa me lo pagarà — (Nein, Herr, Eure Tasche soll mich bezahlen).

Die mechanischen Künste haben sich kaum über den Zustand erhoben, in welchem sie bei den Eingebornen angetroffen wurden. Gold- und Silberschmiede sind vielleicht in ihren Gewerben geschickter als alle andern Handwerker irgend welcher Art, da der Ueberfluß an edlen Metallen in früheren Zeiten und die herrschende Leidenschaft des Volkes für prahlerisches Gepränge zur Ausübung jener besonderen Fertigkeit schon sehr früh Anregung gaben. Einige Künstler dieser Art haben so ausgezeichnete Pro-

*) Aber auch keinen praktischen Advokaten in Neu-Mexiko — eine Thatsache, die wenigstens zu Gunsten der Prozeßführung des Landes spricht.

ben sinnreicher Arbeit geliefert, daß man beim Anblick derselben fast nicht glauben kann, rohe Kunst sei so viel zu leisten im Stande. Der „pfiffigste" Yankee würde in Verlegenheit kommen, auch nur ein Zaumgebiß oder ein paar Sporen nach mexikanischen Mustern zu verfertigen, wie ich deren von dem gewöhnlichsten Grobschmiede auf dem Lande gesehen habe.

Im Zimmer- und Tischlerhandwerk hat der Arbeiter mit großen Hindernissen zu kämpfen, da ihm Werkzeuge fehlen und brauchbares Holz selten ist. Ihre Bretter müssen mit der Art zugehauen werden, da gesägtes Holz in ganz Neu-Mexiko völlig unbekannt ist, außer was gelegentlich von Fremden geschnitten wird. Die zum Spalten und Hauen übliche Art ist nach dem Muster jener plumpen Beile geformt, die bei den indianischen Händlern unter dem Namen „Squaw-Aexte" bekannt sind. Dennoch ist sie nicht selten das einzige Werkzeug des Holzarbeiters, und ein Karren oder Pflug wird oft sogar ohne Bohrer, Meißel oder Zugmesser verfertigt.

In der Baukunst scheint es das Volk noch auf keinen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, sondern sich vielmehr nach dem unförmlichen Style bequemt zu haben, der unter den Ureinwohnern herrschte, statt seine Zeit damit zu verschwenden, das neuere Maurerhandwerk und den Gebrauch des Kalkes zu erlernen. Die Materialien, deren man sich gewöhnlich zum Bauen bedient, sind von der allerrohesten Art, und bestehen aus ungebrannten an der Sonne getrockneten Ziegeln, die mit einer Art Mörtel aus bloßem Lehm und Sand zusammengeklebt werden. Diese Ziegel heißen Adobes und jedes Gebäude von der Kirche bis zum Palacio ist aus dem gleichen Stoffe erbaut. In der That sollte ich vielleicht erwähnen, daß, so wie Süd-Mexiko wegen der Pracht und dem Reichthum seiner Kirchen berühmt ist, Neu-Mexiko ebenso wegen seiner ärmlichen und verfallen aussehenden Gotteshäuser in Verruf zu kommen verdient.

Die mexikanischen Häuser sind fast alle überall nach dem nämlichen Plane gebaut. Die reichern Klassen haben, sei es aus Gründen des Stolzes oder aus Furcht vor den Wilden den Styl maurischer Schlösser angenommen, so daß alle größern Gebäude mehr das Aussehen von Festungen im kleinen, als von Privatwohnungen haben. Doch darf ich nicht unerwähnt lassen, daß, wie abstoßend auch ihr Aeußeres sein mag, das Innere sehr behaglich eingerichtet ist. Eine Reihe Zimmer auf jeder Seite eines Viereckes, so viele als die Bequemlichkeit des Besitzers erforderlich findet, umschließen einen offenen Patio oder Hof, aus dem nur ein Thor auf die Straße führt — eine gewaltige Pforte la puerta del zaguan genannt, die gewöhnlich groß genug ist, um die Familienkutsche durchzulassen. Die hintere Reihe wird in der Regel von der Cocina, der Dispensa und dem Granero (Küche, Vorrathskammer und Kornboden), so wie von andern Räumen dieser Art eingenommen. Die meisten Gemächer, mit Ausnahme der für den Winter bestimmten, gehen auf den Patio; in die letztere hingegen gelangt man meistens durch die Sala oder Halle, was, in Verbindung mit der Dicke ihrer Mauern und Decken, ihnen während der kalten Jahreszeit eine äußerst behagliche Wärme verleiht, während sie im Sommer vollkommen kühl und angenehm sind. In der That, mit beinahe drei Fuß Erde eingeschlossen wie diese Gemächer sind, besitzen sie alle wohlthuenden Eigenschaften von Kellern, während die Luft sie freier durchströmt und sie nichts von der Feuchtigkeit zu leiden haben, die in jenen unterirdischen Räumen gewöhnlich herrscht.

Alle Dächer der Häuser sind flache Azoteas oder Terrassen, die aus einer zwei bis drei Fuß hohen Lage Erde gemacht und von festen Balken oder wagrechtem Sparrwerk getragen werden. Wenn diese Dächer gut belegt sind, leiten sie den Regen mit merkwürdigem Erfolge ab, und machen die Häuser beinahe

fest. *) Die Azotea bildet ebenfalls einen angenehmen Spaziergang, da die sie umgebenden Mauern gewöhnlich hoch genug sind, um als Geländer, oder auch als Brustwehr zu dienen, hinter denen in gefahrvollen Zeiten die Kämpfenden sich aufstellen und ihre Wohnungen vertheidigen.

Die Fußböden sind alle von festgestampfter Erde, mit einem weichen Mörtel überstrichen, und gewöhnlich mit einem groben Teppich einheimischen Fabrikates bedeckt. Ein Bretterboden wäre in Neu-Mexiko eine wahre Seltenheit; ich habe selbst in Chihuahua keinen gesehen, obgleich die besten Häuser dieser Stadt mit Ziegelsteinen oder behauenen Quadern besetzt sind. Das Innere jedes Zimmers wird mit einem Lehmmörtel ohne Kalkbeimischung grob übertüncht, und zwar von Frauen, welche mit ihren Händen die Kellen ersetzen, und dann mit aufgelöstem yeso oder Gyps geweißt, ein gefährliches Ding, das seine Spuren an den Kleidern derjenigen zurück läßt, die damit in Berührung kommen. Um dies zu verhüten, sind die Gesellschafts- und Familienzimmer gewöhnlich bis zur Höhe von fünf und sechs Fuß mit Tapeten oder Baumwollenzeug überzogen. Die Außenseite der Häuser ist gemeiniglich auf die nämliche Weise übertüncht, aber nicht immer geweißt. In den Vorstädten und namentlich in den Dörfern und Ranchos herrscht der phantastische Gebrauch, einen Theil der Vorderseiten der Häuser mit Strichen zu bemalen, was der Landschaft ein auffallendes und malerisches Ansehen verleiht.

*) Während meines fast neunjährigen Aufenthaltes im Lande, sah ich nur eine Feuersbrunst, und das war in der Bergwerkstadt Jesus Maria, wo gewöhnlich ein Schindeldach über die Azotea gelegt wird, um sie gegen die Regengüsse der Gebirge zu schützen. Dieses Dach nebst einem großen Haufen Korn und einigen Säcken Mehl, die in der Bodenkammer lagen, brannten ab; das Haus selbst blieb fast unbeschädigt.

Hölzerne Häuser jeder Art sind im nördlichen Mexiko gänzlich unbekannt, mit Ausnahme einzelner Pfahlhütten in den Ranchos und Bergwerkplätzen. Man kann sich leicht vorstellen, was für ein plumpes und grobes Aussehen die Städte von Neu-Mexiko haben, die eher einer Menge zum Brennen hergerichteter Ziegelöfen als menschlichen Wohnungen gleichen.

Obgleich die Bauart der Häuser in den Dörfern und Ranchos ganz die nämliche ist wie in den Städten, so sind sie doch selten eben so geräumig. Man findet an einigen Orten sehr sonderbare unterirdische Wohnungen. Als ich einst durch das Dorf Casa Colorada ging, sah ich gerade vor mir einige Jungen sich herumtummeln, die plötzlich und geheimnißvoll verschwanden. Beim Nähertreten bemerkte ich eine Oeffnung unter einem Hügel, die, wenn auch beträchtlich größer, den Wohnungen der kleinen Prairiehunde nicht unähnlich war.

Die großen Ausgaben welche der Ankauf von Hausgeräth und Küchengeschirr verursachte, und oft noch die Unmöglichkeit, sich diese Artikel um irgend einen Preis zu verschaffen, zwangen die ersten Ansiedler von Nord-Mexiko, zu Notherfindungen ihre Zuflucht zu nehmen, oder sich in die indianischen Gebräuche zu fügen, von denen sie viele so bequem und passend fanden, daß manche von ihnen, die jetzt im Stande wären, Aufwand zu machen, keine Lust haben irgend eine Veränderung einzuführen. Sogar die kleinen hölzernen Stühle und Bänke, die man in den Häusern sieht, werden selten benutzt; die vorherrschende Mode ist Matratzen längs den Bänken zu legen, die, mit Decken belegt, als Sophas dienen. Die Frauen ziehen es aber gewöhnlich vor, sich à l'indienne auf eine einfache Decke zu setzen, die auf den Boden gebreitet wird.

Wagen von mexikanischer Arbeit findet man keine, obgleich eine kleine Zahl amerikanischer Fuhrwerke, die durch Handelskaravanen eingeführt wurden, bei dem Volke gebräuchlich sind.

Nichts ist einem Fremden auffallender als die schwerfälligen Carretas oder selbstgebauten Karren, deren starke Räder gewöhnlich aus einem großen Baumwollenbaume gehauen sind. Da dies jedoch selten für den gewöhnlichen Durchmesser von fünf Fuß hinreicht, so wird an jede Ecke noch eine andere Felge befestiget, bis das ganze einen unregelmäßigen Cirkel bildet. Ein grüner Stamm oder Baumwollenbaumbalken dient als Achse, auf die ein rohes Gerippe von dem nämlichen Material als Wagenkasten gebunden wird. Zum Baue dieser Carretas wird in der Regel kein Eisen gebraucht; es ist wirklich nichts gewöhnlicheres, als ein Karren, Pflug und sogar eine Mühle, woran sich weder ein Stück Eisen noch anderes Metall befindet. Diese ungeheuern Karren erfordern wenigstens drei bis vier Gespanne Ochsen; sogar sechsen würde es schwer fallen, die Ladung eines einzigen Paares mit einem gewöhnlichen Karren fortzuziehen. Eben so sehr wird die Arbeit der Zugthiere durch die mexikanische Anschirrungsweise erschwert, die einem Amerikaner seltsam vorkommt. Ein plumper Balken dient als Joch und wird in der Mitte an den Deichsel befestigt; die Enden legt man den Ochsen quer hinter die Hörner und bindet sie mit einem starken Riemen daran. So behält der Kopf eine unveränderliche Stellung und sie ziehen oder stoßen vielmehr mit der Kraft des Nackens, welcher folglich stets aufgerichtet bleibt.

So plump und ungehobelt diese Karren auch sind, werden sie doch zu den „Lustfahrten" der Rancheros verwendet, die darin ihre Familien nach den Städten und Märkten, oder Siestas und andern Freudenanlässen fahren. Es ist wirklich belustigend, diese kunstlosen Fuhrwerke zu sehen, wie sie auf ihren unregelmäßig abgerundeten Rädern gleich einem hinkenden Zugochsen daher holpern, daß die benachbarten Berge und Thäler von ihren krachenden, furchtbaren Tönen wiederhallen.

Die Neu-Merikaner sind berühmt wegen der Fabrikation

ihrer groben Decken, welche einen bedeutenden Handelsartikel im Verkehr mit den südlichen Provinzen wie mit den benachbarten Indianern und manchmal auch mit den Vereinigten Staaten bilden. In die feinern Decken sind hübsche farbige Figuren mit Geschick gewebt. Es gibt verschiedene Gattungen, die gewöhnlichen zu zwei Dollars das Stück, und die feinern Gewebe, namentlich die Nachahmung der Sarape Navajo, zu zwanzig und noch mehr. Auch macht man in Neu-Mexiko die Sarape Saltillero nach, — Decken von Saltillo, einer Stadt im Süden, die wegen der Fabrikation ihrer prachtvollen, in allen Farben des Regenbogens prangenden Decken berühmt ist, von denen eine oft mehr als fünfzig Dollars kostet. Außerordentlich mühsam ist das Weben dieser Modedecken, weil die verschiedenen Farben alle mit dem Weberschiffchen eingewirkt werden, obgleich das Gewebe sonst ganz einfach ist. Den Werth des feinen Sarape steigert noch der Umstand, daß er ein modischer Stellvertreter eines Mantels ist. Der gemeine ist in der That das einzige Oberkleid, dessen sich die Bauern im Winter bedienen.

Außer Decken weben die Neu-Mexikaner auch eine Art groben Wollenstoff, „gerga“ genannt, der weiß und schwarz gewürfelt, und zu Bodenteppichen, von den Landleuten auch zu Kleidern verwendet wird. Diese nebst einigen andern ähnlichen Haustüchern und Bukkings waren beinahe die einzigen Stoffe, welche sie besaßen, bis der Handel mit Missouri sie mit fremden Erzeugnissen um wohlfeilere Preise versah, als sie bis dahin den Kaufleuten aus den südlichen Landschaften bezahlt hatten. Ihre einheimischen Gewebe bestehen größtentheils aus Wolle, da weder Flachs noch Hanf, *) und nur wenig Baumwolle gesponnen wird.

*) Hanf ist in dieser Provinz ganz unbekannt, und Flachs, obgleich eine einheimische Pflanze, wie früher bemerkt worden, wird

Selbst die Verfertigung dieser Artikel wird sehr durch den Mangel an zweckmäßigen Spinn- und Webewerkzeugen erschwert. Das meiste wird mit dem huso oder malacate (Drehspindel) gesponnen, der mit den Fingern gedreht wird, während man den Faden auszieht. Die Frauen wissen diese einfache Vorrichtung mit bewunderungswürdiger Fertigkeit zu handhaben.

---

nirgends gebaut. Als die spanische Regierung (erzählt Clavigero, von Michuacan, Neu-Mexiko, und Guivira sprechend, wo Flachs in Menge vorgekommen sein soll) von den zum Anbau dieser Pflanze geeigneten Gegenden Nachricht bekam, schickte sie im Jahre 1778 zwölf Familien aus dem Thale von Granada dahin, um einen so bedeutenden Zweig des Landbaues in Aufnahme zu bringen. Das Unternehmen scheint jedoch nie zur Ausführung gekommen zu sein, wenigstens nicht in Neu-Mexiko.

Eilftes Kapitel.

Trachten in Neu-Mexiko. — Reitkleidung des Caballero. — Reitzeug. — Der Rebozo. — Leidenschaft für Kleinodien. — Kleidung der Bäurinnen. — Tarantulas auf Rädern. — Allgemeines Aussehen des Volkes. — Bräunliche Gesichtsfarbe. — Sonderbare Mode das Gesicht zu bemalen. — Auffallende Charakterzüge. — Almosen geben. — Bettlerlist. — Wunderbare Heilung einer Lähmung. — Mangel an Waffen und Offizieren. — Züge von Kühnheit unter den Landleuten. — Höflichkeit und Freundlichkeit der Mexikaner. — Bemerkungen des Herrn Poinsett. — Eigenthümlichkeiten beim Briefwechsel. — Grüße. — La siesta.

Die bessere Gesellschaft in Neu-Mexiko gewöhnt sich immer mehr an europäische Trachten, mit Ausnahme des eigenthümlichen Reitkleides, welches noch viele Caballeros tragen. Dies besteht in der Regel aus einem Sombrero — ein sonderbar geformter Hut mit niederem Kopfe und breitem Rande, mit Wachstuch überzogen und mit einer im Durchmesser fast zolldicken, aus Flittergold gedrehten Schnur geziert: einer Chaqueta oder Tuch-Jacke, die bunt mit Borden und hohen Knöpfen verziert ist: einem sonderbar geformten Dinge, Calzoneras genannt, das Beinkleider vorstellen soll und dessen Außenseiten von den Hüften bis zu den Knöcheln offen und an den Rändern mit durchbrochenen klingenden Knöpfen besetzt sind, während das Ganze phantastisch mit goldenen Schnüren und Borden aufgeputzt ist. Da zu dem eigentlichen Anzuge der Mexikaner keine Hosenträger gehören, so werden die Beinkleider mit einer reichen Schärpe gehalten, die sehr enge um den Leib gewunden wird und nicht wenig zu

dem ungemein malerischen Aussehen des Caballero beiträgt. Dann kommen die Botas, welche den Kamaschen der italienischen Banditen nicht unähnlich, von gepreßtem Leder mit farbiger Seide und Golddraht gestickt sind, und um die Knie sonderbar eingenestelt werden. Der Serape Saltillero (eine bunte Decke) vervollständigt das Gemälde. Dieses besonders nützliche und eben so zierliche Kleidungsstück wird gewöhnlich nachlässig über den Sattelknopf hängend getragen, außer bei schlechtem Wetter, wo der Reiter es wie einen spanischen Mantel über die Schultern wirft, oder was häufiger der Fall ist, den Kopf durch einen Schlitz in der Mitte steckt und es lose vom Nacken herunterhängen läßt, wodurch seine ganze Person wirksam geschützt wird.

Das Pferd des Caballero ist eben so prunkvoll ausgerüstet, indem das ganze Reitzeug zuweilen über hundert Pfund wiegt. Zuerst zeigt sich uns der hohe Sattelknopf, der mit Silber beschlagen ist, welches Metall auch die Rückenlehne ziert, und ein gepolstertes Kissen, das auf den Sitz befestigt ist. Die Coraza ist eine Decke von gepreßtem Leder mit vielfarbiger Seide und Goldflittern gestickt und mit silbernen Verzierungen ausgelegt, und wird lose über das Kissen und den Fuste oder Sattelbaum geworfen, dessen Enden durch zu diesem Zwecke angebrachte Oeffnungen hervorschauen. Dann kommt die Cola de Pato, wörtlich Entenschwanz (sie würde passender „Pfauenschwanz" heißen), eine Art lederne Schabrake, die auch bunt verziert ist, um der Conazo zu entsprechen, und an den hintern Sattelbaum befestigt wird, so daß sie die Hüften des Thieres gänzlich bedeckt. Die Estribos oder Steigbügel sind gewöhnlich aus zierlich geschnitztem Holz gemacht, und über ihnen sind die Tapaderas angebracht, lederne Decken, um die Zehen zu schützen. Früher bildeten die Steigbügel förmliche Pantoffeln, die aus einem festen Holzstück geschnitten waren, was den Gebrauch von Tapaderas

unnöthig machte. Einer der kostbarsten Theile des Reitzeuges ist aber vielleicht der Zaum, der manchmal ganz von Silber, oder sonst reich mit silbernen Schnallen, Schleifen und Sternen verziert ist. Daran schließt sich ein schweres Gebiß, zuweilen von reinem Silber, aber häufiger von Eisen und sehr künstlich gearbeitet. Die Sporen sind in der Regel von Eisen, obgleich auch oft silberne vorkommen. Die Stiele eines Vaquerosporns sind drei bis fünf Zoll lang, und die Rädchen haben oft sechs im Durchmesser. Ich besitze ein paar solcher Sporen, die von einem Ende zum andern über zehn Zoll messen, mit Rädchen von fünf und dreiviertel Zoll im Durchmesser, und zwei Pfund und eilf Unzen wiegend. Endlich sind noch die Armas de Pelo zu erwähnen, ein Paar zottige Ziegenfelle, die am obern Rande reich mit gesticktem Leder eingefaßt sind und vom Sattelknopfe herabhängen, um bei Regenwetter über die Beine gezogen zu werden oder gegen dorniges Gestrüpp zu schützen. Die Corazas von Reisesätteln sind auch mit allerlei Taschen, Coginillos genannt, versehen — eine prächtige Vorkehrung, um ein Frühstück, oder eine Flasche oder sonst etwas mitzunehmen, das bequem zur Hand sein soll.

In frühern Zeiten war rückwärts an dem Sattel eine Art von ledernem Harnisch befestigt, der die hintern Theile des Pferdes bis auf die Mitte der Lenden bedeckt, und dessen unterer Saum ganz mit klingelnden Eisenstiften besetzt war; doch findet man dies jetzt selten mehr im Norden. Aber auch ohne dieses lärmende Anhängsel ist ein mexikanischer Caballero von Heute in vollem Reiterputz mit seinem Geklingel und Geklapper eine in hohem Grade sehenswerthe Erscheinung.

Obwohl sich die bisherige Schilderung hauptsächlich auf den ritterlichen Caballero des Südens, den Rico des Landes, bezieht, so sind doch ähnliche Arten von Tracht und Ausrüstung, nur aus geringerm Stoffe, auch bei den untern Ständen gebräuchlich. Bei

diesen sind sie aber nicht blos auf die Reitkleider beschränkt, sondern werden sehr häufig zum gewöhnlichen Anzuge genommen. Gewöhnlicher Felbel, Barchent, blauer Zwilch, und ähnliche Stoffe sind bei solchen Rancheros und Landleuten sehr beliebt, die im Stande sind, etwas Besseres als die gemeinen einheimischen Wollenstoffe zu tragen. Hüte von grobem Filz oder von Palmblättern (Somberos de Petate), alle mit niedrigem Kopfe, sind unter den niedern Klassen allgemein üblich.

Wie ich bereits bemerkt habe, tragen jetzt die höhern Stände häufig europäische Kleidung, obwohl sie meistens ein oder zwei Jahre hinter unsern neuesten Moden zurück sind. Die Frauen bedienen sich jedoch nie weder eines Hutes noch einer Haube oder Mütze, außer beim Reiten; die Stelle derselben vertritt besonders beim Ausgehen der Rebozo (Schärpe) oder ein breiter Schahl, der über den Kopf gezogen wird. Der Rebozo ist bei weitem am gebräuchlichsten: er mißt sieben bis acht Fuß in der Länge und fast eine Elle in der Breite, wird aus verschiedenen Stoffen, Seide, Leinwand oder Baumwolle verfertigt und gewöhnlich durch eingewebte bunte Figuren verziert. Er ist in der That eine schöne Probe einheimischer Fabrikation. Die schönsten Stücke werden im Norden auf fünfzig bis hundert Dollars geschätzt; der gemeine Baumwollene Rebozo kostet aber einen bis fünf Dollars und wird meistens von den untern Ständen getragen. Man sieht eine Mexikanerin höchst selten ohne ihren Rebozo oder Schahl, außer wenn er beim Tanzen abgelegt wird. Im Hause legt sie ihn lose um den Leib, auf dem Spaziergange aber zieht sie ihn kokettirend über den Kopf, nimmt ihn an einem Ende herum und läßt es anmuthig über die entgegenstehende Schulter herabhängen. Wie jedoch eine beliebte neuere Schriftstellerin bei Erwähnung des Rebozo und des Sarape treffend bemerkt, ist eine gewichtige Einwendung gegen ihren Gebrauch in diesem unruhigen Lande die Leichtigkeit, mit welcher

man vermittelst derselben seine Person so wie heimliche Waffen verbergen kann. Pistolen, Messer und selbst Degen werden unter dem Serape unbeargwohnt getragen, während eine in ihrem modischen Rebozo eingehüllte Frau vor einer Schaar von vertrauten Bekannten vorüber gehen kann, ohne erkannt zu werden.

Die gewöhnliche Tracht der Landbewohnerinnen und der Rancheros ist die Enaguas oder der Unterrock von selbstgewebtem Flanell, oder wenn sie es erschwingen können, von grobem blauen oder scharlachfarbigem Tuche mit einem breiten Streifen abstechend gefärbten Zeuges, der über einem weiten, weißen Hemde, welches, den Rebozo ausgenommen, die einzige Körperbedeckung ist, um den Leib gebunden wird. So ungefällig diese Tracht zuerst auch scheinen mag, ist sie doch ein sehr reizender Hausanzug und wird selbst von den vornehmen Frauen getragen.

Die neu-merikanischen Damen sind leidenschaftlich auf Juwelen erpicht; man sieht sie daher gewöhnlich mit werthvollen Halsbändern, Armbändern und Ringen überladen. Da sie aber oft mit ausländischen Juwelen betrogen worden sind, werden einheimische Schmucksachen, die sich ohne Widerrede durch ihre ausgezeichnete Arbeit empfehlen, vorgezogen.

Coches de pasco, Kutschen jeder Art sind in Neu-Mexiko sehr selten; etwa mit Ausnahme eines jener ungeheuren, plumpen, altmodischen Fuhrwerke von merikanischer Arbeit, die man so häufig in den südlichen Städten antrifft, und denen die Fremden oft den Uebernamen „Tarantulas auf Rädern" beilegen. Eine solche Erscheinung würde in einer amerikanischen Stadt mehr Bewunderung erregen als eine Karavane der seltensten Thiere. Die Kutsche allein ist eine Last für zwei Maulthiere, wird also gewöhnlich von vieren und oft auch von sechsen gezogen, und stets von Postillonen gefahren.

Beide Geschlechter in Neu-Mexiko sind gewöhnlich unter der

Mittelgröße: aber meistens sehr ebenmäßig und kräftig gebaut, und von gesunder Leibesbeschaffenheit. Ihre Hautfarbe ist im Allgemeinen Dunkel; doch findet man unter ihnen jede Farbenabstufung von dem hellsten europäischen Weiß bis zum schwärzlichsten Braun. Ihre dunkle Farbe rührt zum Theil von ihrem ursprünglichen maurischen Blute her, noch mehr aber von ihren Wechselheiraten mit den Eingebornen. Oft hat ein Indianer, manchmal auch ein ganzes Dorf seine gewohnte Abgeschiedenheit, verlassen und sich mit seinen Besiegern vermischt. Im Norden trug das System der indianischen Sclaverei noch mehr zu diesem Ergebnisse bei. Man kauft von den wilden Stämmen die Kinder beiderlei Geschlechts, die in ihren einheimischen Fehden, oder von den Pueblos in ihren Kämpfen mit jenen, oder sogar von den Mexikanern selber weggenommen wurden, und hält sie gewöhnlich bis zum einundzwanzigsten Jahre, ja einige, die ihre Lage nicht kennen, zeitlebens in Knechtschaft. Die, welche ihre Freiheit erhalten, heirathen in die Familie ihrer Herrn und werden mexikanische Bürger, die man bald nicht mehr von vielen der bereits dunkelfarbigen Eingebornen unterscheidet. So wurde das gegenwärtige Geschlecht von Neu-Mexiko ein Gemisch, das fast eben so viel europäisches, als indianisches Blut hat. Die Landleute haben die dunkelste Farbe, was ihrer allgemeinen Vermischung mit den Indianern sowohl als dem Wetter, welchem sie ausgesetzt sind, zuzuschreiben ist; doch ist die braungelbe Hautfarbe unter allen Klassen, den reichen wie den armen, vorherrschend.

Obgleich viele Frauen eben so breite Züge wie die echten Indianerinnen haben, sieht man oft wirklich auffallend schöne Gesichter. Sie zeichnen sich durch ihre kleinen Füße und hübschen Gestalten aus, ungeachtet sie die „verfeinerte" Schnürkunst durchaus nicht kennen. Die Schönen der Ranchos und Dörfer haben eine ekelhafte Gewohnheit, sich die Gesichter mit dem hochrothen

Safte einer Pflanze Alegria, zu beschmieren, was fast wie Blut aussieht; oder auch mit Thon und Stärke. Dies thun sie nicht, um sich zu verschönern, wie einige Reisende vermuthen, sondern um die Haut gegen die Sonnenhitze zu schützen. Eine Landschöne bleibt oft vierzehn Tage in diesem schmutzigen Zustande, nur um an einem Festtage oder auf einem Balle desto reizender zu erscheinen, wenn die Malerei abgewaschen wird und die Wangen so frisch und roth zum Vorschein kommen, als es ihre dunkle Haut zuläßt.

Die Neu-Mexikaner scheinen viel von der Grausamkeit und Unduldsamkeit, und nicht wenig von dem Aberglauben und Fanatismus ihrer Vorfahren geerbt zu haben. Da sie einen lebhaften Geist und fügsame moralische Grundsätze besitzen — schlau, geschwätzig, von schneller Fassungskraft und sykophantisch sind, so verräth ihre Unterhaltung oft einen trügerischen Schimmer von Talent, der ganz besonders berechnet ist, irre zu leiten und zu täuschen. Sie sind nur im Betrügen beständig; nur im Ränkemachen gründlich: Talente, durch die sie zu keiner beneidenswerthen Berühmtheit gelangt sind. Aus Grundsatz kriechend und unterwürfig, so lange sie keine Macht haben, kennen sie, sobald der Herrschermantel der Gewalt auf ihre Schultern fällt, in ihrer Anmaßung und Rachsucht keine Gränzen. Wenn dies gleich der allgemeine Charakter der Neu-Mexikaner ist, so bin ich doch geneigt zu glauben und anzuerkennen, daß es unter ihnen viele Beispiele von unerschütterlicher Tugend, Rechtlichkeit, und religiöser Duldung gibt.

Es gibt kaum ein Volk auf der Erde, das ohne Rücksicht des Standes oder Ranges, so sehr wie die Neu-Mexikaner den Geboten der Mildthätigkeit nachkommt — d. h. Almosen spendet — was aber vielleicht eher dem Einflusse des religiösen Unterrichtes, als wirklichem Mitgefühl für die Leiden der Armen und Hülflosen zuzuschreiben ist. Es gibt keine gesetzliche Armenver-

sorgung; daher wird wohl kein Land mehr von Bettlern überlaufen, besonders südlich von Chihuahua. In großen Städten ist der Sonnabend der gebräuchliche Almosentag; bei solchen Gelegenheiten sieht man die Limosneros (wie die Bettlerklasse genannt wird) in Zügen von dreißig bis vierzig, oder auch in kleinern Abtheilungen durch die Straßen ziehen und in jedem Winkel und an jeder Straßenecke niederknieen, wo jeder laut seine Lieblingsgebete herkrächzt, und den Segen des Himmels auf alle Männer, Weiber oder Kinder herabfleht, welche etwa so glücklich waren, sich durch einige Clacos, die sie in seine ausgestreckte Hand drücken, darauf Ansprüche zu erwerben. In einigen Gegenden des Landes erwies sich diese Bettelei so erfolgreich, daß es Aeltern gab, welche ihre Kinder in der frühesten Jugend verstümmelten und entstellten, um sie für dieses Gewerbe brauchbar zu machen, und zudem sich selbst eine stete Hülfsquelle für den Rest ihres Lebens zu sichern. Es gibt auch Viele, die sich nur krank und mißgestaltet stellen, um desto eher das Mitleid der Wanderer zu erregen. Ich hatte in Chihuahua oft einen rüstigen Burschen bemerkt, der allem Anschein nach an den Beinen gelähmt, auf einer Art Kissen durch die Straßen rutschte und von Thüre zu Thüre um Almosen bat. An einem schönen Tage rannte ein wüthender Stier, den einige Vaqueros verfolgten, auf den Ort zu, wo der Bettler kläglich stöhnend saß; dieser vergaß plötzlich sein Uebel, sprang gewandt wie ein Tanzmeister auf seine Füße, und suchte sein Heil in der Flucht.

Man hat die Nord-Mexikaner oft der Feigheit beschuldigt: ein Vorwurf, der die reichern Klassen und die städtisch erzogenen Caballeros treffen mag, aus deren Reihen die Offiziere gewählt werden, die das Schicksal der Schlachten entscheiden. Aber die Rancheros oder Landleute, wie man sie weit bezeichnender nennen würde, die durch ihre besondere Lebensweise an Mühen und Gefahren jeder Art gewöhnt sind, besitzen einen weit höheren Grad

moralischen Muthes. Ihre Unbeständigkeit im Felde kommt daher, weil sie kein Vertrauen zu ihren Führern haben; während die Unwirksamkeit und Werthlosigkeit ihrer Waffen allein schon im Stande wäre, selbst ein tapferes Herz mit trüben Ahnungen zu erfüllen. Die meisten der stehenden Truppen sind zwar mit englischen Gewehren versehen; welche die unwissenden Leute jedoch, beiläufig gesagt, nicht in Ordnung zu halten verstehen, ein großer Theil der Miliz ist aber noch genöthigt, die schwerfällige, altmodische Escopeta oder Luntenflinte aus dem sechszehnten Jahrhunderte zu tragen; während Andere nichts als Pfeil und Bogen und zuweilen eine Lanze haben, eine Waffe, die jedoch im ganzen Lande sehr im Gebrauch ist. Ich habe Leute aus den niedern Ständen Thaten verrichten sehen, die von einem ausgezeichneten Muthe zeugten. Manche unternehmen oft allein Reisen durch die Wildnisse, die von mörderischen Wilden wimmeln; da sie sich aber oft unbewaffnet diesen gefährlichen Streifzügen aussetzen, vertrauen sie offenbar auf gut Glück und ihre Behendigkeit, und besonders auf den Schutz ihrer Lieblingsheiligen, la Virge de Guadalupe (der Jungfrau von Guadalupe).

Die Mexikaner zeichnen sich gleich den Franzosen, durch ihre Höflichkeit und ihr zuvorkommendes Benehmen aus. Man kann keinen Freund besuchen, ohne die Versicherung zu erhalten: „Esta V. en su casa, y puede mandar" (Sie sind in Ihrem eigenen Hause und können befehlen) oder: „Estoy enteramente á su disposicion" (ich bin ganz zu Ihren Diensten), was indessen nichts mehr als eine gewöhnliche Höflichkeitsphrase ist. Auch kann man keinen Gegenstand, von welch hohem Werth er immer sein mag, rühmen, ohne daß der Eigenthümer sogleich erwiedert: „Tomelo, V. Senor; es suyo" (nehmen Sie es, mein Herr, es gehört Ihnen), ohne im Geringsten zu erwarten, daß man ihn beim Wort nehme. — Herr Poinsett sagt: „Wenn ihr Abschied von einem spanischen Großen nehmt, so verbeugt euch

beim Ausgang aus dem Zimmer und oben an der Treppe, bis wohin euch der Hausherr begleitet; und nachdem ihr die ersten Stufen hinabgestiegen seid, wendet euch um, denn er erwartet eine dritte Begrüßung, die er sehr höflich erwiedern und stehen bleiben wird, bis er euch aus dem Gesichte verloren hat; wenn ihr ihn also, während ihr die Treppe hinabgeht, noch einmal erblickt, so küßt jedesmal enre Hand, und er wird euch für den vollkommensten Cavalier halten." So bezeichnend diese kurze Skizze auch ist, kann sie doch nicht als vollständiger Maßstab merikanischer Höflichkeit gelten; denn wenn hier der Besucher die Straße erreicht, muß er noch einmal an den Hut greifen und sich verbeugen, wie es der aufmerksame Wirth erwartet, welcher mit der Hand sein letztes „á dios" aus dem Fenster winkt. — Bei Briefen wird der Grad von Ehrerbietung durch die Breite des linken Randes bestimmt. Wenn der Brief an Jemand von gleichem Range geschrieben wird, läßt man etwa den vierten Theil der Seite leer; wenn man aber einem Höhern außerordentliche Ehrerbietung bezeugen will, so bleibt beinahe die Hälfte weiß. Es gibt noch andere dem Lande eigenthümliche Höflichkeitsbezeugungen, welche man in Amerika für knechtisch halten würde.

Bei Begrüßungen ist der alte Brauch enger Umarmung, und zwar nicht nur zwischen Personen eines Geschlechtes, noch immer allgemein üblich. Es ist sehr angenehm, nach einer kurzen Abwesenheit einem hübschen Mädchen zu begegnen. Man kommt sich entgegen, drückt sich herzlich die Hände und ohne sich loszulassen, schlingt jedes den linken Arm um des andern Gestalt; und während eine zarte Umarmung beide näher bringt, ist es unvermeidlich, daß sich die Wangen berühren — ohne daß man sich küßt, was für höchst unzart gehalten werden würde. Kurz, solch eine erste Begegnung mit dem schönen Geschlecht,

verlohnt sichs wohl, daß man zuweilen eine kleine Reise macht.

Zu den unangenehmsten Gewohnheiten des Landes gehört die Siesta (Nachmittagschläfchen), ein Genuß, dem sich gern alle Klassen hingeben. Die Laden, Privat- und Amtsbureaus werden nach allgemeiner Uebereinkunft um ein Uhr (der gewöhnlichen Speisestunde) geschlossen, und vor drei Uhr nicht wieder geöffnet. Während dieser Zeit hören fast alle Geschäfte und Arbeiten auf. Die Straßen sind öde und verlassen; Reiche und Arme suchen ihr Lager, um zu schlafen oder nichts zu denken, bis der laute Glockenschlag drei sie wieder an ihre Arbeit ruft.

Zwölftes Kapitel.

Verwaltung in Neu-Mexiko. — Rechtspflege. — Bestechlichkeit. — Vorurtheil gegen die Amerikaner. — Vorliebe für die Engländer. — Anekdote von Gouverneur Armijo und einem Trapper. — Beschimpfung eines amerikanischen Arztes. — Gewaltthätigkeiten gegen den amerikanischen Consul und Andere. — Willkürliche Besteurung der Ausländer. — **Contribution de Guerra.** — Die Alcalden und ihr System. — Die Fueros. — Wie Diebe und Verbrecher bestraft werden. — Sklaverei. — Diebe und Diebstähle. — Beschimpfung eines amerikanischen Kaufmanns. — Spiel und Spielhäuser. — Monte-Spiel. — Anekdote von einer Dame vom Stande. — Chuza. — Hahnenpläne. — **Correr el Gallo.** — **El Coleo.** — Fandangos. — Cigarritos.

Vor der Annahme des **Sistema Central** in der Republik Mexiko, war die Provinz Neu-Mexiko unter einer landschaftlichen Regierung. Der Gefe Politico besaß die ausübende Gewalt, und die Diputacion Provincial ersetzte sehr ungenügend die gesetzgebende Gewalt. Unter der gegenwärtigen Staatsverfassung, seit Neu-Mexiko ein Departement ist, haben sich zwar die Namen jener Behörden geändert, aber ihre Verrichtungen sind fast die nämlichen geblieben. Der Gobernador (Gouverneur) wird von dem Präsidenten auf acht Jahre ernannt. Die gesetzgebende Gewalt ist dem Namen nach einer Junta Departemental übergeben, einer Art Staatsrath mit sehr beschränktem Wirkungskreise, der mit jenem eines unserer Aldermännerkollegien einige Aehnlichkeit und gewiß nicht mehr Ausdehnung hat. Aber selbst dieser Schatten einer Volksvertretung wurde vom Gouverneur Armijo, bald nachdem er zur

Macht gelangte — vor fünf oder sechs Jahren — vertagt und ist seitdem nie wieder zusammenberufen worden, so daß die Verrichtungen derselben in diesem ganzen Zeitraume von dem Gouverneur nach Willkür ausgeübt worden sind.

Die Rechtspflege im nördlichen Mexiko bildet einen der kläglichsten Theile der öffentlichen Einrichtungen der Landes-Gerechtigkeit, oder vielmehr richterliche Urtheile sind ein gewöhnlicher Handelsartikel; und der unglückliche Klient, welcher nicht die Mittel besitzt, die Klauen des Alcalden mit einer „Silbersalbe" zu erweichen, kann fast mit Gewißheit darauf rechnen, daß er bei dem Streite scharf mitgenommen wird, wie gerecht auch seine Sache oder wie ehrenhaft sein Charakter sein mag. Man begreift daher leicht, daß der arme und geringe Mann in einem Rechtsstreite mit dem Reichen und Angesehenen nicht aufkommen kann, da der Einfluß desselben, selbst abgesehen von der Leichtigkeit, das Gericht zu bestechen und falsche Zeugen zu gewinnen, hinreichend ist, um jede Wirkung plebeischer Aussagen, die gegen ihn abgelegt werden könnten, völlig zu entkräften.

Die üblen Folgen der schlechten Rechtspflege in Neu-Mexiko werden am bittersten von Ausländern empfunden, gegen welche im ganzen Süden ein starkes Vorurtheil herrscht. Die Bürger der Vereinigten Staaten müssen bei Weitem am meisten darunter leiden; ein unvermeidliches Ergebniß des unfreundlichen Gefühles, mit welchem die „nebenbuhlerische Republik" das Gedeihen und die Ueberlegenheit ihrer betriebsameren Nachbarn betrachtet. Es ist offenkundige Thatsache, daß, während die Engländer durchaus vergleichungsweise mit rücksichtsvoller Achtung behandelt werden, die Amerikaner, welche in den südlichen Gegenden der Republik wohnen, häufig die Verweichlichung und Unentschlossenheit ihrer Regierung sich vorwerfen lassen müssen. So deutlich hat sich diese Vorliebe für brittische Unterthanen gezeigt, und so sehr sind sich die Amerikaner dieser demüthigenden

Thatsache bewußt geworden, daß, wenn ein aus einem Amerikaner und einem Engländer bestehendes Handelshaus Veranlassung hat, irgend eine Denkschrift zu überreichen oder sich um irgend einen Akt der Gunst oder der Gerechtigkeit von Seiten des Staates zu bewerben, das Gesuch stets im Namen des Engländers angebracht wird, da man weiß, es werde auf diese Art mit mehr Wahrscheinlichkeit Beachtung finden.

Wenige Menschen haben vielleicht mehr gethan, um die Interessen der amerikanischen Kaufleute zu gefährden, oder den amerikanischen Charakter selber in Verachtung zu bringen, als Armijo, der gegenwärtige willkürliche Machthaber in Neu-Mexiko. Es freut mich jedoch, sagen zu können, daß er bei seinen vielfältigen Unterdrückungen wenigstens einmal gezwungen worden ist, sich vor einem jener kecken Waghälse aus den Felsengebirgen zu beugen, die von Schwierigkeiten eher gekräftigt als besiegt werden. Dies war um das Jahr 1828 der Fall, während Armijos früherer Verwaltung. Es war damals ein von dem allgemeinen Kongresse erlassenes Gesetz in Kraft, das Fremden verbot, bei Strafe von Beschlagnahme u. s. w. auf mexikanischem Gebiete Biber zu fangen; da es jedoch in Neu-Mexiko keine einheimischen Biberfänger gab, so hielt es der Gouverneur Baca und sein Nachfolger Narbona für angemessen, Ausländern auf den Namen von Bürgern Erlaubnißscheine zu ertheilen, unter der Bedingung, daß sie eine gewisse Zahl von Mexikanern mitnehmen, um das Fangen zu erlernen. Dieser Verfügung gemäß, ertheilte Gouverneur Narbona diese Erlaubniß einem gewissen Ewing Young, der von Herrn Sublette begleitet war, einem Bruder des Kapitäns William Sublette, und fast eben so berühmt wegen seiner Abenteuer in den Gebirgen. Bevor diese Gesellschaft von ihrem Jagdzuge zurückgekehrt war, hatte Armijo Narbonas Stelle angetreten, und man benachrichtigte sie, daß es seine Absicht sei, ihr Pelzwerk in Beschlag zu

nehmen. Um diesem vorzubeugen, legten sie dasselbe in einem benachbarten Dorfe nieder, wo es später entdeckt, weggenommen und confiscirt wurde. Da die Pelze feucht waren, wurden sie vor der Guardia in Santa Fe in der Sonne ausgebreitet, worauf Sublette, als er zwei Bündel Biberfelle erblickte, die sein durch redliche Anstrengung erworbenes Eigenthum gewesen, sie auf der Stelle ergriff, vor den Augen der ganzen Besatzung wegtrug, und so wie sich selber in einem gegenüberstehenden Hause verbarg. Sogleich wurde die ganze bewaffnete Macht aufgeboten und eine allgemeine Nachsuchung nach dem Verbrecher und seiner Beute angestellt; aber umsonst. Die Truppen schienen freilich, wenn man die Wahrheit reden soll, eben so wenig Lust gehabt zu haben, Sublette zu finden, als dieser, sich finden zu lassen; denn sein Charakter war zu gut bekannt, um der Hoffnung Raum zu lassen, daß seine Verhaftung ohne große Beschwerde bewerkstelligt werden könnte. Armijo gerieth mittlerweile in Wuth und überhäufte die Amerikaner mit Drohungen für den Fall, daß sie ihren Landsmann nicht aufspüren und der Gerechtigkeit überliefern würden. Als jedoch sein Poltern keinen Eindruck machte, ließ er ein paar Kanonen gegen das Haus richten, wo man den Sünder versteckt vermuthete, indem er zugleich erklärte, er wolle es zusammenschießen; aber Alles ohne Erfolg. Herr Sublette brachte endlich seine Felle in Sicherheit an die Gränze und von da in die Vereinigten Staaten.

Die folgende Anekdote gibt einen andern Beweis von der Art, wie Armijo mit Amerikanern kurzen Prozeß macht. Im Herbste des Jahres 1840 wurde eine rohe Gewaltthätigkeit an einem Arzte aus Massachusetts verübt, der ein Gentleman von ganz tadelloser Aufführung gewesen sein soll, welcher seiner Gesundheit wegen eine Reise durch das Land machte. Er hatte neunhundert Dollars einem gewissen Tayon gelehnt, der später

den nämlichen Betrag von einem andern Fremden borgte und seine Schuld abzahlte. Der Doktor begab sich dann in den Süden, wo er eines Lungenleidens wegen den Winter zubringen wollte. Als aber das Individuum, welches Tayon das Geld gelehnt, erfuhr, daß er zahlungsunfähig sei, erwirkte es vom Gouverneur Armijo einen Befehl an den Doktor, zurückzukehren in der Hoffnung, ihn dadurch zur Herausgabe des Geldes zu nöthigen. Dieser Befehl erreichte ihn im Dorfe Algodones, ungefähr vierzig Meilen von Santa Fe, wo er sogleich vom Alcalden verhaftet und einige Zeit festgehalten wurde, ohne im mindesten das Vergehen zu kennen, für das er büßte. Unterdessen hatte der amerikanische Konsul in Santa Fe von dem Vorfalle Nachricht erhalten und den Gouverneur vermocht, einen Gegenbefehl auszustellen, der die Freilassung des Gefangenen vorschrieb. Als der Alcalde von Algodones diese Urkunde in die Hände bekam, beschloß er sogleich, ein so außerordentlicher Akt der Gerechtigkeit sollte den Fremden eine Kleinigkeit kosten. Es wurde daher am Orte selber eine andere Ordre geschmiedet, des Inhalts, daß er in die Hauptstadt gebracht werden sollte — doch ward ihm ein „leiser Wink" gegeben, er könne seine Freiheit durch Auszahlung von zweihundert Dollars erkaufen. Da der Doktor in einem fremden Lande war, wo er nicht auf ehrlich Spiel hoffen durfte, ließ er sich dazu herbei, den verlangten Betrag zu zahlen, und beschloß nach Chihuahua zu flüchten, wo er wenigstens vor Armijos Klauen in Sicherheit war. Als er aber den ihm vom Alcalden gespielten Betrug erfuhr, bevor ihn seine Reise noch weit entfernt hatte, kehrte er zurück und machte einen Versuch, den verbrecherischen Beamten vor Gericht zu stellen, allein ganz ohne Erfolg.

Doch die schreiendsten Ungerechtigkeiten gegen amerikanische Bürger wurden im Jahre 1841 verübt, bei Gelegenheit der Gefangennehmung des nach Santa Fe bestimmten Zuges Texaner.

In Taos wurde ein armer taubstummer französischer Creole aus den Vereinigten Staaten am hellen Tage zu Tode geprügelt. In San Miguel drang der Alcalde an der Spitze eines Pöbelhaufens in das Magazin eines Herrn Rowland, dem er für eine beträchtliche Summe Waaren raubte. Zu gleicher herrschte auch in Santa Fe die größte Erbitterung gegen die Amerikaner, die in offenbarer Lebensgefahr schwebten; und es wurde ein roher Angriff auf unseren wackern Konsul, Manuel Alvarez, Esq., gemacht, welcher stets lebhaft für das Wohl der amerikanischen Bürger besorgt gewesen war.

Der Gouverneur hatte kaum San Miguel verlassen, um gegen die Texaner zu ziehen, als ein Bursche, Namens Martin, sein Neffe und Vertrauter, von einer Schaar wilder Ohnehosen begleitet und mit einem großen Messer bewaffnet, heimlich in das Haus des Konsuls drang, welcher ihn noch bei Zeiten erblickte, um dem Stoße auszuweichen; doch erhielt er in dem darauf folgenden Handgemenge eine bedeutende Wunde ins Gesicht, während dessen drang der Pöbel mit dem Geschrei hinein: „Sáquenlo afuera! mátenlo!“ — „Schleppt ihn hinaus! Tödtet ihn!“ Herr Alvarez verdankte seine Rettung hauptsächlich der Bestürzung, in welche das Mißlingen des heimlichen Mordversuches die feigen Meuchler versetzt hatte. Anstatt für diese teuflische That bestraft zu werden, wurde der Haupturheber bald nachher im Heere befördert.

Die Beleidigung hatte ihr Ende noch nicht erreicht; als der Consul seine Pässe nach den Vereinigten Staaten verlangte, wurden sie ihm fast einen Monat lang verweigert; dadurch hielt man ihn so lange auf, bis die kalte Jahreszeit so weit vorgerückt war, daß zwei Personen seiner Begleitung (die etwa aus fünfzehn bestand) unterwegs erfroren; und keiner in Amerika ankam, ohne mehr oder weniger — und Einige bedeutend — vom

Froste gelitten zu haben; zudem kamen ihnen noch etwa fünfzig Thiere aus derselben Ursache um.

Obgleich diese und ähnliche freche Beleidigungen unserer Regierung gehörig vorgestellt worden waren, so scheint es doch nicht, daß irgend welche Maßregeln zur Abhülfe ergriffen worden seien.

Zur Unterdrückung der amerikanischen Kaufleute hatte Gouverneur Armijo schon im Jahre 1839 ein Dekret erlassen, welches alle Eingebornen von den auf die Waarenniederlagen und Kaufläden gelegten Abgaben befreite, indem er die ganze Last der Abgaben auf Fremde und eingebürgerte Ausländer warf; eine Maßregel, die klar und deutlich den zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko getroffenen Verträgen widerstritt. Es wurde dagegen Einspruch gethan, doch ohne Erfolg; als unser Consul sah, daß alle Vorstellungen fruchtlos waren, überschickte er dem amerikanischen Gesandten in Mexiko eine Bittschrift, dieser scheint aber, obgleich wichtige Interessen amerikanischer Bürger auf dem Spiele standen, die Sache für zu unbedeutend gehalten zu haben, um sie zu beachten. Dieses übermäßige Besteurungssystem der Fremden ist keineswegs eine eigene Erfindung des Gouverneurs Armijo. Als im Jahr 1835 die Regierung von Chihuahua eine Kriegssteuer erhob, um Mittel zur Bekämpfung der Indianer zu erhalten, welche das umliegende Land verwüsteten, mußten die fremden Kaufleute ohne Berücksichtigung ihrer Rechte und Verträge, jeder eine Abgabe von fünfundzwanzig Dollars monatlich bezahlen; während die Eingebornen, welche große Besitzungen mit Heerden von mehreren tausend Stück hatten, und um derentwillen namentlich diese Steuern erhoben wurden, nur fünf bis zehn Dollars auf den Mann bezahlten. Die dem Gouverneur gemachten Vorstellungen waren vergeblich. Seine amtliche Antwort lautete: „que el gobierno crel arreglado el reparto de sus respectivas con-

tribuciones," — die Regierung glaubt die Steuer gerecht vertheilt zu haben — womit die Verhandlungen endeten, und die Amerikaner bezahlten ihre fünfundzwanzig Dollars monatlich.

Die einzigen Gerichtsbehörden in Neu-Mexiko sind die gewöhnlichen Alcalden oder Friedensrichter; von welchen die Berufung an den obersten Gerichtshof in Chihuahua geht. Der Gerichtsgang ist außerordentlich einfach und kurz. Der Kläger bringt sein Anliegen mündlich vor den Alcalden, der ihm befiehlt, den Beklagten vorzufordern, was mit den Worten geschieht: „Le Clama el alcalde" (Der Alcalde ladet euch vor), auf welche Weise Kläger und Gerichtsdiener in einer Person vereinigt werden. Die Vorladung geschieht stets mündlich und bezieht sich selten auf eine spätere Zeit — indem sofortiges Erscheinen erwartet wird. Sollte der Beklagte dieser einfachen Einladung nicht folgen (welches beiläufig gesagt, selten der Fall ist), so schickt der Alcalde seinen „baston de justicia," seinen Gerechtigkeitsstab, ein gewöhnlicher Spazierstock, der sich nur durch eine eigenthümliche schwarzseidene Quaste auszeichnet. Dies verfehlt seinen Zweck nie, da nach der Vorzeigung des Stabes eine Weigerung, zu erscheinen, als eine Verachtung des Gerichts betrachtet und demgemäß bestraft würde. Die Zeugen müssen oft auf ein in den Stab der Gerechtigkeit geschnittenes Kreuz schwören oder noch öfter auf einem mit dem Daumen und Zeigefinger gebildeten Kreuze. Gewöhnlich geht aber das Verhör ohne eine einzige Eidablegung vorüber; und wenn keine Zeugen vorhanden sind, fällt der Alcalde oft das Urtheil auf die einfachen Aussagen der streitenden Parteien hin. Nach gegenseitiger Uebereinkunft wird die Entscheidung eines Rechtstreites oft Schiedsrichtern (hombres buenos) überlassen, was so ziemlich einem Geschwornengericht gleicht. Bei gerichtlichen Verhandlungen wird wenig oder gar keine Rücksicht auf irgend ein Gesetzbuch genommen; es gibt in

der That unter zwölf Alcalden kaum einen, der weiß, was ein Gesetz ist, oder je ein Gesetzbuch sah. Wenn ihre Entscheidungen nicht durch Besprechungen bestimmt worden sind, so richten sie sich nach den herrschenden Gewohnheiten des Landes.

In der Gerichtsverwaltung gibt es drei verschiedene bevorrechtete Gerichtsbarkeiten, Fueros genannt: das Eclesiástico, welches vorschreibt, daß kein Glied der Kirche, wenigstens vom Range eines Pfarrers aufwärts, vor einem bürgerlichen Gerichte angeklagt, sondern daß es von seinem geistlichen Obern gerichtet werden soll; das Militär, welches eine ähnliche Vergünstigung nicht nur für Offiziere, sondern auch für gemeine Soldaten feststellt, und das Civil- oder das gewöhnliche Gericht für alle Fälle, in denen die Beklagten Laien sind. Diese Fueros haben von jeher die Geistlichkeit und den Kriegerstand in völliger Unabhängigkeit von der bürgerlichen Obrigkeit erhalten. Das Civil ist den beiden andern Fueros in der That einigermaßen untergeordnet, denn es kann unter keinen Umständen eine richterliche Gewalt über sie ausüben; während die bevorrechteten Gerichte, wenn sie dem klagenden Laien nicht günstig sind, ihn verurtheilen können: ein Verfahren, welches sich das bürgerliche Gericht in Prozessen der Geistlichkeit oder des Kriegerstandes nie erlauben darf. Solche Aussprüche desselben würden ungültig sein. Es ist also kein Wunder, wenn die Sache der Freiheit in Mexiko so wenig Fortschritte macht.

Gefängniß ist fast die einzige Strafe, welche im nördlichen Mexiko angewendet wird. Für Schulden, kleine Diebstähle, Straßenraub und Mord, lautet der gewöhliche Ausspruch: „A la cárcel“ (ins Gefängniß), wo ein Mensch oft wegen zwei Realen, die er nicht bezahlen kann, eben so lange sitzen muß, als wegen des schwersten Verbrechens: stets vorausgesetzt, daß er nicht die Mittel besitzt, die beleidigte Majestät des Gesetzes zu besänftigen. Ich habe seit der Unabhängigkeitserklärung

in Neu-Mexiko nur von einer einzigen Hinrichtung wegen eines Mordes gehört. Die rohesten schuldbeflecktesten Verbrecher kommen nach einigen Wochen Gefängniß unbestraft durch, wenn der Kläger nicht zufällig ein Mann von großem Einflusse ist; in welchem Falle der Gefangene dann nach Belieben im Calaboza festgehalten wird, selbst wenn das Verbrechen unbedeutend ist. Ungeachtet dieser schlaffen Gerechtigkeitspflege werden doch nur wenig Mordthaten verübt.

Für Schulden muß der Schuldner wie oben bemerkt, ins Gefängniß wandern — wenn der Gläubiger seine Dienste nicht annehmen will. Will er es aber, so wird der Schuldner, er mag wollen oder nicht, der Knecht des Gläubigers bis die Schuld abverdient ist; und da er um sehr geringen Lohn dient, so bleibt er wegen der Ausgaben für seine Kleider und anderer Bedürfnisse oft in fortwährender Knechtschaft. Dieses System berührt die höheren Klassen nicht, lastet aber mit furchtbarer Strenge auf den unglücklichen Armen, deren Lage kaum besser, wenn nicht noch schlechter ist, als die der amerikanischen Sklaven. Sie arbeiten zwar um einen bestimmten Lohn; aber ihr ganzer Verdienst reicht kaum für die gröbste Kleidung und ihre zufälligen Ausgaben hin. Die Männer erhalten von zwei bis fünf Dollars monatlich, die Frauen fünfzig Cents bis zwei Dollars Lohn, der ihnen aber selten baar, sondern in Kleidungsstücken und andern Bedürfnissen zu den höchsten Preisen, ausbezahlt wird. Dem zu Folge häuft sich der Diener eine Schuld auf, die er nie zu zahlen im Stande ist — da er seinen Lohn oft ein und zwei Jahre zum Voraus bezogen hat. Nun ist er aber dem Gebrauche des Landes, wenn auch nicht dem Gesetze nach verpflichtet, seinem Herrn zu dienen, bis alle Rückstände getilgt sind; und kann nur dann seinen Dienst ändern, wenn er einen andern Herrn findet, der seine Schuld bezahlt, an den er dann auf gleiche Weise gebunden ist.

Wie ich bereits bemerkt, kommen schwere Verbrechen und Straßenraub im Norden verhältnißmäßig selten vor, aber in kleinern Vergehen, wie Diebereien und Betrügereien jeder Art, können die niedern Klassen sich mit jedem Volke um den Preis bewerben. Es kann in der That nichts unverwahrt oder unbewacht gelassen werden, ohne daß man fürchten muß, es werde sogleich gestohlen. Kein Landmann wird seine Axt oder Hacke oder irgend etwas vom geringsten Werthe über Nacht draußen liegen lassen. Von leeren Wagen werden oft alle beweglichen Eisenstücke und selbst die Räder weggestohlen. Kaufmannswaaren werden oft aus den Fächern entwendet, wenn sie zu erreichen sind. In Chihuahua wurden Waaren vom Ladentische weggenommen, während man sie einem angeblichen Käufer zur Besichtigung vorlegte. Es wurde mir einst von zwei Knaben ein ähnlicher Streich gespielt, die sich mit ihrer offenen Beute durch einen Haufen von Zuschauern retteten. Vergebens rief ich „Agarren á los ladrones!“ (haltet die Diebe). — Niemand rührte sich, um sie zu ergreifen. Ich versprach die gestohlenen Waaren demjenigen, der mir die Diebe bringen würde, aber vergebens. Es scheint hier in der That ein großer Widerwille selbst unter den bessern Volksklassen gegen die Ergreifung von Dieben zu herrschen; als ob das bloße Zeugniß gegen sie für unehrenhaft betrachtet würde. Ein sehr ehrenwerther Caballero sagte mir einst, daß er selbst einen Mann Waaren entwenden gesehen habe, daß er aber nicht dazu bewogen werden konnte, dessen Namen anzugeben, indem er bemerkte: „O ich kann nicht daran denken, diesen armen Menschen bloßzustellen!“

Daß solche sich täglich wiederholende Verbrechen nicht gestraft werden, ist vielleicht einigermaßen die Folge jener strengen Verordnungen, der Leyes de las Indias (indischen Gesetze), welche viele Diebstähle und Räubereien mit Todesstrafe bedrohen. Daher gewöhnten sich die Behörden, öfter ein Verbrechen

nachzusehen, als die barbarischen Verfügungen zu vollziehen, die der Buchstabe des Gesetzes vorschreibt. Das Aeußerste, was jetzt durch gerichtliche Verfolgung gewonnen werden kann, ist die Wiedererlangung des gestohlenen Gutes, wenn es irgendwo gefunden werden kann, und manchmal eine kurze Haft des Schuldigen. Dies ist besonders der Fall, wenn der Kläger ein Fremder ist, während er auf der andern Seite, wenn er der Beklagte ist, sich auf strenge Behandlung gefaßt machen kann. Ein bemerkenswerthes Ereigniß dieser Art fand im Jahre 1835 in Chihuahua statt. Einer unserer ehrenwerthesten Missouri-Kaufleute hatte von einem Fremden ein Maulthier gekauft, das jedoch bald darauf von einem dritten in Anspruch genommen wurde, der bewies, es sei ihm gestohlen worden. Der Missourier wäre ganz damit zufrieden gewesen, das Maulthier wieder herzugeben, um damit dem Handel ein Ende zu machen; er wurde aber zum allgemeinen Erstaunen sogleich vor den Alcalden geladen und zum Gefängniß verurtheilt: der parteiische Richter hatte natürlich versucht, den Diebstahl auf den unschuldigen Käufer zu schieben, während der wirkliche Schuldige, der ein Eingeborner war, leer ausging.

Die Spielsucht verdient auch als eine vorherrschende Neigung dieses Volkes betrachtet zu werden. Man darf in der That ohne Uebertreibung sagen, daß Ladendiebstähle, Taschendiebereien, und andere elegante Zeitvertreibe der Art, die Ergebnisse der namentlich unter den niedern Volksklassen herrschenden Spielsucht sind, welche in Mexiko mehr als in irgend einem andern Lande — mit Frau Calderon zu reden — „dem Manne, Weibe und Kinde angeboren ist.“ Sie herrscht in der niedern Hütte wie im glänzenden Saale; und weder das Priesterkleid, noch die Amtswürde schützt hinreichend gegen den Zauber dieses aufregenden Lasters. Niemand hält es für eine Erniedrigung an einer Monte-Bank zu erscheinen: der Gouverneur selbst und seine Frau, die ersten

Beamten und die vornehmen Geistlichen, die luftigen Caballeros und die betitelte Senora, sieht man ihre Dublonen auf die Wendung einer Karte setzen; während der bescheidenere Ranchero, der Knecht, der zerlumpte Arme, sich mit derselben Gier um den nämlichen Altar drängen, um ihr Glück zu versuchen. Es gibt noch andere Kartenspiele unter dieser Volksklasse, die aber mehr von der Geschicklichkeit als vom Zufall abhängen; aber das el Monte, ein reines Hazardspiel, scheint eine unwiderstehliche Anziehungskraft zu haben, die für einen uneingeweihten Zuschauer schwer zu begreifen ist.

Folgender Fall wird nicht nur zeigen, in welchem Lichte alle Volksklassen das Spiel betrachten, sondern auch den Einfluß des Reichthums auf den Ruf der Personen beleuchten. Vor etwa fünfzehn Jahren lebte (oder hauste vielmehr) in Taos ein gewisses Weib von sehr zügellosen Sitten, unter dem Namen La Tules bekannt. Da sie es schwer fand, in dieser Gegend ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, dehnte sie endlich ihre Wanderungen bis zur Hauptstadt aus. Hier ward sie der beständige Gast eines der Spielhäuser, wo die Monte-Bank pro bono publico ihr Wesen trieb. Das Glück jedoch schien ihr Anfangs nicht günstig, und sie lebte einige Jahre in Dürftigkeit und Elend. Endlich wendete es sich, wie Spieler sagen würden, und sie verließ einst die Bank mit einem Gewinn von mehreren hundert Dollars! Dies setzte sie in den Stand, eine eigene Bank zu eröffnen, und da ihr das Glück stets günstig war, vermehrte sich nach und nach ihre Wohlhabenheit, bis sie sich im Besitz eines ansehnlichen Vermögens befand. Im Jahre 1842 schickte sie über zehntausend Dollars nach den Vereinigten Staaten, um sie dort anzulegen. Sie setzt indessen ihre Lieblingsunterhaltung noch immer fort, und wird jetzt für die erfahrenste Monte-Spielerin in Santa Fe gehalten. Sie wird in den ersten Gesellschaften empfangen und ich zweifle sehr ob es in der

ganzen Stadt eine Frau von feinerem Rufe gibt, als eben diese Tules, jetzt unter dem Namen Senora Dona Gertrudes Barcelo, bekannt.

Unter den vielen Spielen, welche in Neu-Mexiko das eigentliche Lebensgeschäft auszumachen scheinen, ist die Chuza für Frauen offenbar das Anziehendste und sie gehen auf das Ergebniß des Spieles meistens sehr große Wetten ein. Es wird mit kleinen Kugeln gespielt und hat einige entfernte Aehnlichkeit mit dem Roulette. Stierhetzen und Hahnengefechte, worüber jeder Reisende in Mexiko so viel gesagt hat, sind auch sehr beliebte Unterhaltungen im Norden und führen gewöhnlich zu den nämlichen Ausschweifungen und Folgen wie das Spiel. An Sonn- und Festtagen ist der Hahnenplan fast stets mit Menschen überfüllt, und bei solchen Gelegenheiten sehen die Kirche, der Ballsaal, das Spielhaus und der Hahnenplan wie eben so viele nebenbuhlerische Anstalten aus. Denn nichts ist gewöhnlicher, als daß man die Leute in abwechselnder Laune von einem Orte zum andern gehen sieht, wie eben eine andächtige Regung oder Vergnügungssucht sie treibt.

Eine der anziehendsten Belustigungen der Rancheros und der Landleute, zu welcher Uebung und Gewandtheit in höherem Grade als zu irgend einer andern erforderlich ist, ist das sogenannte correr el gallo (Hahnlaufen), das gewöhnlich am Johannis-Tage stattfindet. Ein Haushahn oder eine Henne werden mit den Füßen an einen schwankenden Baumzweig gebunden, so daß ein Reiter sie kaum erreichen kann, oder der Vogel wird lebendig in ein kleines Loch in die Erde gegraben, so daß blos der Kopf hervorragt. In beiden Fällen suchen die Renner in vollem Laufe den Kopf des Thieres zu erhaschen, der jedoch stark mit Fett beschmiert ist und ihnen beinahe meistens aus den Fingern schlüpft. Sobald es einem mit mehr Geschicklichkeit als die übrigen Begabten gelungen ist, ihn an sich zu reißen, gibt

er seinem Thiere die Sporen und sucht mit der Beute zu entfliehen. Er wird aber von der ganzen Schaar der Spieler hitzig verfolgt, und der Erste, welcher ihn einholt, bemüht sich, in den Besitz des armen Thieres zu gelangen, das während des Kampfes, der nun folgt, in kleine Stücke zerrissen wird. Ist der Inhaber des Siegeszeichens seinen Verfolgern zu entgehen im Stande, so bringt er es zu der Schaar schöner Zuschauerinnen, und überreicht es seiner Geliebten, die es als einen Beweis der Tapferkeit ihres Anbeters zum Fandango mitnimmt, der in der Regel folgt.

Unter den Vaqueros und selbst unter Personen von Stande wird el coleo (Schwanzziehen) als eine viel edlere Leibesübung betrachtet, und ebenfalls meistens an Festtagen angestellt. Zum Behufe dieses Spieles wird der unbständigste Ochs oder Stier auf einem ebenen Anger losgelassen, worauf Alle, die an der Unterhaltung theilnehmen wollen und bereits zu Pferde sitzen, aufbrechen, um ihn zu verfolgen. Sobald der glücklichste Reiter dem Stiere nahe genug kommt, ergreift er ihn beim Schwanze und schleudert ihn durch eine gewandte Bewegung Kopf über zu Boden, nicht ohne Gefahr, selber den Hals zu brechen, wenn sein Pferd stolpern oder durch die Beine des fallenden Thieres zum Straucheln gebracht werden sollte.

In Betreff des Fandangos will ich bemerken, daß dieses Wort, wie es in Neu-Mexiko gebraucht wird, nie irgend einen Tanz bezeichnet, sondern der herkömmliche Namen für jene gewöhnlichen Versammlungen ist, wo man tanzt und sich lustig macht, indem Baile (oder Ball) in der Regel die Zusammenkünfte vornehmerer Art bedeutet. Besonders die erstern sind sehr häufig; denn nichts ist im Lande und unter allen Ständen verbreiteter als das Tanzen. Vom ernsthaftesten Priester bis zum Possenreißer, vom reichsten Nabob bis zum Bettler, vom Statthalter bis zum Ranchero, von der besonnensten Matrone bis

zur leichtfertigen Schönen, von der vornehmsten Senora bis zur Cocinera (Köchin) nehmen Alle an dieser aufheiternden Belustigung Theil. Nach der Menge von Musikinstrumenten zu urtheilen, die das Ohr beinahe jede Nacht in der Woche begrüßen, sollte man glauben, daß überall ein ewiger Karneval herrscht. Die bei den Bailes und Fandangos gewöhnlich gebrauchten Instrumente sind die Geige und das Bandolin oder die Guitarra, die in einigen Dörfern mit dem Tombe oder der kleinen italienischen Trommel begleitet werden. Die Spielleute erlangen in der Behandlung dieser Instrumente zuweilen große Geschicklichkeit. Was aber den Ohren der meisten Protestanten sehr seltsam vorkommt und sie wirklich beleidigt, ist der Umstand, daß der Gottesdienst mit ebendenselben Instrumenten und oft mit den gleichen Weisen begleitet wird.

Unter all den kleinen Lastern die bei den Neu-Mexikanern im Schwange gehen, ist das vicio inocente (unschuldige Laster) des bei den Frauen üblichen Rauchens das unleidlichste, und doch ist es eine Gewohnheit, der die liebenswürdigsten und gebildetsten in gleichem Grade huldigen. Man sieht den Puro oder Cigarro *) in jedem Munde: er geht im Besuchzimmer von

*) Der Puro ist eine gewöhnliche Cigarre von reinem Tabak; der Name Cigarro oder Cigarrito wird aber jenen beigelegt, die aus geschnittenem Tabak verfertigt und in einen Papierstreifen oder eine Maishülse eingewickelt sind. Die letztern sind in Neu-Mexiko bei weitem am meisten üblich, auch unter Männern, und die Frauen bedienen sich ihrer ausschließlich. Cigarren werden in dieser Provinz selten in Kaufläden verkauft, da sie in der Regel jedermann selber in dem Augenblicke macht, wenn er sie braucht. Es wird dabei oft eine bemerkenswerthe Geschicklichkeit entfaltet Der berittene Vaquero zieht seinen Guagito (kleine Tabakflasche) heraus, sein Päckchen mit Hojas (zubereitete Hülsen) sammt Feuerstein, Stahl u. s. w. —

Hand zu Hand und wird an die Mittagstafel gebracht — selbst im Ballsaale wird er den Frauen so regelmäßig angeboten wie jede andere Art von „Erfrischung;" und beim Tanzen erblickt man die Senorita oft mit einer brennenden Cigarrito im Munde sich im Kreise drehen. Die Schönen der südlichen Städte sind häufig mit Tenazitas de oro (kleinen goldenen Zangen) versehen, womit sie die Cigarre halten, um ihre zarten Finger vor der Beschmutzung mit Saft oder Geruch des Tabaks zu schützen; während sie die unangenehmen Wirkungen desselben auf Lippen und Athem vergessen.

Trotz ihren vielen Fehlern muß ich jedoch den Neu-Mexikanern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß sie dem Trunke und den damit verbundenen Ausschweifungen nur wenig ergeben sind. Dies kommt jedoch ohne Zweifel größtentheils daher, weil geistige Getränke theuer und den untern Ständen daher so gut als unzugänglich sind.

---

macht seinen Cigarrito, schlägt Feuer und fängt an zu rauchen, ehe eine Minute vergangen ist — Alles, während sein Pferd in vollem Laufe ist, und im nächsten Augenblicke wirft er vielleicht seinen Lazo auf den wildesten Stier, ohne mit dem Rauchen inne zu halten.

Dreizehntes Kapitel.

Militärische Hierarchie von Mexiko. — Religiöser Aberglaube. — Legende von Nuestra Senora de Guadalupe. — Profane Darstellung dieser Geschichte. — Sonderbarer Plan zur Verfertigung von Wasser. — Heilige und Heiligenbilder. — Prozessionen. — Wie man Regen herbeiführen kann. — Die heilige Hostie. — Fanatismus und Mordthaten. — Ehrenbezeugungen gegen einen Bischof. — Unterwürfigkeit gegen einen Priester. — Abwartung des Gottesdienstes. — Neu-Mexikaner in den Kirchen. — Die Vesperglocken. Charwoche und Feierlichkeiten während derselben. — Lächerliche Bußübung. — Weißwaschung von Verbrechern. — Eheliche Verbindungen und wie man sie eingeht. — Beschränkungen, denen die Brautpaare unterliegen. — Drückende Gebühren für Heirathen und Begräbnisse. — Anekdote von einem Ranchero. — Eine andere von einem Diener und einer Wittwe, als Beweis von priesterlicher Erpressung. — Begräbnißgebräuche. — Begräbnißplatz der Ketzer.

Die Mexikaner scheinen die ächten Abkömmlinge der Unterthanen „Seiner katholischen Majestät" zu sein; denn der römische Glaube ist nicht nur der durch das Gesetz gegebene, sondern auch der vom Staate allein geduldete — ein System republikanischer Freiheit, welches den unabhängigen und duldsamen Bewohnern der Vereinigten Staaten ganz unbegreiflich ist. Nur andersgläubige Fremde dürfen in Folge vertragsmäßiger Bestimmungen in ihren Häusern Privatgottesdienst abhalten. Die Mexikaner sprechen von einer „Vereinigung der Kirche und des Staates:" sie könnten aber eher von einer „Vereinigung der Kirche und des Heeres" reden; denn, wie schon bemerkt, ist die bürgerliche Gewalt so sehr mit der militärischen und geistlichen

verbunden, daß die Regierung, wenn nicht eine militärische Hierarchie, ihr doch so nahe verwandt ist, daß es schwer wird, den Unterschied zu bezeichnen. Wie Herr Mayer sehr treffend bemerkt: „wird man stets an die Doppelherrschaft des Heeres und der Kirche durch den fortwährenden Klang der Trommel und der Glocke erinnert, der Einem vom Morgen bis Mitternacht in in die Ohren schallt und das Geräusch von Betriebsamkeit und Arbeit übertönt."

An Mannigfaltigkeit und Rohheit des Aberglaubens kann sich das Volk von Nord-Mexiko wohl mit jedem gebildeten Lande der Welt messen. Anderswo mag es phantastische Ueberlieferungen, schwärmerische Vorurtheile und Pfaffenbetrug geben, aber hier scheint der Volksglaube die Verkörperung so vieler wunderlicher und unwahrscheinlicher Dinge im Götzendienste zu sein, als sich nur immer in das Gewand einer Glaubenslehre kleiden lassen. Man könnte Bände anfüllen, wenn man nur die Hälfte jener Wunderwirkungen und außerordentlichen Erscheinungen erzählen wollte, die während und seit der Eroberung der indianischen Pueblos und ihrer Bekehrung zum römisch-katholischen Glauben vorgekommen sein sollen. Auf ihre Beschaffenheit kann man aus der folgenden Volkslegende von **la Maravillosa Aparicion de Muestra Senora de Guadalupe** — zu deutsch: die wunderbare Erscheinung unserer Lieben Frau von Guadalupe — schließen, an die man in einer oder der andern ihrer vielen überlieferten Formen in der ganzen Provinz allgemein glaubt. Ich habe etwa ein halbes Dutzend geschriebene Darstellungen dieser berühmten Sage gesehen und fast eben so viel mündliche gehört, aber nicht zwei stimmen in allen Einzelnheiten überein. Aus der am meisten verbreiteten erfahren wir jedoch, daß am 12. December 1531 ein Indianer, Namens Juan Diego, während er über den öden Hügel Tepeyacac, ungefähr eine Meile nördlich von der Stadt Mexiko, ging, um

Arzneikräuter zu suchen, plötzlich auf Blumenduft und den Schall einer herrlichen Musik aufmerksam wurde, und aufblickend, eine Engelsgestalt gerade vor sich sah. Vor Schrecken versucht er zu fliehen; allein die Erscheinung ruft ihn beim Namen und sagt: „Juan Diego, gehe und sage dem Bischof, er solle mir auf eben dieser Stelle eine Kapelle errichten lassen.“ Der Indianer erwiederte, er könne nicht zurückkehren, da er remedios (Heilmittel) für einen todtkranken Verwandten suche. Die Gestalt befahl ihm jedoch zu thun, wie sie ihm geboten, und um seinen Verwandten nicht länger in Sorgen zu sein, da derselbe sich wohl befinde. Juan Diego ging in die Stadt; da er sich jedoch beim Bischof kein Gehör verschaffen konnte, so glaubte er einer Täuschung unterlegen zu sein und kehrte wieder zurück, um seine Remedios aufzusuchen. Als er aber den nämlichen Hügel hinanstieg, trat die Erscheinung wieder vor ihn, gab ihm auf seine Entschuldigung hin einen Verweis über seinen Mangel an Glauben und Thatkraft, und fügte hinzu: „Sage dem Bischof, es sei Guadalupe, die Jungfrau Maria, die Dich sende und unter den Mexikanern wohnen und sie beschützen wolle.“ Der Indianer kehrte abermals in die Stadt zurück, und erzwang sich Zutritt zum Bischof, der als ein guter verständiger Mann den Boten verhöhnte und als Narren behandelte, endlich aber ihm sagte, irgend ein Zeichen zu bringen, das seine Auftraggeberin, wenn sie wirklich die Mutter Gottes wäre, ihm leicht gewähren könnte.

Der bestürzte Indianer verließ den Bischof und beschloß einen andern Weg zu nehmen, um weitere Belästigung von seiner geisterhaften Bekannten zu vermeiden; als er indessen dem Platz ihrer ersten Zusammenkunft sich näherte, begegnete er der Erscheinung wieder, die auf den Bericht von seiner Sendung hin ihm befahl, einen nackten Felsen nebenan zu erklimmen und einen Strauß von den Blumen zu pflücken, die er dort finden

würde. Juan Diego gehorchte, obwohl ohne Glauben, und fand zu seiner Ueberraschung die betreffenden Blumen, die er der Jungfrau brachte, welche sie in seine Tilma warf und ihm befahl, sie dem Bischof zu übergeben, indem sie sagte: „Wenn er sie sieht, wird er glauben, da er wohl weiß, daß in dieser Jahreszeit keine Blumen blühen, am wenigsten auf diesem öden Felsen.“ Der demüthige Bote begab sich nun mit mehr Zuversicht zum Bischof und legte die blühende Beglaubigung seiner Sendung vor ihm nieder; aber siehe da! zum Erstaunen Aller und zur völligen Ueberzeugung seiner bischöflichen Herrlichkeit war auf der innern Seite der Tilma*) das getreue Abbild der Erscheinung zu sehen.

Der hochwürdige Prälat erkannte nun die Göttlichkeit des Bildes vollkommen an und erklärte, es in einer zu diesem Zwecke zusammenberufenen Versammlung von Geistlichen für die Abbildung der wahrhaften Jungfrau (la verdadera Virgen) und Beschützerin von Mexiko. Bald nachher wurde auf der in dem Befehle bezeichneten Stelle eine prächtige Kapelle errichtet, in welcher das wunderbare Bild aufgestellt wurde, und wo es bis auf den heutigen Tag zu sehen ist. In den Vorstädten jeder größern Stadt der Republik ist jetzt eine Kapelle der Nuestra Senora de Guadalupe besonders geweiht, wo man rohe Nachbildungen des ursprünglichen Gemäldes erblickt. Solche findet man auch in verschiedener Größe fast in jeder Wohnung, vom Palaste bis zur elendesten Hütte. Das Bild mit einem passenden

*) Dies ist eine Art Mantel oder Ueberwurf, den die Indianer tragen und der im gegenwärtigen Falle aus den groben Fasern einer Art Maguey verfertigt war und ein wenig den gewöhnlichen Kaffeesäcken glich. Das Gemälde, wie ein solcher Stoff natürlich mit sich bringt, soll roh sein und stellt die Jungfrau mit einem blauen sternbedeckten Gewande dar.

Spruche wurde auch auf Medaillen geprägt, die von den Gläubigen am Halse getragen werden. Von solchen Medaillen wurden, wie ich gehört habe, im Jahre 1831 in Birmingham 216,000 geprägt, die zum Absatz in Meriko bestimmt waren, und fast neun Zehntheile der Bewohner Nord-Merikos tragen ähnliche. Auf der einen Seite ist die Jungfrau in ihrem Sternenmantel abgebildet, getragen von einem Cherub und den Mond unter ihren Füßen: ein Sinnbild zu dem, wie man vermuthete, höchst wahrscheinlich der erste Vers des zwölften Kapitels der Offenbarung Johannis Veranlassung gab. Die Umschrift heißt: **N. (nestra) S. (enora) D. (e) Guadalupe de Mexico. A. 1805.** Diese Jahreszahl bezieht sich wahrscheinlich auf irgend eines der unzähligen Wunder, welche die Jungfrau Guadalupe gewirkt hat Der Spruch auf der Rückseite: **Non fecit taliter omni nationi** (sie hat dies keinem Volke gethan), ist aus Psalm 147, 20 genommen.

Zur weitern Bekräftigung des Wunders wird noch erzählt, daß Juan Diego bei seiner Heimkehr den Verwandten in bestem Wohlsein angetroffen habe — derselbe sei nämlich zur Zeit der Zusammenkunft des Erstern mit der Jungfrau plötzlich von seiner Todeskrankheit genesen.

Nun kommt die profane Darstellung der Geschichte, welche die Zweifler als die wahrscheinlichste verbreitet haben; gegen welche ich aber im Namen der Rechtgläubigkeit Einspruch thun zu müssen glaube. Zum besseren Verständnisse dieser Erläuterung muß zum Voraus gesagt werden, daß der Name Guadalupe den Spaniern schon bekannt war, da die Jungfrau Maria, wie gesagt wird, lange vorher unter diesem Namen in Spanien erschienen sein soll; bei welcher Gelegenheit ein Mönchsorden, **Frailes Guadalupanos**, gestiftet worden ist. Einer dieser würdigen Väter, der als Missionär nach Meriko gesandt wurde und die Merikaner sehr hartnäckig und unbiegsam fand, entwarf den

Plan, ihrem Nationalstolz durch die Aufstellung eines für die Umstände passenden Heiligen zu schmeicheln. Der Guadalupano hatte einen armen Freund, welcher ein ausgezeichneter Maler war, und zu dem sagte er einst: „Nimm diese Tilma" — indem er ihm eines der rohesten und losesten Gewebe übergab (eine Art von manta de guangoche); „klebe sie auf Tuch und male darauf das schönste Bild der Nuestra Senora de Guadalupe, das deine Einbildungskraft schaffen kann." Als dieses dem Befehle gemäß vollzogen war, und die Tilma von dem Tuche getrennt wurde, sah das Gemälde wunderbar aus, und in der Nähe betrachtet, sehr matt; hielt man es aber in einiger Entfernung, daß man das Ganze des lockeren Gewebes überblicken konnte, so zeigte es sich ganz deutlich und hübsch. Von dieser Wirkung spricht man noch heut zu Tage und so leicht sie sich auch aus ganz natürlichen Ursachen erklären läßt, habe ich doch viele unwissende Mexikaner behaupten hören, la santisima Virgen verberge sich vor Solchen, die ihren Altar durch allzu große Annäherung entweihen, und zeige sich nur denen in ihrer ganzen Herrlichkeit, die sich in ehrerbietiger Ferne halten. Die Geschichte schließt mit der Bemerkung, daß ein hübsches Mädchen ausgewählt und wie die Jungfrau Maria aufgeputzt worden sei, um die Rolle zu spielen, wie sie erzählt wurde.

Was das Wunder mit den frischen Blumen im Dezember betrifft, so betrachten es die Profanen eben auch für kein solches, weil, wie sie sagen, solche Blumen in dem Niederlande kaum zwei Stunden von dem Orte, wo das Wunder geschah, zu allen Jahreszeiten blühen; wobei sie zu verstehen geben, daß man sie zu diesem Zwecke auf den Felsen gebracht habe. Einige glauben sogar, daß der Bischof und andere Geistliche von der ganzen Sache gewußt, und daß man dafür gesorgt habe, den Indianer, welcher dabei die erste Rolle spielte, mit einer Tilma zu versehen, gleich der, auf welcher das Bild der heiligen Jungfrau

gemalt war, welche man listig an die Stelle der seinigen brachte, die er vor der Besteigung des Felsens abgelegt hatte. Ich habe das Originalbild nicht gesehen, aber die meisten Nachbildungen stellen die Jungfrau mit der sonderbaren braungelben Gesichtsfarbe dar, welche man wahrscheinlich für unerläßlich hielt, um die Vorurtheile der Indianer zu befriedigen.

Der Leser mag nun die verschiedenen Darstellungen selbst beurtheilen, ich füge nur noch hinzu, daß die Erscheinung, nachdem sie vom Papste die Weihe erhalten, nun eben so sehr zu der Religion der Mexikaner gehört, als irgend ein anderer Artikel des apostolischen Glaubens. Nach der blinden und demüthigen Verehrung zu urtheilen, welche das gemeine unwissende Volk der Jungfrau von Guadalupe weiht, könnte man glauben, sie sei die erste Person der Gottheit; denn zu ihr erheben sich alle Gelübde, Gebete und Sündenbekenntnisse.

Unter den vielen Ueberlieferungen, die das Volk unbedingt glaubt, und welche die Fortschritte der Bildung hemmen, gibt es eine ebenso unterhaltende und seltsame wie die vorige, welche von dem jetzigen Vikar von Neu-Mexiko, einem ehemaligen Kongreßmitgliede, ernsthaft erzählt wurde. Während des denkwürdigen Aufstandes im Jahre 1680 war das Pueblo San Felipe fast das einzige im ganzen Norden, welches den Spaniern treu blieb. In dieser bewegten Zeit flüchtete sich der Geistliche eines andern Pueblo dahin. Da sie nun von ihren Nachbarn belagert waren, die ihnen gänzlich das Wasser abgeschnitten hatten, fragten sie den Pater um Rath, der sie tröstete und ihnen sagte, daß es in seiner Macht stände, ihnen Wasser zu verschaffen. Er betete nun inbrünstig und öffnete dann an jedem Arme eine Ader, woraus so reichliche Wasserströme flossen, daß alle Furcht, vor Durst zu sterben, gänzlich verschwand!

Der blinde Aberglaube des Volkes schreibt jedem einzelnen ihrer Legion von Heiligen die Kraft zu, gewisse Wunder zu

bewirken, und man ruft die Hülfe derselben bei allen Krankheiten und Bedrängnissen an. Der beste Dienst, den die Freunde eines Kranken ihm erweisen können, ist daher, wenn sie ihm das Bild eines jener Heiligen bringen, dessen Heilung spendende Kraft erprobt ist. Die Wirksamkeit dieser abergläubischen Mittel ist nicht schwer zu begreifen, wenn man die mächtige Gewalt der Einbildungskraft auf krankhafte Zustände in Anschlag bringt.

Die Bilder der Schutzheiligen werden nie mehr in Anspruch genommen als bei lange anhaltender Trockenheit. Die Priester verstehen sich gewöhnlich darauf, die Annäherung der Regenzeit zu errathen, sie nehmen sich aber wohl in Acht, keine bestimmten Versprechungen zu machen, bis sie der schnellen Erfüllung ihrer Prophezeihung ganz sicher sind. Wenn nun die rechte Zeit heranrückt, tragen sie das Bild der Jungfrau von Guadalupe oder eines andern Lieblingsheiligen in Prozession durch die Straßen, Felder und Wiesen, von allen Männern, Weibern und Kindern der Umgegend gefolgt. Ergießen sich dann in acht bis vierzehn Tagen nach dieser allgemeinen Demüthigung die Wolken, so denkt Niemand daran, sich die Dollars gereuen zu lassen, welche man den Priestern für die Herbeiführung eines so glücklichen Ereignisses bezahlt hat.

Diese Prozessionen erinnern mich noch an eine andere sonderbare, in Mexiko vorherrschende Gewohnheit, welche stets die Aufmerksamkeit der Fremden erregt. Dies ist das Tragen der heiligen Hostie in die Wohnungen der Sterbenden, um ihnen die letzte Oelung zu geben. In Neu-Mexiko geschieht diese Handlung jedoch nicht mit so viel Pomp wie im Süden, dem Paradiese der Geistlichen, wo das Allerheiligste in einer von zwei schwarzen Maulthieren gezogenen, schwarzen Kutsche geführt, und von Militär begleitet wird, dem eine Menge Volk jedes Alters und Geschlechts folgt. Während des Umzuges der Hostie wird mit zwei Glocken von verschiedenem Tone abwechselnd geläutet. Vor

dem Wagen her geht stets ein Kirchendiener, der mit einer kleinen Glocke zu bestimmten Zeiten klingelt, um Alle, die es hören können, von der Annäherung des Hochwürdigen zu unterrichten, damit sie bereit seien, ihm die gebührende Verehrung zu beweisen. Wenn man diese Klingel hört, knieen Alle die den Zug sehen, mag er auch noch so weit entfernt sein, plötzlich nieder, und bleiben in dieser Stellung, bis sie ihn aus dem Gesicht verloren haben. Hört bei solchen Gelegenheiten ein Amerikaner die Klingel, so sucht er dadurch, daß er um eine Straßenecke biegt oder in das Haus eines Freundes tritt, dem Zuge auszuweichen; denn obgleich es passend und selbst angemessen sein mag, sich den Sitten und Gewohnheiten des Landes zu fügen, wo man wohnt, so möchten doch nur wenige Protestanten geneigt sein, vor einer Kutsche niederzuknieen, die mit schwachen Sterblichen beladen ist, welche die Gottheit zu vertreten vorgeben! Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß solche Unfügsame oft beleidigt und vom Pöbel mit Steinen geworfen werden. So wurde einst ein fremder Handwerker in der Hauptstadt Merikos ermordet, weil er sich weigerte, aus seinem Laden, wo er kniete, herauszukommen, und die Kniebeugung auf der Straße zu machen!

Dieser erbärmliche Götzendienst nimmt oft eine noch erniedrigendere Gestalt an, und entwürdigt sich so weit, daß er Menschen in ihrer Eigenschaft als geistliche Oberherren anbetet. Als der Bischof von Durango im Jahre 1833 Santa Fe besuchte, wo man seit vielen Jahren kein solches Ereigniß erlebt hatte, feierte das bethörte Volk seine Ankunft mit solch religiöser Begeisterung, als ob es die Wiederkunft des Messias gälte. Prachtvolle Vorbereitungen wurden überall zu seinem Empfange getroffen: die Straßen gereinigt, Wege und Brücken auf seine Reiselinie ausgebessert und verziert; und aus jedem Fenster in der Stadt eine Menge prachtvoller Teppiche und reicher Tücher

ausgehängt, welche die Phantasie an jene blühenden Schilderungen bezauberter Welten erinnerten, die man in den Feenmährchen liest. Ich muß jedoch bemerken, daß eine in allen Städten Meriko's herrschende Sitte (welche zu vernachlässigen nicht rathsam wäre) allen Hausbesitzern in den Straßen, durch die der Zug geht, vorschreibt, ihre Fenster und Thüren mit Tüchern, Teppichen und kostbaren Zeugen nach ihrem besten Vermögen zu schmücken Während der Bischof in Santa Fe war, was zur großen Freude der Einwohner einige Wochen dauerte, zeigte er sich nie in den Straßen, ohne daß alle „wahren Katholiken," die so glücklich waren, seine Senoria ilustrisima zu erblicken, sogleich auf die Knie fielen und in dieser Stellung verharrten, bis der geistliche Herr entweder seinen Segen ertheilt hatte oder verschwunden war. Sogar die vornehmsten Leute der Stadt getrauten sich nicht ihn anzureden, bevor sie nicht zu seinen Füßen gekniet waren und seinen Bischofsring geküßt hatten. Dies ist jedoch nur in erhöhtem Grade das nämliche, was alle Tage zwischen den Rancheros und den gewöhnlichen Landgeistlichen vorfällt. Die sklavische Unterwürfigkeit der niedern Klassen gegen die übermüthigen Priester ist fast unglaublich.

Kein Volk ist pünktlicher in der Besorgung seines Gottesdienstes oder genauer in der Ausübung der äußerlichen Religionsgebräuche als die Neu-Merikaner. Ein Merikaner würde sich eher getrauen, zwanzig Faden tief in's Wasser zu gehen, ohne schwimmen zu können, als eine Reise anzutreten, ohne vorher die Messe gehört zu haben. Diese religiösen Handlungen tragen aber selten den Stempel wahrer Andacht: man sieht die Leute schwatzen und kichern, während sie sich bekreuzen oder ein Gebet murmeln. Es ist die allgemeine Ansicht der Fremden, daß sie beim Tanze in einem Fandango eine viel ernsthaftere Miene haben, als bei ihrer Andacht vor dem Altare. Nie ist aber ihre Beobachtung der äußern religösen Gebräuche merkwürdiger als in ihrem täg-

lichen Benehmen, wenn die Vesperglocke läutet. Jedes Gespräch hört plötzlich auf, alle Arbeit ruht, Leute aus allen Klassen zu Fuß oder zu Pferd, machen sogleich Halt — sogar der Lastträger, der unter einer drückenden Bürde keucht, bleibt mitten auf dem Wege stille stehen. Ein fast athemloses Schweigen herrscht durch die Stadt, das nur manchmal durch das Flüstern der andächtigen Menge unterbrochen wird: und all' dies, von den schweren langsamen Schlägen einer großen, wohltönenden Glocke begleitet, macht einen wahrhaft feierlichen Eindruck. Nach einigen Minuten wird der Zauber augenblicklich durch das Geläute hellerer Glocken gelöst; und sogleich ist Alles wieder Leben und Bewegung — das Geschwätz beginnt wieder — der Schmied schlägt mit doppelter Kraft auf seinen Ambos — der Hammer ertönt in allen Richtungen — die Wanderer sind wieder in Bewegung, Vergnügen und Geschäfte gehen wieder ihren gewohnten Gang, und ein **buenas tardes** (guten Abend) an die Zunächststehenden schließt die Feier.

Obgleich die Katholiken für jeden Tag im Jahre einen Heiligen haben, wurde doch die Zahl der hohen **Fiestas** (Feste), wo jede Arbeit eingestellt werden muß, in Mexiko etwas vermindert. **La Semara Santa**, oder Charwoche, ist vielleicht die Zeit, wo die religiösen Gefühle, was auch immer ihre Beschaffenheit sein mag, am meisten aufgeregt werden: namentlich der **Viernes Santo** (Charfreitag) wird mit großem Pomp und Pracht gefeiert. Ein lebensgroßes Christusbild, an ein ungeheures hölzernes Kreuz genagelt, wird inmitten einer zahlreichen Prozession durch die Straßen geführt, begleitet von einer glänzenden Reihe geschnitzter Bilder, welche die Jungfrau Maria, Maria Magdalena und andere Heilige vorstellen; während man andere bemerkenswerthe Personen der Vorzeit, die in jener großen Aera der Weltgeschichte eine Rolle spielten — den Hauptmann und eine Schaar Kriegsknechte mit Lanzen bewaffnet, und

in der Tracht, die sie muthmaßlich damals getragen haben — auf reich angeschirrten Pferden in Fleisch und Blut einher traben sieht. Im Ganzen macht dieses Schauspiel mit den Gebräuchen und Feierlichkeiten, unter welchen es durch die dichtgefüllten und geschmückten Straßen zieht, einen sehr unbestimmten Eindruck, an dem wohl Bedauern und Trauer einen nicht unbedeutenden Antheil haben.

Es ist gebräuchlich, daß große Uebelthäter sich eine grausame Buße auflegen, um die göttliche Vergebung zu erlangen, was gewöhnlich während der Semana Santa geschieht. Als ich einst am Charfreitage in der Stadt Tome war, erblickte ich einen fast nackten Mann, der, wie Simon, ein großes Kreuz auf den Schultern trug, das, obgleich vom leichtesten Holz gemacht, über hundert Pfund schwer sein mußte. Das untere Ende schleppte er auf der Erde nach, wie man es auf den Pilgerbildern sieht, und in der Mitte baumelte ein ungeheurer Stein, der dort angebunden war, um die Last noch mühsamer zu machen. Nicht weit hinter ihm kam ein anderer Halbnackter, dessen ganzer Körper mit Ketten und Stricken umwickelt war, welche in die Muskeln eingedrückt schienen und ihn so zusammenschnürten und beengten, daß er kaum mit der Prozession Schritt halten konnte. Der Mann, welcher den Zug schloß, sah noch ekelhafter aus. Er ging mit ruhigen abgemessenen Schritten, während ihn ein Anderer, der hinter ihm folgte, tüchtig mit einer Peitsche bearbeitete, die er mit aller Selbstzufriedenheit eines Dilettanten schwang; da aber das Ende der Schlinge nur von ungeflochtenem Seegras war, so dienten die Hiebe blos dazu, die Wunden auf des Büßers Rücken offen zu halten, die man ihm, wie man mir sagte, mit der scharfen Ecke eines Feuersteins eingekratzt hatte und die stark bluteten. Auch wurde das Blut stets im Flusse erhalten durch den reizenden Saft einer Pflanze, die ein Dritter nachtrug und worein der Geißler oft seine Schlinge

tauchte. Obgleich die Schauspieler dieser tragischen Posse ganz vermummt waren, kannten sie doch viele der Umstehenden, von denen mir einer versicherte, daß es drei der ärgsten Schurken im Lande seien, welche dadurch, daß sie sich dieser Bußübung unterwarfen, alljährlich gänzlichen Ablaß für alle im verflossenen Jahre begangenen Sünden erhielten, und so „gereinigt," von Neuem den alten Weg der Ruchlosigkeit und des Verbrechens betraten.

In Neu-Mexiko ändert die Ehe die gesetzlichen Rechte der Parteien, aber ihre sittlichen Verpflichtungen berührt sie fast gar nicht. Sie wird gewöhnlich als ein passender Deckmantel für Ausschweifungen betrachtet, welche die Gesellschaft unverheiratheten Frauenzimmern nicht so leicht nachsieht. Wenn man jedoch berücksichtigt, daß die Mehrheit der Ehebündnisse der Zwang knüpfte und die Gatten dabei schlecht zusammenpassen, so kann man einigermaßen begreifen, wie wenig Anreizung zu einem tugendhaften Lebenswandel sie haben. Es gibt sehr wenige Eltern denen es einfällt, vor dem Abschluß eines Heirathscontraktes die Wünsche der Tochter zu befragen, und eben so wenig denken in der Regel Mädchen an eine Eheverbindung, die nicht zuerst von dem Vater vorgeschlagen wird. Aus dem nämlichen Grunde richtet der Bewerber seine Vorschläge schriftlich unmittelbar an die Eltern selber, ohne daß die Wünsche oder Neigungen des Mädchens, dessen Hand auf diese Weise begehrt wird, im mindesten beachtet werden. Die zärtlichen Regungen, welche Liebende auf Wanderungen an den Ufern stiller Bäche empfinden, sind in diesem Lande unbekannt, denn selten gestattet man es, daß sich beide Geschlechter ohne Zeugen unterhalten. Kurz, es sind wirklich Beispiele vorgekommen, daß ein verlobtes Paar vor den Traualtar getreten ist, ohne daß sich die Brautleute früher je gesehen.

Unter den niedern Ständen gibt es noch wirksamere Ursachen, um einen unordentlichen Lebenswandel hervorzubringen, und nicht die unbedeutendsten derselben sind in den ungeheuren Gebühren zu suchen, die dem Pfarrer für die Trauung bezahlt werden müssen. Dieses Erpressungssystem steigt auf eine solche Höhe, daß es oft gänzlich einem Verbote gleichkommt, denn die Mittel des Bräutigams reichen zur Bestreitung der Kosten oft nicht hin, und die Priester lassen sich selten herbei, die Leute ehelich zu verbinden, bevor ihnen ihr Geld gesichert ist. Da die Gewalt der Priester in diesem Punkte unbeschränkt ist, so sind die Trauungsgebühren ziemlich unbestimmt, aber sie steigen gewöhnlich im Verhältniß mit der Beschaffenheit der kirchlichen Gebräuche und den Vermögensumständen der Parteien. Die niedrigsten bezahlt man für die einfachste Form, wobei die Trauung in der Kirche während der Messe geschieht; unter dem Vorwande eines außerordentlichen Gottesdienstes und besonderer Feierlichkeiten aber, besonders wenn die Trauung in einem Privathause stattfindet, werden die Gebühren oft auf mehrere hundert Dollars gesteigert, und ich habe von Trauungsfeierlichkeiten gehört, für die fünfhundert Dollars bezahlt worden sind. Der folgende Aufsatz, welcher in einer Zeitung von Chihuahua mit der Unterschrift „un ranchero" erschien, gibt über die Beschwerden der untern Stände in dieser Rücksicht einigen Aufschluß. Wörtlich übersetzt lautet er wie folgt:

An die Herrn Herausgeber des Noticioso in Chihuahua.

Erlauben Sie mir vermittelst Ihres Blattes einige Worte gedruckt zu sagen, da die meiner Feder bei den Pfarrern von Albende und Jimenez ohne Erfolg geblieben sind, an welche ich mich neulich wendete, um zu erfahren, wie viel sie für die Trauung eines meiner Söhne gesetzlich zu fordern haben. Ich habe von diesen beiden Geistlichen nichts herauszulocken vermocht, als die folgende einfache und bündige Antwort: „Die Trauungsge-

bühren betragen hundert und neunzehn Dollars." Ich muß gestehen, daß ich ganz außer mir war, als ich diesen übertriebenen Anspruch auf meinen armen Beutel vernahm, und wäre ich nicht stolz darauf, ein ächter römisch-apostolischer Katholik zu sein, und hätten nicht die bezaubernden Reize meiner künftigen Schwiegertochter meinen Sohn so sehr gefesselt, daß ihn nichts als die Heirath befriedigen kann, so würde ich ihm gewiß rathen, mit seiner Geliebten eine andere Einrichtung zu verabreden, die unserer armen Börse nicht so beschwerlich fiele; denn bedenken Sie, daß hundert neunzehn Dollars für einen armen Ranchero eine Lebensfrage sind. Wenn es auf keine andere Weise geht, so werde ich meine wenigen Kühe (mis vaquitas) verkaufen müssen, um meinem Sohne aus dieser Klemme zu helfen." Der „Ranchero" bittet dann die Regierung, solchen Uebeln dadurch abzuhelfen, indem sie der Geistlichkeit einige heilsame Beschränkungen auflegt, und schließt mit den Worten: „Geschieht dies nicht, so werde ich keinem meiner übrigen drei Söhne je das Heirathen erlauben."

Dieser Artikel war gewiß ein außerordentlich kecker Angriff auf die Geistlichkeit, der dem armen „Ranchero" die Strafe des Bannes gekostet haben mag. Wenige seiner Landsleute würden sich einen so verwegenen Schritt erlauben, und mindestens neun Zehntheile derselben zeigen ihren geistlichen Gebietern gegenüber die tiefste Unterwürfigkeit. Da sie auf diese Weise von Jugend auf angeleitet werden, zu ihren Priestern als zu unfehlbaren und heiligen Mustern von Tugend und Frömmigkeit aufzublicken, so dürfen wir uns über die Ausschweifungen der Heerde nicht so sehr wundern, indem ein großer Theil der Hirten, die Geistlichen selber, in den meisten landesüblichen Lastern mit dem Beispiele vorangehen, und die Ersten sind beim Fandango, die Ersten am Spieltische, die Ersten auf dem Hahnenplan, die Ersten bei Zechgelagen, und keineswegs die Letzten in der Eingehung jener

Verbindungen, die durch ihre Gelübde so nachdrücklich untersagt werden.

Die Tauf- und Begräbnißgebühren, welche man nicht vermeiden kann, ohne sich den Vorwurf der Ketzerei zuzuziehen, üben auf die Ehelustigen ebenfalls eine sehr abschreckende Wirkung. „Wenn ich heirathe," sagt der arme Landmann, „so muß meine Familie unbekleidet gehen, damit ich meine Kinder taufen lassen kann; und stirbt eines davon, so müssen wir verhungern, um die Begräbnißkosten zu bestreiten." Die Taufgebühren sind freilich nicht so übermäßig und werden nach dem Herkommen oft von dem Padrino oder Pathen bezahlt; aber die Begräbnißkosten sind fast eben so unerschwinglich wie die Trauungsgebühren, und wechseln im Verhältniß zum Alter und den Vermögensumständen der Verstorbenen. Ein treuer mexikanischer Diener, den ich in Chihuahua hatte, bat mich einst um vierzig Dollars, um seine Mutter begraben zu lassen. Als ich über die Höhe dieses Betrages einige Ueberraschung ausdrückte, erwiederte er: „So viel verlangt der Pfarrer, und wenn ich es nicht bezahle, so wird meine arme Mutter unbegraben bleiben." So war dieser Mann genöthigt, einen mehrmonatlichen Lohn aufzuopfern, um die Habgierde eines lasterhaften und lohnsüchtigen Priesters zu befriedigen. Bei einer andern Gelegenheit bat eine arme Wittwe in Santa Fe um etwas Arznei für ihr krankes Kind: „Nicht," sagte die trostlose Mutter, „daß mir an dem Leben des Kleinen viel gelegen wäre, denn ich weiß, der Angelito (Engelchen) kommt unmittelbar in den Himmel; aber was soll ich thun, um den Priester zu bezahlen, daß er es begräbt? Er wird mir Haus und Alles nehmen und ich werde hülflos auf die Straße hinausgestoßen werden" — bei diesen Worten fieng sie bitterlich an zu weinen.

Unvermögliche Eltern sehen sich daher oft in die traurige

Nothwendigkeit versetzt, ihre gestorbenen Kinder auszusetzen und zu verläugnen, um die Begräbnißkosten zu vermeiden. Zu diesem Zwecke wird die Leiche während der Nacht in eine Nische oder Ecke der Kirche gelegt; und wenn sie am Morgen gefunden wird, so muß sie der Priester umsonst begraben, wenn die Eltern nicht entdeckt werden können, in welchem Falle sie schwere Züchtigung erleiden, und zudem noch die Kosten bezahlen müssen.

Kinder, die ohne Taufe sterben, kommen nach dem Volksglauben, zu einer Art negativem Dasein in der Geisterwelt „Limbo" genannt, wo sie für immer bleiben, ohne Strafe zu erleiden, oder sich der Glückseligkeit zu erfreuen. Getaufte Kinder werden für sündenlos gehalten und gehen nach ihrer Meinung sogleich in die Freuden des Himmels ein. Das verstorbene Kind heißt dann Angelito (kleiner Engel) und wird mit Freude und Fröhlichkeit, statt mit Schmerz und Klagen, begraben. Die Leiche wird bunt geschmückt und mit Flittern und Blumen verziert; und auf einer kleinen Bahre von vier Kindern, die ebenfalls so schön geputzt sind, als es ihre Umstände erlauben, zu Grabe getragen, von Musikanten begleitet, welche die Weisen des Fandangos mit den dazu gehörigen Instrumenten aufspielen; und nichts als Lust und Heiterkeit herrscht in dem kleinen Zuge.

In Neu-Mexiko werden die niedern Stände selten oder nie in Särgen begraben: Die Leiche wird in eine Decke oder sonstige Hülle gewickelt, und in diesem ärmlichen Schmuck in ihre letzte Wohnung gebracht. Es ist für ein gefühlvolles Herz wirklich empörend, zu sehen, wie roh die Leichen manchmal behandelt werden. Da nichts die Stelle der früheren Gräber bezeichnet, geschieht es sehr oft, daß die halbverweseten Ueberreste einer Leiche ausgegraben werden, und der neuen Platz machen müssen, worauf sie gleichgültig mit der Erde in das neue Grab geworfen werden. Das Auffüllen des Grabes ist besonders widerwärtig; die Erde wird mit einem großen Schlägel zusammen

gestoßen, sobald sie auf der unbeschützten Leiche liegt, und war mit einer Gewalt, die einen zarten Körper zerschmettern könnte.

Da die Ueberreste der Ketzer den Campo Santo (Kirchhof) nicht entweihen dürfen, so werden die Amerikaner, die in Santa Fe sterben, auf einem Hügel nördlich von der Stadt begraben. Die Körper sind zuweilen ausgegraben und ihrer Hülle beraubt worden; so daß man es in einigen Fällen nothwendig fand, eine besondere Wache zum Schutze des Grabes anzustellen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Pueblos. — Ihre Mäßigkeit, Ehrlichkeit und Arbeitsamkeit. — Die Sage von Montezuma. — Sprachen. — Frühere und jetzige Bevölkerung. — Das Pueblo Pecos. — Sonderbare Gebräuche dieses unglücklichen Stammes. — Wunderbare Ueberlieferung. — Montezuma und die Sonne. — Sagen von einer Schlange. — Religion und Regierung. — Geheimer Rath. — Gesetze und Gebräuche. — Vortreffliche Mittel gegen die Entsittlichung. — Ursprüngliche Belustigungen der Pueblos. — Baukunst. — Eigenthümliche Bauten in Taos und andere neuere Befestigungen. — Urzustand der Künste unter den Pueblos. — Trachten. — Waffen. — Lebensweise. — Der Guayave.

Es ist so häufig der Urbewohner von Neu-Meriko, die unter dem Namen Los Pueblos bekannt sind, Erwähnung gethan worden, daß ich glaube, den Lesern werde es nicht unangenehm sein, wenn ich von den Hauptzügen ihres Nationalcharakters und ihrer Gebräuche einen kurzen Umriß gebe.

Obwohl das Wort Pueblo im Spanischen wörtlich das Volk und dessen Wohnörter bedeutet, so wird es hier doch ganz eigens zur Bezeichnung der zum Christenthum bekehrten Indianer und ihrer Dörfer gebraucht — jener Ureinwohner nämlich, welche die Spanier nicht nur ihren Gesetzen unterwarfen, sondern auch zum Bekenntniß des römisch-katholischen Glaubens brachten und denen sie die Taufe und das Kreuz aufzwangen, zum Ersatz für die unermeßlichen Besitzungen, die sie ihnen entrissen. Man ließ ihnen nichts als jedem Pueblo eine oder zwei Leagues Land im Umkreise der Dörfer, während die Eroberer wenigstens neunundneunzig Hundertel des ganzen

Gebietes als Entschädigung für ihre Großmuth sich selber vorbehielten.

Als diese Gegenden zuerst entdeckt wurden, scheinen die Einwohner in bequemen Häusern gewohnt und den Boden bebaut zu haben, wie sie dies bis auf den heutigen Tag thun. Sie werden in der That jetzt als die ersten Gärtner des Landes betrachtet und liefern die meisten Früchte und einen großen Theil der Gemüsevorräthe, die man auf den Märkten findet. Bis vor sehr kurzer Zeit waren sie die einzigen in Neu-Mexiko, welche Weinbau trieben. Sie hatten auch gegenwärtig beträchtliche Heerden von Rindvieh, Pferden u. s. w., kurz sie sind ein ungemein nüchterner und fleißiger Menschenschlag, zeichnen sich durch Sittlichkeit und Ehrlichkeit aus und sind sehr wenig zur Zanksucht oder Liederlichkeit geneigt, außer wenn sie mit der spanisch-mexikanischen Bevölkerung viel in vertrautem Verkehr gestanden sind.

Die meisten dieser Pueblos nennen sich Abkömmlinge Montezumas, obwohl man meinen sollte, daß nur die Spanier sie mit der Geschichte dieses Herrschers bekannt gemacht haben können, da diese Provinz fast zweitausend Meilen von dem alten Königreich Mexiko entfernt ist. Zur Zeit der Eroberung müssen sie ein sehr ansehnliches Volk gewesen sein, das gegen hundert Dörfer zählte, wie die vorhandenen Trümmer anzudeuten scheinen; jetzt aber sind sie auf ungefähr zwanzig herab gekommen, die in verschiedenen Theilen des Landes zerstreut sind.

Sie sprechen unter sich nur drei oder vier verschiedene Sprachen, und diese mögen wirklich eine entfernte Verwandtschaft miteinander haben. Die Pueblos von Taos, Picuris, Isleta und vielleicht einige andere sprechen, was man die Piro-Sprache genannt hat. Ein großer Theil der andern, nämlich jene von San Juan, Santa Clara, Nambe, Pojuaque, Tezuque und einige andere sprechen Tegua, und waren ursprünglich

alle unter diesen Gesammtnamen bekannt; die von Cochiti, Santo Domingo, San Felipe und vielleicht San Dia bedienen sich der nämlichen Sprache, obgleich sie früher, wie es scheint, den unterscheidenden Namen von Queres geführt haben. Die zahlreichen Stämme, welche die Hochlande zwischen dem Rio del Norte und dem Pecos bewohnten, nämlich die von Pecos, Cienega, Galisteo u. s. w. waren vor Alters unter dem Namen Tagnos bekannt, sind aber jetzt alle ausgestorben; allein ihre Sprache soll sich noch in Jemez und andern Pueblos dieses Gebietes erhalten haben. Die weiter gegen Westen wohnenden *) sind vielleicht mit den Navajoes verwandt. Obgleich alle diese Pueblos unter einander ihre Muttersprachen sprechen, so verstehen doch viele von ihnen so viel spanisch, als zum Verkehr mit den Mexikanern hinreicht.

---

*) Unter diesen ist der Pueblo von Zuni wegen seiner Ehrlichkeit und Gastfreundlichkeit berühmt. Die Bewohner bekennen sich meistens zum katholischen Glauben, haben aber jetzt keinen Pfarrer. Sie treiben Ackerbau, beschäftigen sich mit Fabrikation und besitzen einen ansehnlichen Viehstand. Ihr Dorf liegt über hundert fünfzig Meilen westlich vom Rio del Norte, am Ufer des westlichen Colorado, und soll zwischen tausend und fünfzehnhundert Einwohner enthalten. Die sogenannten „sieben Pueblos von Moqui" sind ein ähnlicher Stamm, der einige Meilen weiter wohnt. Sie erkannten früher die Regierung der Spanier an und hielten sich zur Religion derselben, haben jedoch seit langer Zeit beide verworfen und leben in einem Zustande der Unabhängigkeit und des Heidenthums. Ihre Wohnungen gleichen indessen, wie die von Zuni, jenen der Pueblos im Innern des Landes, auch sind sie eben so fleißig und ackerbautreibend und ihren Manufakturen nach geschickter. Die Sprache der Moquis oder Moquinos soll sich von jener der Navajoes nur sehr wenig unterscheiden.

Die Bevölkerung dieser Pueblos mag sich durchschnittlich auf nahe an fünfhundert Seelen für jedes belaufen (obwohl einige kaum über hundert enthalten), was eine Gesammtzahl von neun bis zehntausend ausmacht. Zur Zeit der ersten Eroberung am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts waren sie, wie bereits erwähnt wurde, um Vieles, vielleicht um das Zehnfache, zahlreicher. Man sieht jetzt in jedem Theile des Landes alte Trümmer zerstreut; bei einigen stehen noch ganze steinerne Mauern, während andere beinahe oder völlig untergegangen und manche nur ihrem Namen nach bekannt sind, welche die Geschichte oder Ueberlieferung bis auf unsere Tage aufbewahrt hat. Eine große Anzahl sind ohne Zweifel während des Aufstandes von 1680 und der darauf folgenden kleineren, inneren Fehden zerstört worden.

Mehrere dieser Pueblos haben sich in mexikanische Dörfer verwandelt, unter denen das von Pecos wohl das merkwürdigste Beispiel ist. In Folge der Metzeleien der zweiten Eroberung und der Einfälle der Comanches schmolzen sie allmälig zusammen, bis der Stamm, alle Alter und Geschlechter eingeschlossen, auf etwa ein Dutzend Seelen heruntergekommen war, und es sind erst wenige Jahre her, daß er die Heimat seiner Väter verließ und sich mit dem Pueblo Jemez vereinigte.

Man erzählt sich sonderbare Dinge von den eigenthümlichen Gewohnheiten dieses unglücklichen Stammes, die seine gänzliche Vernichtung ohne Zweifel beschleunigt haben müssen. Einer unter diesen Leuten herrschenden Ueberlieferung zufolge hatte Montezuma ein heiliges Feuer angezündet und ihren Vorfahren befohlen, es nicht verlöschen zu lassen, bis er zurückkehrte, um sein Volk von dem Joche der Spanier zu befreien. Diesem Gebote gemäß wurde mehrere Menschenalter hindurch fortwährend eine Wache unterhalten, um das Feuer vor dem Erlöschen zu bewahren; und da die Ueberlieferung ihnen ferner verkündete,

Montezuma werde mit der Sonne erscheinen, konnte man die bethörten Indianer an jedem hellen Morgen auf den flachen Dächern ihrer Wohnungen, aufmerksam auf die Ankunft der „Königin des Lichts" warten sehen, in der Hoffnung, sie würden ihren unsterblichen Herrscher „Wange an Wange" mit ihr erblicken. Ich bin selbst in die berühmten Estufas oder unterirdischen Gewölbe hinab gestiegen, deren es im Dorfe mehrere gab, und habe dieses heilige Feuer gesehen, wie es in dem Becken eines kleinen Altars still unter einer Aschendecke glimmte. Wie es heißt, verloren sie nie die Hoffnung auf Montezumas endliche Widerkehr, bis durch irgend einen Zufall oder aus Mangel an einer hinlänglichen Anzahl von Kriegern, um es zu bewachen, das Feuer verlöschte; und diese Katastrophe soll es gewesen sein, was sie bewog, ihre Dörfer zu verlassen, wie ich früher erwähnte.

Die Aufgabe, das heilige Feuer zu warten, war, wie man sagt, den Kriegern zugewiesen. Man erzählt ferner, daß sie diese Wache abwechselnd zwei Tage und Nächte nacheinander hatten, ohne zu essen, zu trinken oder zu schlafen; Andere behaupten hingegen, daß die Wachen nicht auf zwei Tage beschränkt waren, sondern daß jede mit der nämlichen unabläßigen Standhaftigkeit ihren Dienst fortsetzte, bis Erschöpfung oder häufig bis der Tod eintrat und Andere sie ersetzten. Ein großer Theil derjenigen, die lebendig davonkamen, waren durch den Mangel an Ruhe und die Einathmung von Kohlenstoffluft meistens so ermattet, daß sie bald starben, worauf, wie die Sage erzählt, ihre Ueberreste in die Höhle einer ungeheuern Schlange gebracht wurden, die bei diesen Leckerbissen vortrefflich gedieh. Dieses Unthier, welches von den Liebhabern des Wunderbaren ohne Zweifel erfunden wurde, um das fortwährende Verschwinden der Indianer zu erklären, ward als der Götze dargestellt, den sie anbeteten und der sich blos von dem Fleisch seiner Verehrer nährte:

lebendige Kinder scheinen jedoch seinem Gaumen am besten behagt zu haben. Das Mährchen von dieser wunderbaren Schlange wurde von vielen unwissenden Leuten so fest geglaubt, daß ich einmal einen ehrlichen Ranchero behaupten hörte, er habe, als er an einem Wintermorgen sehr früh in das Dorf gekommen sei, die ungeheure Spur des Thiers im Schnee gesehen, so breit wie die von einem Zugochsen.

Dieses in alten Zeiten so berühmte Dorf liegt fünfundzwanzig Meilen östlich von Santa Fe, nahe beim Rio Pecos, der von ihm den Namen erhielt. Noch vor zehn Jahren, als es eine Bevölkerung von fünfzig bis hundert Seelen enthielt, sah der Reisende oft einen einsamen Indianer, eine Frau oder ein Kind, da und dort Statuen gleich auf den Dächern der Häuser stehen, die Augen nach Osten gerichtet, oder an eine Mauer oder einem Zaune sich lehnend gleichgültig den vorübergehenden Fremden anstarren; während zu andern Zeiten nirgends ein Mensch zu erblicken war, und die Grabesstille des Ortes blos durch das zufällige Bellen eines Hundes oder das Gacken von Hühnern unterbrochen wurde.

Kein anderes Pueblo scheint diesen sonderbaren Aberglauben angenommen zu haben, aber alle hielten, wie Pecos, Montezuma für ihren beständigen Herrscher. Es hat ferner den Anschein, daß alle die Sonne verehren; denn man behauptet, daß sie bei ihrem Aufgang regelmäßig das Gesicht nach Osten wenden. Sie bekennen sich jedoch zum katholischen Glauben, von welchem sie freilich außer den Förmlichkeiten nichts verstehen mögen, da nur sehr wenige ihrer mexikanischen Nachbarn und Lehrer einer größern Kenntniß sich rühmen können.

Obgleich sie als mexikanische Bürger dem Namen nach unter der Bundesregierung stehen, so haben sie dennoch sowohl in der bürgerlichen Verwaltung als beim Gottesdienste manche von ihren alten Gebräuchen beibehalten. Ueber jedes Pueblo führt

ein Cacique oder Gobernadorcillo die Aufsicht, der aus den Angesehenen in ihrer Mitte gewählt und vom Statthalter in Neu-Mexiko eingesetzt wird. Wenn irgend eine öffentliche Angelegenheit verhandelt werden soll, versammelt der Kazike die Häupter des Pueblo in einer Estufa oder Zelle, die gewöhnlich unterirdisch ist, und legt ihnen dort die Gegenstände der Erörterung vor, die meistens durch Stimmenmehrheit entschieden werden. Zu diesen Berathungen wird kein Mexikaner zugelassen, und die Gegenstände der Besprechung werden nie außerhalb der Mauern des Gewölbes bekannt. Dieser Rath ist auch mit der Verwaltung der innern Polizei des Dorfes beauftragt und sorgt für die Ruhe derselben. Eine ihrer Einrichtungen besteht darin, daß sie geheime Wächter anstellen, um Unordnungen und Laster jeder Art zu verhüten, besonders aber die jungen Leute beiderlei Geschlechts im Dorfe unter Aufsicht zu nehmen. Wird unter ihnen ein unschicklicher Verkehr entdeckt, so bringt man die Schuldigen sogleich vor den Rath, und der Kazike bedeutet ihnen, daß sie einander auf der Stelle heirathen müssen. Sollte das Mädchen im schlechten Rufe stehen und der Mann deshalb sie nicht ehelichen wollen, so wird ihnen befohlen, sich bei Peitschenstrafe von einander entfernt zu halten. Daher kommt es, daß die weibliche Bevölkerung dieser Pueblos fast allgemein wegen ihrer Keuschheit und ihres sittsamen Benehmens bekannt ist.

Sie wählen auch einen Capitan de Guerra, eine Art Oberbefehlshaber der Krieger, dessen Pflicht es ist, sowohl im Felde als im Rathe ihr Heimwesen und ihre Interessen zu vertheidigen. Obgleich diese Pueblos nicht sehr kriegerisch sind, so besitzen sie doch im Allgemeinen Muth und sind in den Listen des Indianerkrieges wohlgeübt; und ungeachtet man ihnen den Vorwurf der Grausamkeit und Wildheit gemacht hat, so kann man doch kaum sagen, daß sie in diesem Punkte die Mexikaner übertreffen; beide nehmen in Kriegszeiten wenig Rücksicht auf Alter

oder Geschlecht. Es wurde mir erzählt, daß die Pueblos, wenn sie von ihren Kriegszügen zurückkehren, statt unmittelbar heim zu gehen, stets zuerst ihr Rathgewölbe besuchen. Hier entkleiden sie sich, tanzen und zechen oft zwei Tage nach einander, bevor sie ihre Familien sehen.

Obwohl die Pueblos wegen ihrer Gastfreundlichkeit und ihres Fleißes bekannt sind, so befinden sie sich doch noch fortwährend im Zustande der rohesten Unwissenheit, da sie weder Bücher noch Schulen haben, indem keine ihrer Sprachen auf Regeln zurückgeführt ist und nur einer sehr geringen Anzahl ihrer Kinder je das Spanische gelehrt wird. Alle ihre Belustigungen haben eine Art ursprünglichen Gepräges und große Aehnlichkeit mit jenen der wilderen Stämme. Ehe die Regierung von Neu-Mexiko so sehr verarmt war, fand jährlich am 16. September in der Hauptstadt ein Volksfest zur Feier der Unabhängigkeitserklärung statt, wozu die Pueblos eingeladen wurden. Bei diesen Gelegenheiten erschienen die Krieger und Jünglinge jedes Stammes sammt einer verhältnißmäßigen Schaar dunkelfarbiger Schönen, nach alter Uebung bemalt und geputzt, und unterhielten die Stadtbewohner mit seltsamen Kunststücken und einheimischen Tänzen aller Art. Jedes Pueblo hatte in der Regel seine eigenthümliche Tracht und seinen besondern Tanz. Die Männer eines Dorfes verkleideten sich zuweilen als Elenthiere mit Hörnern auf den Köpfen, gingen auf allen Vieren und äfften das Thier nach, welches sie vorstellen wollten. Andere erschienen in der Maske von Truthähnen mit großen schweren Flügeln, und gingen sich spreizend wie diese Vögel umher. Der Pecosstamm aber, ungeachtet er bereits auf sieben Mann zusammengeschmolzen war, gewährte immer die meiste Belustigung. Ihr Lieblingsspaß war, jeder eine Büffelhaut anzuziehen, mit Hörnern, Schwanz und allem Zugehör, um in diesem Aufzuge im Gedränge herum

zu springen, zu wirklichem oder verkünsteltem Schrecken aller anwesenden Frauen und zu großer Herzenslust der Knaben.

Die Pueblo-Dörfer sind im Allgemeinen regelmäßiger als jene der Mexikaner, und aus den nämlichen Stoffen gebaut, die in den ältesten Zeiten bei ihnen im Gebrauche waren. Ihre Wohnhäuser sind freilich nicht so geräumig, wie die der Mexikaner, indem sie selten mehr als zwei oder drei kleine Gemächer im Erdgeschoße enthalten und keinen Hof haben; sie erscheinen jedoch gewöhnlich viel höher, da sie häufig aus zwei und zuweilen noch mehreren Stockwerken bestehen. Diese Gebäude haben die sonderbare Eigenschaft, daß in der Regel keine unmittelbare Verbindung zwischen der Straße und den untern Gemächern besteht, in welche man durch eine Fallthüre aus dem obern Stockwerke hinabsteigt, zu dem man von Außen auf Leitern gelangt. Selbst der Eingang zu den obern Stockwerken ist häufig auf dem Dache. Man scheint diese Bauart angenommen zu haben, um sich gegen die auf Raub ausziehenden wildern Stämme in der Nachbarschaft zu schützen, mit welchen die Pueblos oft Krieg führten. Sobald die Familie mit Anbruch der Nacht im Hause beisammen war, wurde die Leiter hinaufgezogen, und die Bewohner waren so in einer Art Festung eingeschlossen, die den dürftigen Kriegswerkzeugen, deren sich die wilden Indianer bedienen, Trotz boten.

Obwohl dieser Baustyl bei ihnen am meisten üblich war, so gibt es doch ein Pueblo von Taos, das eigentlich nur aus zwei Gebäuden von sehr sonderbarer Beschaffenheit besteht, die an den Ufern eines Baches einander gegenüber liegen und früher durch eine Brücke verbunden waren. Das Erdgeschoß ist ein Bauwerk von fast vierhundert Fuß in der Länge und hundert und fünfzig in der Breite, und in zahlreiche Gemächer getheilt, auf welchen andere regelmäßig zurückweichende Zimmerreihen eine über die andere gebaut sind, die eine fünfzig bis sechzig Fuß hohe und

sechs bis acht Stockwerke enthaltende Pyramide bilden. Nur die äußern Räume scheinen als Wohnzimmer benützt zu werden und erhalten das Licht durch kleine Fenster an den Seiten, den Eingang aber bilden Fallthüren auf den Azoteas oder Dächern. Die meisten innern Gemächer dienen zu Kornspeichern und Vorrathskammern, eine geräumige Halle jedoch in der Mitte des Gebäudes, Estufa genannt, ist für ihre geheimen Berathungen bestimmt. Diese zwei Gebäude enthalten, wie es heißt, Wohnungen für mehr als sechshundert Menschen. Im Pueblo von Picuris sieht man auch ein Gebäude der nämlichen Art und in jenen von Moqui soll es ebenfalls ähnliche geben.

Einige dieser Dörfer sind auf fast unzugänglich scheinende Felsen gebaut: wie z. B. die Ruinen des alten Pueblo San Felipe, welche man am äußersten Rande eines mehrere hundert Fuß tiefen Abhanges sieht, dessen Fuß der reißende Rio del Norte bespühlt. Das noch bestehende Pueblo Acoma liegt auf einem freistehenden Hügel, dessen ganze Fläche das Dorf einnimmt, welcher ringsum von steilen Klippen begränzt ist. Die Einwohner steigen vermittelst Leitern in das Dorf und auf Tritten, die in den Felsen gehauen sind, worauf es gebaut ist.

Zur Zeit der Eroberung verfertigten viele dieser Pueblos einige sonderbare Gewebe von Baumwolle und andern Stoffen; sie scheinen aber zugleich mit ihrer Freiheit auch ihre Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit verloren zu haben; so daß man jetzt die feineren einheimischen Fabrikate nur noch bei den Moquis und Navajoes findet, die noch immer ihre Unabhängigkeit behaupten. Die Pueblos verfertigen einige Arten der gewöhnlichen Decken und Tilmas,*) und andere wollene Stoffe. Sie machen

*) Eine Art kleiner, aber dauerhafter Decken, welche die Indianer als Mantel tragen.

auch nach ihrer ursprünglichen Weise, sowohl zu ihrem eigenen Gebrauch, als für den Handel, Töpferwaare, die unserem gewöhnlichen Töpfergeschirr nicht viel nachsteht. Diese Töpfe ertragen das Feuer sehr gut, und werden allgemein selbst von den Mexikanern zum Kochen gebraucht, da die eisernen Geschirre ganz unbekannt in diesem Lande sind. So roh diese Töpferarbeit ist, verräth sie doch viel Geschicklichkeit, wenn man bedenkt, daß sie ohne Drehscheibe oder irgend eine andere Maschine verfertigt wird. Die Geschirre sind oft wunderlich mit farbiger Erde und dem Safte einer Pflanze, Namens Guaco, bemalt, der beim Brennen einen Glanz erhält. Sie verfertigen auch eine besondere Art Flechtwerk, darunter Becken, wenn man sie so nennen kann, die so dicht geflochten sind, daß sie einmal von Feuchtigkeit angeschwollen, zum Aufbewahren von Flüssigkeiten dienen können, und daher von Reisenden als leichte und bequeme Gefäße gebraucht werden.

Die Tracht einiger Pueblos ist in manchen Beziehungen jener der gemeinen Mexikaner ähnlich geworden; bei weitem der größte Theil jedoch kleidet sich fast ganz nach ursprünglicher Sitte. Die von Taos und andere im Norden gleichen in diesem Punkte einigermaßen den Stämmen der Prairien, aber die Pueblos im Süden und Westen von Santa Fe bedienen sich einer verschiedenen Tracht, die in vieler Beziehung jener der Ureinwohner der Stadt Mexiko ähnlich sein soll. Der Moccasin ist der einzige Theil des Prairienanzugs, der ihnen allen und zwar beiden Geschlechtern gemein zu sein scheint. Sie tragen meistens eine Art kurze Hosen und lange Strümpfe, deren Gebrauch sie höchst wahrscheinlich von den Spaniern gelernt haben. Der Saco, ein wollenes Wamms ohne Aermel, vervollständigt ihre äußere Bekleidung; außer in der rauhen Jahreszeit, wo sie die Tilma hinzufügen. Nur sehr wenige haben Hüte oder sonst eine Kopfbedeckung; in der Regel tragen sie das Haar lang, gewöhnlich

in einen mit buntem Zeuge umwickelten Zopf geflochten. Die Squaws der nördlichen Stämme kleiden sich fast wie jene der Prairien; die gewöhnliche Tracht der Weiber in den südlichen und östlichen Pueblos ist eine hübsche kleine, dunkelfarbige Decke, die unter einem Arme durchgezogen und auf der andern Schulter angeheftet wird, so daß beide Arme frei und entblößt bleiben. Darunter tragen sie gewöhnlich ein baumwollenes Hemd, das mit einem Gürtel um den Leib befestigt wird. Man sieht selten oder nie eine ächte Indianerin aus den Pueblos in mexikanischer Tracht.

Die gebräuchlichsten Waffen unter den Pueblos sind Bogen und Pfeil nebst einer langschäftigen Lanze und gelegentlich eine Flinte. Sie bedienen sich auch häufig eines Schildes aus ungegerbter Haut, der zwar gegen Schießgewehr wenig Schutz gewährt, aber Pfeilschüsse und Lanzenstöße abhalten kann.

Die Nahrung dieser Indianer nähert sich in den meisten Beziehungen jener der Mexikaner; die Letztern haben in der That, wie bereits anderswo bemerkt wurde, mit den Geschirren der Urbewohner auch viele von ihren Speisen angenommen. Die Tortilla, der Atole, der Pinole*) und manche andere, so wie der Gebrauch des Chile stammen von den Indianern her.

---

*) Der Pinole ist nichts anderes als das „kalte Mehl“ (cold flour) unserer Jäger. Es ist das Mehl von geröstetem indianischem Korn, das man mit etwas kaltem Wasser anrührt, um es zum Gebrauche herzurichten. Diese Speise scheint vor Alters auch unter den Urbewohnern anderer Gegenden von Amerika üblich gewesen zu sein. Peter Charlevoix sagt im Jahre 1741 von den Wilden an den nördlichen Seen, daß sie „den Mais in Mehl verwandeln, welches sie farine froide (kaltes Mehl) nennen, und das die beste Nahrung ist, mit der sich Reisende versehen können.“

Einige der wildern Stämme bereiten eine besondere Art von Pinole, indem sie die Bohne des Mezquitebaumes zu Mehl zerreiben, welches dann statt Korn gebraucht wird. Außer der Tortilla machen sie noch eine andere eigenthümliche Art von Brod, wenn wir es so nennen dürfen, Guayave genannt, von dem eine Rolle einem Horniſſenneſte ſo ähnlich ſieht, daß Fremde ihm oft dieſen Namen beilegen. Es wird gewöhnlich aus Mais verfertigt, der wie für Tortillas zubereitet und gemahlen und zu einem leichten Teige verdünnt wird. Ich trat einſt in eine indianiſche Hütte, wo ein junges Mädchen von der Familie Guayaves backte. Sie ſaß an einem Feuer, über dem ein großer flacher Stein erhitzt wurde, und hatte einen Topf mit zubereitetem Teige an der Seite. Sie nahm mit der Hand davon heraus und ſtrich ihn auf den heißen Stein. Was hängen blieb, war auf der Stelle gebacken und ſchälte ſich ab. Dieſes Verfahren wiederholte ſie mehr als zwölfmal in der Minute. Als ſie meine Neugier gewahrte, reichte ſie mir ſchweigend eines der „Blätter," denn ſie ſchien nur ihre Mutterſprache zu verſtehen. Ich fand es ziemlich wohlſchmeckend, obwohl ich ſpäter die Erfahrung machte, daß es in kaltem Zuſtande zäh und fade iſt, wie die kalte Tortilla. Dieſe Blätter ſind dünner als Oblaten und ein Dutzend oder mehr davon in eine Rolle zuſammengefaltet, bilden jene löcherige Maſſe, deren früher Erwähnung geſchah. Auf dieſe Weiſe aufbewahrt, dienen ſie den Eingebornen monatelang auf ihren Wanderungen zur Nahrung.

Fünfzehntes Kapitel.

Die wilden Stämme von Neu-Mexiko. — Theoretische Systeme. — Clavigero und die Azteken. — Pueblo Bonito und andere Trümmer. — Wahrscheinliche Verwandtschaft zwischen den Azteken und neumexikanischen Stämmen. — Die verschiedenen Völkerschaften dieser Provinz. — Navajos und Azteken. — Manufakturen der erstern. — Ihre Landwirthschaft, Religion u. s. w. — Mexikanische Grausamkeit gegen die Indianer und ihre Folgen. — Einfälle der Navajos — Großthaten eines mexikanischen Heeres. — Wie man ein Loch in ein Pulverfaß macht. — Die Apaches und ihr Charakter. — Ihre Nahrung. — Neue Art, Zwistigkeiten beizulegen. — Ausdehnung ihrer Raubzüge. — Indianischer Handel und alberne Verträge. — Verwüstung des Landes. — Chihuahuanische Großsprechereien. — Juan Jose, ein berühmter Häuptling der Apaches und sein trauriges Ende. — Niedermetzelung von Amerikanern zur Vergeltung. — Ein tragischer Zwischenfall. — **Proyecto de guerra** und eine „Heldenthat." — Die Yutas und ihre Feindseligkeiten. — Persönliches Abenteuer mit ihnen, jedoch ohne Blutvergießen. — Jicarillas.

Alle Indianer in Neu-Mexiko, die nicht Pueblos genannt werden und sich nicht zum Christenthum bekennen, werden zu den wilden Stämmen gerechnet, obgleich sich unter diesen manche befinden, die in Künsten, Manufakturen und Ackerbau große Fortschritte gemacht haben. Diejenigen, welche mit der alten Geschichte von Mexiko bekannt sind, werden sich erinnern, daß den Ueberlieferungen der Eingebornen zufolge alle Hauptstämme von Anahuac vom Norden herab kamen, und daß jene von Mexiko, namentlich die Azteken, aus dem nördlichen Californien oder dem

nördlichen Neu-Mexiko auswanderten. Der berühmte Geschichtschreiber Clavigero, von dem bereits die Rede war, bemerkt, wo er von dieser Auswanderung spricht, daß die Azteken oder mexikanischen Indianer, welche die letzten Ansiedler im Lande Anahuac waren, bis gegen das Jahr 1160 der christlichen Zeitrechnung in Aztlan lebten, einem nördlich vom californischen Golf gelegenen Lande, wie dies aus der Richtung ihrer Wanderungen und aus den Erkundigungen hervorgeht, welche die Spanier später auf ihren Zügen durch diese Gegenden eingezogen haben. Er zeigt dann weiters, welche Umstände sie wahrscheinlich bewogen haben, ihre Heimat zu verlassen, und fügt bei, daß, welchen Beweggrund sie auch gehabt haben, kein Zweifel möglich ist, ihre Wanderung habe wirklich stattgefunden. Er sagt, sie seien in südöstlicher Richtung gegen den Rio Gila gezogen, wo sie eine Zeitlang geblieben, indem die Trümmer ihrer Gebäude an den Ufern desselben noch zu sehen sind. Sie schlugen dann die Richtung nach einer Gegend ein, die über zweihundert Meilen nordwestlich von Chihuahua, ungefähr unter dem 29. Grad nördlicher Breite gelegen ist, und machten dort abermals Halt. Diese Stelle ist unter dem Namen Casas Grandes (große Häuser) bekannt, wegen eines weitläufigen Gebäudes, das noch daselbst steht und der allgemeinen Ueberlieferungen dieser Gegenden zufolge von den mexikanischen Indianern während ihrer Wanderungen errichtet wurde. Es ist nach dem Plane der Häuser in Neu-Mexiko gebaut, hat drei mit einer Azotea oder Terrasse bedeckte Stockwerke und keine Thüre oder andere Oeffnung in das Erdgeschoß. Eine Handleiter dient auch hier als Verbindungsmittel mit dem zweiten Stockwerke.

Selbst wenn man zugibt, daß die Ueberlieferungen, auf die Clavigero seine theoretischen Schlüsse baute, schwankend und unbestimmt sind, so beweisen doch die noch vorhandenen Trümmer hinlänglich, daß diese Gegenden einst von einem viel gebildeteren

Volke bewohnt waren, als man jetzt unter den Eingebornen findet. Von dieser Art sind die Trümmer von Pueblo Bonito in der Richtung von Navajo an den Gränzen der Cordilleras, wo die Häuser größtentheils aus Platten feinkörnigen Sandsteins gebaut sind, einem Stoffe, dessen man sich bei Bauwerken im Norden jetzt gar nicht mehr bedient. Obwohl einige dieser Gebäude sehr fest und geräumig sind, so sind sie doch meistens in kleine unregelmäßige Gemächer abgetheilt, von denen noch viele unversehrt stehen und mit den Vigas oder Querbalken bedeckt sind, die unter den Azoteas von Erde fast ganz gut erhalten bleiben: und dennoch steigt ihr Alter so hoch hinauf, daß keine Ueberlieferung Bericht über ihren Ursprung gibt. Man findet aber darin keine Bilder oder Schnitzwerke irgend einer Art Außer diesen Trümmern sind noch viele andere, obgleich keine so gut erhaltene, auf den Ebenen und im Gebirge zerstreut. Sehr auffallend ist, daß ein Theil derselben in großer Entfernung vom Wasser liegt, so daß die Bewohner blos auf den Regen angewiesen sein mußten, wie dies noch gegenwärtig in Pueblo Acoma der Fall ist.

Das Aussehen des Pueblo Bonito, sowie der noch vorhandenen Gebäude von Moqui in der nämlichen Gebirgsgegend und anderer Pueblos in Neu-Merika, gleicht so sehr dem der Trümmer von Casas Grandes, daß wir ganz natürlich zu dem Schlusse kommen, die Erbauer derselben müssen einem gemeinschaftlichen Stamme entsprossen sein. Die jetzige Verschiedenheit zwischen ihrer Sprache und jener der Indianer von Merika kann kaum als vernünftiger Grund gegen diese Annahme gelten, wenn wir bedenken, wie viel Zeit seit ihrer Trennung verstrichen ist.

Die vorzüglichsten wilden Stämme, welche das Gebiet von Neu-Merika bewohnen oder ihre Einfälle oder Wanderungen dahin ausdehnen, sind die Navajos, die Apaches, die Yutas,

die Caiguas oder Kiawas, und die Comanches. Von den letztern will ich an einem andern Orte reden. Die zwei ersten sind von einem und dem nämlichen Urstamme, es findet selbst heut zu Tage keine bedeutende Verschiedenheit in ihren Sprachen statt. Die Apaches zerfallen in zahlreiche kleine Stämme, und ein vereinzelter elender Ueberrest von einem derselben, Jicarillas genannt, bewohnt das Gebirge nördlich von Taos.

Die Navajos werden auf ungefähr zehntausend Seelen geschätzt und sind zwar nicht der zahlreichste, doch gewiß wenigstens in geschichtlicher Rücksicht der bedeutendste aller nördlichen Stämme von Mexiko. Sie bewohnen den Hauptzweig der Cordilleras, hundert fünfzig bis zweihundert Meilen westlich von Santa Fe, an den Ufern des Rio Colorada von Californien, nicht weit von der Gegend, aus welcher den Geschichtschreibern zufolge die Azteken nach Mexiko gewandert sind, und es sind viele Gründe für die Vermuthung vorhanden, daß sie unmittelbar von dem Ueberreste abstammen, der von diesem berühmten Volke der Vorzeit im Norden zurückblieb. Ungeachtet sie meistens in rohen Jacales wohnen, die einigermaßen den Wigwams der Pawnees gleichen, so haben sie doch seit undenklichen Zeiten alle andern an eigenthümlichen Manufakturen übertroffen, und sind wie die Moquis noch immer wegen einiger auserlesener Gattungen von Baumwollengeweben berühmt; auch zeigen sie große Geschicklichkeit in der von Alters her gepflegten Kunst, Thierhäute mit Stickereien von Federn zu zieren. Sie verfertigen jetzt auch eine besondere Art Decken, die unter dem Namen Sarape Navajo bekannt und von so dichtem und festem Gewebe sind, daß sie häufig Wasser fast so wenig durchlassen wie Federharzstoffe. Sie werden daher als Schutzmittel gegen den Regen sehr geschätzt. Einige der feineren Gattungen werden an die Mexikaner oft zu fünfzig bis sechzig Dollars das Stück verkauft.

Ungeachtet die Navajos jetzt noch ein räuberisches und ziemlich unstätes Leben führen, so bauen sie doch alle Arten Getreide und Gemüse, die in Neu-Mexiko vorkommen. Sie besitzen auch große Heerden von Pferden, Maulthieren, Rindvieh, Schafen und Ziegen von eigener Zucht, die allgemein für vorzüglicher gelten als die der Mexikaner, was ohne Zweifel der größeren Aufmerksamkeit zuzuschreiben ist, welche sie auf die Verbesserung ihres Viehstandes wenden.

Der Freiherr von Humboldt erzählt uns zwar, daß vor dem allgemeinen Gemetzel von 1680 einige Missionäre unter diesem Stamme angestellt waren, allein seitdem sind nur wenige Versuche gemacht worden, sie zum Christenthum zu bekehren. Sie befinden sich jetzt in einem Zustande ursprünglichen Heidenthums, und sind von den Mexikanern nicht nur unabhängig, sondern auch deren furchtbarste Feinde.

Nach der Gründung der Unabhängigkeit machte die Regierung von Neu-Mexiko die Stimmung der benachbarten Wilden, besonders die Navajos, um Vieles feindseliger, indem sie wiederholte Grausamkeiten und Treulosigkeiten beging, die ganz dazu geeignet waren, sie zur Rache zu reizen. Einst versammelte sich auf die Einladung der Regierung eine Gesellschaft von mehreren Häuptlingen und Kriegern der Navajos in Pueblo Cotchiti, um einen Friedensvertrag zu feiern; da fielen die Neu-Mexikaner, ohne Zweifel durch das Andenken an frühere Feindseligkeiten erbittert, unversehens über sie her und metzelten sie alle nieder. Es wird auch erzählt, daß, als um die nämliche Zeit drei Indianer von den nördlichen Gebirgen als Gefangene nach Taos gebracht wurden, die Jicarillas, deren bitterste Feinde, trotzig ihre Auslieferung begehrten, worauf die mexikanischen Behörden, welche diesen Stamm zu erzürnen fürchteten, der grausamen Forderung ruhig entsprachen und zuließen, daß die Gefangenen kaltblütig vor ihren Augen niedergemetzelt wurden! Kein Wunder also,

daß die Neu-Mexikaner von ihren wilden Nachbarn so allgemein bekriegt werden.

Vor ungefähr fünfzehn Jahren wurden die Navajos durch die Entschlossenheit des Obersten Vizcarra unterworfen, dem es gelang, sie einige Zeit im Zaume zu halten; aber seit der Abreise dieses Offiziers aus Neu-Mexiko gab es niemanden mehr, der hinlängliche Fähigkeiten besessen hätte, um diesem kecken Stamme Achtung oder Furcht einzuflößen; so daß sie diese letzten zehn Jahre her das Land ungestraft verheert und mit Mord und Verwüstung heimgesucht haben, gerade wie ihre Laune es ihnen eingab. Bei der Annäherung des Frühlings werden der Regierung in Santa Fe Friedensbedingungen vorgeschlagen, welche die letztere nie ermangelt anzunehmen. Diese gütliche Ausgleichung erlaubt den Indianern, ihre Saaten mit Muße zu bestellen, und das den Mexikanern während ihrer Raubzüge gestohlene Eigenthum mit Vortheil zu veräußern: aber nach dem Schluß des Feldbaues folgt gewöhnlich eine Erneuerung der Feindseligkeiten, und das Spiel des Raubes beginnt wieder.

Gegen Ende des Jahres 1835 wurde ein Freicorps aufgeboten, dem sich die meisten angesehenen Männer von Neu-Mexiko anschlossen, um das Gebiet der Navajos mit Krieg zu überziehen. Als die letztern von ihrer Annäherung hörten, sammelten sie, ohne Zweifel um ihnen die Mühe einer so langen Reise zu ersparen, eine erlesene Schaar ihrer Krieger, die aufbrachen, um die Angreifer in einem Gebirgspasse zu überfallen, wo sich die Indianer in einen Hinterhalt legten. Die tapfern Freischärler, welche keine Ahnung von dem Empfange hatten, der ihrer wartete, schlenderten in zerstreuten Gruppen langsam daher und überließen sich allen Einfällen einer lärmenden Lustigkeit; da ertönte plötzlich das laute gellende Kriegsgeschrei, von mehreren Schüssen gefolgt, und versetzte sie alle in einen Zustand sprachlosen Entsetzens. Einige stürzten vor Schrecken von ihren Pferden, Andere

feuerten blindlings ihre Gewehre ab: eine panische Furcht hatte Alle ergriffen und mehrere Minuten verstrichen, bevor sie so weit zur Besinnung kamen, daß sie sich aus dem Staube machen konnten. Zwei oder drei Personen wurden in diesem lächerlichen Kampfe getödtet, unter welchen ein gewisser Kapitän Hinöfos der die Linientruppen befehligte, der angesehenste war.

Eine merkwürdige, aber vollkommen beglaubigte Anekdote, welche diesen Mann betrifft, mag hier eine passende Stelle finden. Als er einst zu einem Kriegszug aufbrechen wollte, befahl er seinem Ordonnanz-Sergenten, aus einem unangebrochenen Fäßchen von fünfundzwanzig Pfunden eine Pulverflasche zu füllen. Der Sergent bohrte mit einem Zwickbohrer ein Loch; als er aber fand, daß das Pulver zu langsam herauskomme, sah er sich nach etwas um, um die Oeffnung zu erweitern. Da fiel sein Blick glücklicher Weise auf ein Schüreisen, das in einer Ecke des Kamins lag. Es glühend machen und in das Loch des Fäßchens stecken, war das Werk einiger Augenblicke; da erfolgte eine Explosion, die den obern Theil des Gebäudes in die Straße warf und Alles rings herum in kleine Stücke riß und schmetterte. So wunderbar die Rettung scheinen mag, der Sergent sowohl als der Kapitän, die den ganzen Vorgang ansahen, litten mehr Angst als Schaden, obwohl beide ziemlich arg gequetscht und geschunden wurden. Dieser scharfsinnige Sergent wurde später Staatssekretär des Gouverneur Gonzalez, revolutionären Andenkens, und hat seitdem immer eine öffentliche Anstellung gehabt, jetzt aber ist er Hauptmann bei den Linientruppen.

Ich komme nun auf die Apaches zu sprechen, den zahlreichsten und mächtigsten, aber auch unstätesten aller wilden Stämme, die das Innere von Nord-Mexiko bewohnen. Man schätzt sie auf ungefähr fünfzehntausend Seelen, die jedoch in mehrere kleine Rotten zerfallen und über einen ungeheuren Strich Landes zerstreut sind. Diejenigen, welche sich östlich vom Rio

del Norte aufhalten, sind allgemein unter dem Namen Mezcaleros bekannt, nach einem bei ihnen sehr gebräuchlichen Nahrungsmittel, das Mezcal*) heißt; bei weitem der größte Theil des Stammes wohnt aber im Westen und wird gewöhnlich mit dem Spottnamen Coyoteros bezeichnet, weil man ihnen nachsagt, daß sie den Coyote oder Prairien-Wolf essen. Die Apaches sind den Gewohnheiten des Wanderlebens vielleicht mehr ergeben, als irgend ein anderer Stamm in Mexiko. Sie bauen nie Häuser, sondern wohnen in gewöhnlichen Wigwams oder Zelten von Häuten und Decken. Sie verfertigen keine Manufacturarbeiten, bauen nichts an und gehen auch selten auf die Jagd, da ihr Gebiet wenig Wild hat, sondern scheinen sich, um ihre große Volksmenge zu erhalten, unter welcher wenigstens zweitausend Krieger sind, gänzlich auf den Ertrag ihrer Räubereien zu verlassen.

Zur Nahrung dient den Apaches hauptsächlich das Fleisch der Rinder und Schafe, welche sie aus den mexikanischen Ranchos und Haciendas stehlen. Man sagt jedoch, daß ihnen das Fleisch des Maulthieres lieber ist, als jedes andere. Ich habe um Lagerplätze, welche sie eben verlassen, die Ueberbleibsel von Maulthieren gesehen, die sie zum Verbrauch geschlachtet hatten. Einmal aber sah ich ihre ganze Fährte mehrere Meilen lang buchstäblich mit den Skeletten dieser Thiere bestreut, welche offenbar nicht in dieser Absicht getödtet worden waren. Es ist, wie ich gehört habe, die Gewohnheit der Apachehäuptlinge, so oft zwischen ihren Kriegern über das Eigenthumsrecht an irgend einem Thiere Streit entsteht, dasselbe auf der Stelle zu tödten, wenn es auch das werthvollste der Heerde ist, um allen weitern Zank

*) Mezcal ist die gebackene Wurzel des Maguey (Agave Americana) und einer andern ähnlichen Pflanze.

abzuschneiden. Aus der großen Anzahl todter Maulthiere, die sie hinter sich zurückgelassen hatten, konnte man schließen, daß unter den Gliedern des Stammes, wenigstens während ihren Wanderungen, eben nicht die einträchtigsten Beziehungen stattgefunden haben mögen. Wie die meisten wilden Stämme von Nord-Mexiko sind die Apaches leidenschaftliche Liebhaber geistiger Getränke, und in Friedenszeiten sieht man sie oft in einem Zustande hülfloser Trunkenheit um die mexikanischen Dörfer taumeln.

Die Züge dieses räuberischen Stammes erstrecken sich über einige Theile von Californien, fast über ganz Sonora, über die Grenzen von Durango und in gewissen Jahreszeiten sogar bis Coahuila; Chihuahua jedoch ist am öftesten der traurige Schauplatz ihrer Plünderungen gewesen. Jeder Winkel dieses einst blühenden Staates war ihren Einfällen ausgesetzt. Die Einfalt der örtlichen Behörden ist so groß, daß die Wilden, um über das geraubte Eigenthum ohne die mindesten Beschwerden verfügen zu können, oft mit einer Statthalterschaft besondere Friedensverträge abschließen, während sie gegen die benachbarten einen Vertilgungskrieg zu führen fortfahren. Dieser Kunstgriff verschafft ihnen einen stets offenen Markt für den Absatz ihrer Beute und für den Ankauf des Kriegsbedarfs, den sie zur Fortsetzung ihrer Verwüstungen brauchen. Im Jahre 1840 war ich Augenzeuge, wie ein ansehnlicher, mit Schießgewehren und einer großen Menge Branntwein beladener Handelszug von Santa Fe abging, der für die Apaches bestimmt war, im Austausch für Maulthiere und andere Beutestücke, welche sie den Bewohnern des Südens gestohlen hatten. Dieser Handel wurde von den Behörden nicht nur geduldet, sondern offen begünstigt, da die höchsten Staatsbeamten, den Gouverneur selber nicht ausgenommen, bei seinem Erfolge betheiliget waren.

Die Apaches bieten der Regierung in Chihuahua zuweilen einen Waffenstillstand an, der meistens fast ganz in der Fassung

angenommen wird, wie sie ihn vorschlagen. Bei einigen Gelegenheiten wurde festgesetzt, daß die Räuber ein redlich erworbenes Recht auf all' ihr gestohlenes Gut haben sollten. Ja, die Regierung hat wirklich einer großen Anzahl von Maulthieren und Pferden, welche die Indianer den Bürgern gestohlen hatten, ein Venta oder Verkaufzeichen aufbrennen lassen. Es braucht kaum beigefügt zu werden, daß diese Waffenstillstände von den schlauen Wilden selten länger gehalten worden sind, als während der Zeit, die sie zum Absatz ihres Raubes bedurften. Sobald sie mehr Maulthiere zum Dienst oder zum Handel, mehr Rinder zur Nahrung, mehr Schädelhäute zum Kriegstanz brauchten, begannen sie ihre Räubereien und Mordthaten stets wieder von Neuem.

Die Verheerungen der Apaches haben so lange gedauert, daß jenseits der unmittelbaren Umgebungen der Städte das ganze Land von Neu-Mexiko bis zu den Gränzen von Duranga fast völlig entvölkert ist. Die Jaciendas und Ranchos sind meistens verlassen worden, und die Einwohner haben sich größtentheils in die Städte zurückgezogen. Die Verwegenheit dieser Wilden ist so hoch gestiegen, daß kleine Rotten von drei oder vier Kriegern sich am hellen Tage der Stadt Chihuahua bis auf eine Meile näherten, die Arbeiter tödteten, und ohne den geringsten Widerstand ganze Heerden von Maulthieren und Pferden wegführten. Manchmal wird eine Abtheilung Truppen zur Verfolgung der Räuber abgeschickt, aber, wie es scheint, zu keinem andern Zwecke, als um die Einfalt der Erstern darzuthun, da sie stets auf eiligen Rückzug denken, meistens auch ohne den Feind nur gesehen zu haben. *) Und doch sind die Spalten ei-

*) Einer glaubwürdigen Erzählung zufolge, machte während einer dieser „kühnen Verfolgungen" eine Bande Comanches vor einem Dorfe in Rio Canchos Halt, trieb ihre Pferde in die

nes kleinen, in Chihuahua erscheinenden Wochenblattes stets voll von feurigen Schilderungen außerordentlicher Heldenthaten, welche die „Operationsarmee“ gegen los barbaros verrichtet; es wird da erzählt, wie „der Feind mit allem möglichen Muthe verfolgt wurde“ — wie die Soldaten „die größte Tapferkeit und das unbezwinglichste Verlangen bewiesen, die Feiglinge einzuholen,“ und durch welches außerordentliche Zusammentreffen ungünstiger Umstände sie gezwungen worden, die Verfolgung aufzugeben.“ Es würde in der That schwer sein, ein Volk von größerer Tapferkeit zu finden, als die Chihuahuenos oder Chihuahuenses (Bürger von Chihuahua) sich auf dem Papiere beizulegen wissen. Als man in Chihuahua Nachricht von dem berühmten Gefechte mit den Franzosen in Vera Cruz erhielt, wobei Santa Anna den Ruhm erwarb, ein Bein zu verlieren, wurde dieses Ereigniß mit stürmischen Freudenbezeigungen gefeiert und das nächste Blatt des Noticioso (vom 28. Dezember 1838) enthielt eine tapfere Prahlerei, welche der Welt die erstaunliche Thatsache verkündete, daß ein Mexikaner in der Schlacht es mit vier Franzosen aufnehmen könne, und mit einer „Cancion Tratiotica“ endete, deren Kehrreim folgende köstliche Verse bildeten:

Chihuahuenses, la Patria gloriosa
Otro timbre á su lustre ha anadido;
Pues la [illegible], al [illegible]
Al Valor Mexicano ha cedido.

Weizenäcker und hielt eine behagliche Siesta, begierig, wie es scheint, ihre Verfolger von Angesicht zu Angesicht zu erblicken, nachdem sie aber fast den ganzen Tag dort geblieben, mußten sie dennoch wieder abziehen, ohne dieses Vergnügen genossen zu haben.

Wörtlich übersetzt:

Chihuahuaner! unser ruhmvolles Vaterland
Hat seinem Glanz einen neuen Strahl beigefügt,
Denn das unbesiegbare, unbezähmbare Gallien,
Ist der mexikanischen Tapferkeit unterlegen.

Durch die umgekehrten Buchstaben in den Worten „invicta, la Galia indomable" in der dritten Zeile, gibt der Dichter der Welt zu verstehen, daß das Königreich der Gallier durch die glorreichen Thaten der „Valor Mexicano" endlich kopfüber umgestürzt worden sei!

Nach allem zu urtheilen, was von den Verheerungen der Apaches gesagt wird, könnte man sie für ein sehr tapferes Volk halten; aber die Mexikaner selbst nennen sie, mit den Comanches verglichen, Feiglinge, und wir sind gewöhnt, die letztern als ausgemachte Memmen zu betrachten, wenn sie mit den Shawnees, Delawares und den übrigen unserer Gränzstämme in Krieg gerathen.

An der Spitze der Apaches stand einst ein berühmter Anführer, Namens Juan José, der wegen seiner Schlauheit und Kühnheit im ganzen Lande gefürchtet wurde. Was mehr als alles Uebrige dazu beitrug, ihn zu einem gefährlichen Feind zu machen, war der Umstand, daß er in Chihuahua eine gute Erziehung erhalten hatte, die es ihm, als er sich wieder an seinen Stamm anschloß, möglich machte, seine Verfolger zu überlisten, und durch die Beraubung der Briefposten stets zum Voraus von allen Unternehmungen, die gegen ihn ausgerüstet wurden, Kenntniß zu erhalten. Folgender Bericht von der Metzelei, in der er ums Leben kam, mag dem Leser nicht ganz unwillkommen sein.

Die Regierung von Sonora, welche den Räubereien der Apaches einigermaßen Schranken zu setzen wünschte, erließ eine Bekanntmachung, die eine Art unbedingter Erlaubniß zum Ka-

pern und zur Wiedervergeltung ertheilte und jede den Wilden abgenommene Beute für das rechtmäßige Eigenthum der Erbeuter erklärte. In Folge dieser Maßregel brach im Frühling 1837 eine größtentheils aus Fremden bestehende Schaar von einigen zwanzig Mann unter der Anführung eines Amerikaners auf, der lange im Lande gelebt hatte. Ihr Beweggrund war Gewinnsucht, da sie keinen Zweifel hegten, daß die Indianer, nachdem sie so viele Jahre mit Erfolg Räuberei getrieben, im Besitze großer Reichthümer sein müßten. In wenigen Tagen kamen sie zu einer Rancheria von ungefähr fünfzig Kriegern mit ihren Familien, unter denen der berühmte Juan José selber und drei andere angesehene Häuptlinge sich befanden. Als der Erstere die Amerikaner vorrücken sah, gab er ihnen sogleich zu verstehen, daß, wenn sie in der Absicht zu kämpfen gekommen seien, er und seine Gefährten bereitwillig wären, ihnen zu willfahren; auf die Versicherung des Anführers aber, daß sie nur auf einem Handelszuge begriffen seien, wurde alsbald zwischen beiden Parteien eine freundliche Zusammenkunft eingeleitet. Der amerikanische Hauptmann, welcher beschlossen hatte, diese gefährlichen Häuptlinge unter allen Umständen aus dem Wege zu räumen, ließ schnell ein kleines Feldstück, das vor den Indianern verborgen worden war, mit Kettenkugeln und Kartätschen laden und in Bereitschaft halten. Die Krieger wurden dann in das Laer eingeladen, um ein Geschenk von Mehl zu empfangen, das in die Schußweite der Kanone gelegt wurde. Während sie damit beschäftigt waren, den Inhalt des Sackes zu theilen, gab man Feuer auf sie, und eine beträchtliche Anzahl von ihnen blieb auf dem Platze! Die übrigen wurden darauf mit Kleingewehr angegriffen und gegen zwanzig davon erschlagen, darunter Juan José und die andern Häuptlinge. Diejenigen, welche entkamen, wurden später ihre eigenen Rächer auf eine Weise, die einer andern Schaar Amerikaner, welche zu

gleicher Zeit nicht weit davon am Rio Gila Jagdthiere fing, sehr verderblich wurde. Die wüthenden Wilden beschloßen an diesen unglücklichen Jägern augenblickliche Rache zu nehmen, fielen über sie her und metzelten alle nieder! Es waren ihrer, einige Mexikaner eingeschlossen, ungefähr fünfzehn an der Zahl.*)

Der Urheber dieses Anschlags hatte wahrscheinlich geglaubt, daß Verrätherei gegen einen verrätherischen Feind gerechtfertigt werden könne. Ohne Zweifel war er auch der Meinung, die Mexikaner, welche von den Räubereien jener berüchtigten Häuptlinge so viel zu leiden gehabt, würden seine That höchlich preisen. Doch darin irrte er sich sehr, denn der Vorfall erweckte allgemeine Mißbilligung, obwohl die Mexikaner selber sich ähnliche Handlungen haben zu Schulden kommen lassen, wie das folgende Beispiel hinlänglich darthut.

---

*) Vor diesem Ereigniß hatten die Apaches an Fremden nur selten Räubereien verübt, sei es aus Furcht oder aus Achtung. Sie ließen kleine Abtheilungen derselben unbelästigt durch die Wildniß ziehen, während zahlreiche Karavanen von Mexikanern häufige Angriffe auszustehen hatten. Diese anscheinende Parteilichkeit veranlaßte ungegründete Eifersüchteleien, und die Amerikaner wurden offen beschuldigt, daß sie in heimlicher Verbindung mit dem Feinde ständen und ihn sogar mit Waffen und Kriegsbedarf versähen. Obwohl sich zuweilen ein Fremder in solchen heimlichen und strafbaren Verkehr eingelassen haben mag, so trieben ihn doch, wie bereits an einem andern Orte bemerkt worden ist, die Eingebornen selber ohne Vergleich in weit größerer Ausdehnung. Dieses ungerechte Vorurtheil gegen die Amerikaner wurde zum Theil sowohl durch den oben erwähnten Unglücksfall als dadurch ausgerottet, daß ungefähr um dieselbe Zeit eine Schaar unserer Landsleute auf ihrem Wege von Chihuahua nach Santa Fe in La Jornada del Muerto überfallen und beraubt wurden, bei welcher Gelegenheit jedoch kein Amerikaner das Leben verlor.

Im Sommer 1839 wurden einige Apaches, unter ihnen das Weib eines angesehenen Häuptlings, im Calabozo von Paso del Norte gefangen gehalten. Als der Gatte dieser Frau davon Nachricht erhielt, sammelte er eine Schaar von ungefähr sechzig Kriegern, drang kühn in die Stadt, und verlangte die Freilassung seines Weibes und seiner Freunde. Der Befehlshaber des Platzes wünschte Zeit zu gewinnen, und ersuchte sie am nächsten Morgen wiederzukommen, wo man ihrem Verlangen entsprechen würde. Während der Nacht wurde die bewaffnete Mannschaft in der Umgebung zusammengezogen; als aber die Apaches erschienen, ließen sich die Truppen nicht sehen, sondern hielten sich versteckt, während der mexikanische Befehlshaber die Indianer ins Gefängniß zu locken suchte, unter dem Vorwande, ihnen ihre Freunde zu überliefern. Der arglose Häuptling und zwanzig seiner Gefährten gingen auf diese Weise in die Falle und wurden von den treulosen Mexikanern mit kaltem Blute niedergemetzelt, doch nicht ohne einigen Verlust auf Seite der letztern, welche in dem Getümmel vier bis fünf Mann verloren. Darunter war der Befehlshaber selber, der kaum das Losungswort ausgesprochen hatte: „Maten á los carajos!“ (tödtet die Schurken) als der Häuptling erwiederte: „Entónces morirás tu primero, Carajo!“ (dann sollst du zuerst sterben, Schurke) und ihm auf der Stelle den Dolch ins Herz stieß.

Da jedoch Neu-Mexiko von den gewöhnlichen Lagerplätzen der Apaches zu weit entfernt ist und seine spärlichen Ranchos für ihre Unternehmungen kein so fruchtbares Feld darbieten als die zahlreichen Haciendas des Südens, so haben die Räubereien dieses Stammes jene Provinz nur wenig betroffen. Der einzige ernstliche Einfall, welcher zu meiner Kenntniß gekommen ist, fand vor ungefähr zehn Jahren statt. Eine Schaar von Apache-Kriegern näherte sich kühn der Stadt Socorro an der südlichen Gränze, worauf es zwischen ihnen und der mexikanischen Streit-

macht, die aus einer Kompagnie Linientruppen und der gesammten Miliz des Ortes bestand, zu einem Gefechte kam. Die Mexikaner wurden bald gänzlich geschlagen und bis in die Straßen hinein verfolgt, mit Verlust von drei und dreißig Todten und mehreren Verwundeten. Die Wilden nahmen ihre Gefallenen mit, doch sollen sie nicht mehr als etwa sieben Mann eingebüßt haben. Ich befand mich gerade am Tage nach diesem Unglück in der Nachbarschaft, wo unter den Einwohnern, die stündlich einen neuen Einfall der Wilden erwarteten, die größte Bestürzung herrschte.

Es sind von Zeit zu Zeit, besonders von den Bewohnern von Chihuahua, mancherlei Plane entworfen worden, um den Verheerungen der Indianer Schranken zu setzen, doch meistens ohne Erfolg. Der bemerkenswertheste derselben ist das sogenannte **Troyecto de Guerra** das im Jahre 1837 angenommen wurde. Durch diesen berühmten „Kriegsplan" wurde eine Stufenreihe von Belohnungen festgesetzt, die von einer zu diesem Zwecke aufgebrachten Summe bezahlt werden sollten. Hundert Dollars Belohnung wurde für die Schädelhaut eines erwachsenen Mannes angeboten, fünfzig für die eines Squaw, und fünfundzwanzig für die eines Kindes! Zur Ehre der Republik war jedoch dieses barbarische **Troyecto** nur wenige Wochen in Wirksamkeit und erhielt nie die Billigung der Bundesregierung, obwohl ihm einige der einsichtsvollsten Bürger von Chihuahua eifrig das Wort redeten. Während es jedoch in Geltung war, hielt man sich strenge daran. Ich selbst sah einst eine Abtheilung Reiter auf den Palacio in Chihuahua zukommen, ihren Befehlshaber voran, der eine frische Schädelhaut auf der Spitze seiner Lanze trug, die er im Jubel über seine Heldenthat hoch in der Luft schwang! Die nächste Nummer der Zeitung enthielt den amtlichen Bericht über den Vorfall. Als die Soldaten eine Schaar Apaches verfolgten, gewahrten sie eine Indianerin, die

zurückgeblieben war, um ihr kleines Kind zu verstecken. Sie tödteten die Mutter ohne Erbarmen, und lösten ihr die Schädelhaut ab, eben die, welche der Offizier so triumphirend auf seiner Lanze trug! Er schloß seinen Bericht mit der Bemerkung, daß das Kind nicht lange nach der Gefangennehmung gestorben sei.

Die Yutas (oder Eutaws, wie sie gewöhnlich von den Amerikanern genannt werden) sind einer der weit verbreitetsten Stämme des Westens und vom Norden Neu-Merikos bis an den Schlangenfluß und den Rio Colorado zerstreut. Sie sind wenigstens zehntausend Seelen stark und führen alle ein Wanderleben. Eine Abtheilung von etwa tausend bringt den Winter meistens in den Gebirgsthälern nördlich von Taos, und den Sommer gewöhnlich in den östlichen Prairienebenen auf der Büffeljagd zu. Die Ursache des Yutas soll einige Aehnlichkeit mit der Sprache des Navajos haben, doch schien sie weit mehr Kehllaute zu besitzen, da sie tief und hohl tönt wie bei Bauchrednern. Obgleich diese Indianer dem Namen nach im Frieden mit der Regierung von Neu-Mexiko leben, so tragen sie doch kein Bedenken, den Jägern und Handelsleuten, die ihren Streifparteien in die Hände fallen, schwere Brandschatzungen aufzulegen; und in manchen Fällen erlaubten sie sich sogar persönliche Gewaltthätigkeiten. Ein angesehener mexikanischer Offizier *) war vor Kurzem von einer Bande Yutas gegeißelt worden, ohne daß es die Regierung je gewagt hätte, diese Beschimpfung zu strafen. Ihre Feindseligkeiten erstreckten sich indessen folgender Erzählung nach nicht blos auf die mexikanischen Kaufleute.

*) Don Juan Andres Archuleta, der bei der Gefangennehmung der unter General Mac Leod stehenden Abtheilung Texaner den Oberbefehl führte.

Im Sommer 1837 stieß eine kleine Schaar von fünf oder sechs Schawnees in der Nähe der östlichen Gränze der Felsengebirge, südlich von Arkansas auf eine bedeutende Anzahl Yutas. Sie wurden zuerst sehr freundschaftlich empfangen; durch die geringe Zahl ihrer Gäste jedoch ermuthigt, beschlossen die Yutas, ihnen ihre überflüssigen Güter abzunehmen. Die Schawnees hatten zum großen Erstaunen der Yutas keine Lust, ruhig ihre Sachen herzugeben, und rüsteten sich zur Vertheidigung derselben; worauf ein Gefecht folgte, in dem die Yutas, mehrere Leute nebst einem beliebten Häuptling verloren; während ihre Gegner unbeschädigt nach ihrer östlichen Heimat entkamen.

Einige Tage nach diesem Vorfalle, während die Yutas noch den Verlust ihrer Leute betrauerten, kam ich zufällig mit einer kleinen Karavane von ungefähr fünfunddreißig Mann in der Nähe ihrer Rancherias (zeitweiliges Dorf). Wir hatten kaum unser Lager aufgeschlagen, als uns Männer, Weiber und Kinder in großer Menge umschwärmten: die Krieger aber waren traurig und zurückhaltend, und murmelten nur zuweilen eine Verwünschung über die Amerikaner, wegen der Behandlung, die sie kürzlich von den Schawnees erlitten hatten, die sie für Mischlinge und unsere Verbündeten hielten. Plötzlich ergriff ein junger Krieger ein prächtiges Pferd, das unserer Gesellschaft gehörte schwang sich hinauf und sprengte im vollen Laufe davon. Wir waren überzeugt, daß wir durch geduldige Ertragung dieser Beleidigung sie nur zu neuen reizen würden, und entschlossen uns sogleich, das gestohlene Pferd von ihrem Häuptlinge entschieden zurückzufordern. Da unser Verlangen verhöhnt wurde, schickten wir ihnen eine Kriegserklärung, und rüsteten uns, um gegen die Rancherias vorzurücken. Das Kriegsgeschrei erscholl augenblicklich nach allen Richtungen; und da die Yutas wegen ihrer Kühnheit und Gewandtheit berühmt sind, so setzte die Bereitwilligkeit, womit sie unsere Herausforderung anzunehmen schienen,

unsere Gesellschaft in nicht geringe Unruhe. Wir hatten sie blos aus Prahlerei zum Kampfe auf Tod und Leben herausgefordert, ohne im Geringsten zu erwarten, daß sie sich unsertwegen so viele Mühe machen würden. Es war jedoch zu spät, uns aus der Klemme zu ziehen.

Kaum war das Lärmzeichen gegeben, als sich die Rancherias der Indianer in ein Kriegslager verwandelten, und während die berittenen Krieger vorläufig ihre Reiterkunststücke zeigten, flohen Squaws und Kinder wie verscheuchte Rebhühner zu den Klippen und Schluchten einer nahen Felsenhöhle. Da ein Drittel unserer Gesellschaft aus Mexikanern bestand, so begannen die Indianer damit, ihnen einen allgemeinen Pardon zu verkündigen, in der Hoffnung, unsere schon so schwache Streitmacht noch mehr zu vermindern. „Meine mexikanischen Freunde," rief in gutem Spanisch ein junger Krieger, der kühn bis auf wenige Schritte zu uns heranritt, „wir wollen euch kein Leid thun; verlaßt also diese Amerikaner, denn wir haben im Sinn, sie alle bis auf den letzten Mann umzubringen." Die Mexikaner unserer Gesellschaft, an welche diese Worte gerichtet wurden und die ziemlich muthige Rancheros waren, antworteten blos: Aal diablo! wir haben nicht vergessen, wie ihr uns behandelt, wenn ihr uns allein antrefft; jetzt, da wir bei Amerikanern sind, die ihre Rechte vertheidigen wollen, könnt ihr euch auf reichliche Vergeltung für frühere Unbilden gefaßt machen." Diese Rancheros schienen in der That den Beginn des Kampfes mit der größten Ungeduld zu erwarten — ein merkwürdiges Beispiel von den Wirkungen, die das Vertrauen auf Gefährten hervor bringt.

Die Entscheidung näherte sich: zwei Drehbassen, die wir bei uns hatten, wurden geladen, gerichtet und die Lunten angezündet. Jedermann war mit seinem Gewehr auf seinem Posten zum Kampfe bereit, mit dem Vorsatze, sein Möglichstes zu thun, was auch der Erfolg sein würde; als die Indianer, da sie uns

zum Kampfe entschlossen sahen, zu unterhandeln begannen. Eine alte Frau, die Mutter des obersten Häuptlinges, wie man sagte, ritt heran und rief, „Meine Söhne! die Amerikaner und Yutas sind stets Freunde gewesen und unsere alten Männer wünschen es zu bleiben: nur einige übermüthige und starrköpfige junge Leute wollen fechten.“ Das gestohlene Pferd wurde uns gleich nach dieser Anrede zurückgegeben und mit Freuden wurde der Friede in beiden Lagern verkündet, worauf die Anführer zur Bekräftigung mit einander die Friedenspfeife rauchten.

Auch der kleine Stamm der Jicarillas hegte gegen die Amerikaner einen Groll, der im Jahre 1834 ein feindliches Zusammentreffen verursachte. Sie hatten einem jungen Hinterwäldler von Missouri einige Maulthiere gestohlen; dieser verfolgte sie mit einigen Freunden bis in die Berge und nahm ihnen sein Eigenthum wieder ab; in dem dadurch entstandenen Kampfe wurden ein oder zwei Indianer getödtet. Einige Tage darauf kamen alle ihre Krieger gemeinschaftlich nach Santa Fe und verlangten von der Regierung die Auslieferung der Amerikaner, um sich zu rächen. Diese Behörde zeigte sich zwar ganz geneigt, dem Begehren der Wilden so weit als möglich zu entsprechen, aber sie hatte es nicht mit hülflosen Geschöpfen zu thun, wie in dem Falle mit den gefangenen Indianern, den ich bereits erzählt habe. Als die Fremden sahen, daß sie sich ihrer Haut selber wehren müßten, bereiteten sie sich zur Vertheidigung vor, und die Wilden waren froh daß sie in Frieden abziehen konnten.

Sechzehntes Kapitel.

Vorfälle auf dem Rückwege von Santa Fe. — Beschaffenheit unserer Gesellschaft. — Heimkehrende Karavanen. — Rückfracht. — Tod des Herrn Langham. — Begräbniß in der Wüste. — Unerwarteter Angriff. — Verwirrung im Lager. — Ein Geleite von Wölfen. — Seltenes Vorkommen von Büffeln. — Unvortheilhafte Täuschung. — Ankunft. — Verzeichniß der Lagerplätze und Entfernungen. — Zustand der Stadt Independence. — Die Mormonen. — Ihre Unredlichkeit und Unsittlichkeit. — Ihr Trotz und ein Volksaufstand. — Unglückliches Scharmützel. — Ritterlicher Aufzug der Bürger. — Vertreibung der Mormonen. — Sternschnuppenregen und Aberglauben. — Wanderungen und übles Benehmen der „Jüngstentag-Heiligen." — Verfahren des Gouverneurs Boggs. — Die Stadt Nauvoo. — Beabsichtigte Wiedervergeltung von Seite der Mormonen.

Ich will den Leser mit der Beschreibung meiner Reisen zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten während den sieben Jahren nach meiner ersten Ankunft in Santa Fe nicht aufhalten, und hier nur bemerken, daß ich die Flächen nach den Vereinigten Staaten im Herbste 1833 und 1838 durchzog und jeden darauf folgenden Frühling mit Waaren nach Santa Fe zurückkehrte. Im Jahre 1838 schloß ich meine Geschäfte im nördlichen Mexiko ganz ab, und bereitete mich vor, das Land für immer, wie ich damals vermuthete, zu verlassen, worin ich mich aber irrte, wie die Folge zeigen wird.

Im Herbste kehren die Karavanen gewöhnlich nach den Vereinigten Staaten zurück, und nicht einer ist seit dem Anfang dieses Handels verstrichen, ohne daß ein Zug mit dieser Bestim-

mung von Santa Fe abgegangen wäre. Zuweilen haben auch einige im Frühlinge die Rückreise angetreten, doch nicht regelmäßig oder häufig, und meistens in sehr kleinen Abtheilungen. Selbst die „Herbstgesellschaften" sind klein, wenn man sie mit den nach Santa Fe ziehenden Karavanen vergleicht; denn abgesehen von denjenigen, die beständig im Lande bleiben, kehren viele von den Kaufleuten, die nach dem Süden hin handeln, über Matamoros oder einen andern südlichen Hafen nach den Vereinigten Staaten zurück. Die im Herbste hinziehenden Gesellschaften sind daher vergleichungsweise klein und nur zwischen fünfzig und hundert Mann stark. Sie verlassen Santa Fe vier bis fünf Wochen nach ihrer Ankunft, meistens gegen den ersten September. Diese Gesellschaften haben selten mehr als dreißig oder vierzig Wagen, denn ein großer Theil derjenigen, welche die jährlichen Karavanen mitbringen, werden im Lande veräußert.

Einige der Handelsleute, die im Frühling ausziehen, kehren im nächsten Herbste wieder zurück, weil sie dann den Vortheil haben, ihre Waaren schnell und gut abzusetzen: andere sind genöthiget, im Herbste zurückzukehren, um ihren Kredit zu retten, oder vielmehr um ihr Besitzthum in der Heimat zu erhalten, welches sie besonders in frühern Zeiten manchmal verpfändet hatten, um die Bezahlung der Waaren zu sichern, die sie mitnahmen. In solchen Fällen verkaufen sie ihre Waaren oft mit großem Schaden, um der Strafe zu entgehen, die sie sich durch die Verletzung der in der Heimat eingegangenen Verbindlichkeiten zuziehen würden. Anfänger werden auch oft durch eine nicht vorhergesehene Flauheit des Handels entmuthigt, und verkaufen nicht selten im Ganzen um jeden Preis, obgleich häufig mit beträchtlichem Verlust. Aber diejenigen, welche diesen Handel regelmäßig treiben, rechnen darauf, eine Jahreszeit, vielleicht ein ganzes Jahr zu verwenden, um ihre Geschäfte abzuschließen, ihre Waaren zu verkaufen und für Rückfracht zu sorgen.

Die Wagen der rückkehrenden Karavanen sind gewöhnlich nur leicht beladen: ein oder zweitausend Pfund ist die regelmäßige Rückfracht eines Wagens, da die Zugthiere, aus Mangel an besserer Weide in dieser Jahreszeit keine schweren Lasten zu ziehen im Stande sind, und die Annäherung des Winters die Kaufleute nöthiget, schneller zu reisen; so daß die Rückreise oft in ungefähr vierzig Tagen gemacht wird. Der Betrag der Fracht von Santa Fe aus ist verhältnißmäßig gering. Die Rückfracht besteht, wie bereits erwähnt wurde, hauptsächlich in baarem Gelde oder in ungemünztem Gold und Silber. Das Gold ist meistens Staub aus dem Placer oder der Goldmine bei Santa Fe; das Silber stammt alles aus den Bergwerken des Südens, besonders aus jenen von Chihuahua. Dazu kommt eine beträchtliche Anzahl von Maulthieren und Eseln nebst einigen Büffelhäuten, Pelzen und Wolle, welche letztere kaum die Rückfracht für die Wagen bezahlt, die sonst leer gehen müßten. Grobe merikanische Decken, die man sich im Austausch für Waaren verschaffen kann, sind in kleiner Anzahl an unserer Grenze mit Vortheil verkauft worden.

Am 4. April 1838 reisten wir von Santa Fe ab. Unsere kleine Gesellschaft bestand aus dreiundzwanzig Amerikaner mit zwölf merikanischen Dienern. Wir hatten sieben Wagen, einen Dearborn und zwei kleine Feldstücke, so wie eine beträchtliche Anzahl kleiner Waffen bei uns. Die bedeutendsten Eigenthümer führten gegen hundertfünfzigtausend Dollars an Baarschaft und ungemünztem Gold und Silber mit sich, die größtentheils der Ertrag der Handelsunternehmungen des verflossenen Jahres waren.

Wir zogen rasch und fröhlichen Schrittes vorwärts, bis wir Ocate-Creek, einen Nebenfluß des Colorado, ungefähr hundert und fünfzig Meilen von Santa Fe erreichten, wo uns ein plötzlicher Tod Herrn Langham, einen unserer angesehensten Han-

delseigenthümer, entriß. Man wußte, daß die Gesundheit dieses Gentlemans schwächlich sei, war jedoch ohne Besorgniß für sein Leben. Wir waren alle eifrig beschäftigt, die etwas schwerer beladenen Wagen über den schlammigen Strom zu fördern, als er von einem Schlagfluß getroffen wurde und auf der Stelle verschied. Da es uns an den Mitteln fehlte, den Verstorbenen anständig zu begraben, so mußten wir ihn in eine Decke gehüllt der Erde anvertrauen. Es ward daher auf einer Anhöhe am Ufer des nördlichen Flusses ein Grab gegraben und am Morgen des 13., bevor die Sonne aufgegangen war, senkten wir die sterblichen Ueberreste dieses höchst würdigen Mannes und geachteten Freundes in ihre letzte Ruhestätte — ohne einen Grabstein, der die Stelle bezeichnete, oder eine Inschrift, die das Andenken seiner Tugenden bewahrte. Der verstorbene war von St. Louis, hatte aber die letzten eilf Jahre seines Lebens in Santa Fe zugebracht, und während der ganzen Zeit seine Heimat und seine Verwandten nie gesehen.

Als die traurige Feier vorüber war, setzten wir unsere Reise wieder fort. Wir zogen nun mehrere Tage weiter, ohne daß uns ein Abenteuer oder Vorfall von Bedeutung begegnete. Am 19. schlugen wir unser Lager im Thale des Cimarron auf, ungefähr zwölf Meilen unter Willow Bar. Der bloße Anblick dieser öden Gegend, wo die wildesten Indianerstämme hausen, genügte, um unter unserer Gesellschaft Entmuthigung zu verbreiten; da wir jedoch noch keinem Wilden begegnet waren, so fühlten wir uns einigermaßen beruhigt. Unsere Maulthiere und Pferde wurden wie gewöhnlich rings um die Wagen angebunden, und jedermann, die Wachen ausgenommen, wickelte sich in seine Decke, in der Hoffnung auf eine gute Nachtruhe. Mitternacht war vorüber und wir hatten nichts gehört, als die Tritte der Wächter und das eigenthümliche Zähneknirschen der Maulthiere, die das kurze Gras im Thale abweideten. Bald aber fiel der Blick einer

unserer Schildwachen auf einen Gegenstand, der sich verstohlen herabbewegte, und als sie ihre Augen anstrengte, um auszumitteln, was es mit dieser Erscheinung auf sich habe, enthüllte plötzlich ein lauter Indianerschrei das Geheimniß. Diesem folgte rasch eine Salve von Kleingewehrschüssen und der gellende Ton des „Pawnee-Pfiffes," der uns auf der Stelle die Beschaffenheit unserer Besucher verkündete. Wie gewöhnlich, herrschte die größte Verwirrung in unserem Lager: Einige, die aus dem Lande der Träume aufgeschreckt worden, rannten mit ihren Köpfen gegen die Wagen, Andere riefen nach ihren Gewehren und hielten sie in den Händen. Während Verwirrung und Lärm auf den höchsten Punkt gestiegen war, sah man einen mexikanischen Diener sich mit den Rücken an einen Wagen lehnen, sein Gewehr in einem Winkel von fünfundvierzig Graden empor halten, den Hahn unaufhörlich spannen und losdrücken und bei jedem Abschnappen ausrufen: Carajo no sirre! (Verflucht, es taugt nichts).

Das Feuern dauerte immer fort — das Geschrei wurde wilder und häufiger und Alles verkündete das Nahen eines furchtbaren Kampfes. Mittlerweile waren einige Personen beschäftigt, die Maulthiere und Pferde in Sicherheit zu bringen, welche um das Lager herum angebunden waren, und in wenigen Minuten waren alle im Corral eingeschlossen — hundert Stück oder mehr in einer von sieben Wagen gebildeten Hürde. Als der Feind seinen Hauptzweck, unsere Thiere wegzuscheuchen, vereitelt sah, begann er bald den Rückzug, und in wenigen Minuten war nichts mehr von ihm zu hören. Alles, was wir am nächsten Morgen ausfindig machten, war, daß niemand von unserer Gesellschaft eine Verletzung erlitten, und daß wir kein einziges Thier verloren hatten.

Die Pawnees gehören zu den gefährlichsten und treulosesten Feinden der nach Santa Fe handelnden Kaufleute. Sie haben aber auch hinwieder einiges von den Karavanen zu leiden

gehabt. Im Jahr 1832 näherte sich ein einzelner Pawnee-Häuptling einem Zuge von Kaufleuten und wurde eben, als er eine Besprechung mit ihnen anfing, von einem Pueblo-Indianer von Neu-Mexiko niedergeschossen, der sich zufällig bei der Karavane befand. Diese grausame That wurde zwar von den Händlern durchaus und entschieden gemißbilligt, allein die Indianer bürdeten ihnen natürlich die Verantwortlichkeit dafür auf.

Als wir diesmal über den „Prairienozean" zogen, der sich vor uns ausdehnte, liefen wir nicht Gefahr, in der Irre herum zu schweifen, denn es ging jetzt auf der ganzen Länge unseres Weges vom Cimarron bis zum Arkansas eine deutliche Wagenspur.

Diese Spur, welche sich seitdem fortdauernd erhalten hat, wurde im Jahre 1834 angelegt. Bei den beständigen Regengüssen, die während des Karavanenzuges in jenem Jahre fielen, wurde in den erweichten Boden auf dem geradesten Wege durch diese dürre Wildniß eine kenntliche Spur eingeschnitten, die ungefähr zwanzig Meilen oberhalb der „Caches" den Arkansas verläßt. Seitdem haben die Karavanen regelmäßig diese Richtung eingeschlagen, und so ist einer Wiederholung jener Bedrängnisse durch Wassermangel, welche die Reisenden in dieser unwirthlichen Gegend früher so oft ausstanden, vorgebeugt worden.

Wir übersetzten den Arkansas ohne Schwierigkeit und verfolgten unseren Weg an die Gränze von Missouri ziemlich ruhig; indem uns blos zuweilen bei der Nacht das scheußliche Geheul der Wölfe störte, von denen sich ein Rudel zu einer Art „Ehrenwache" aufgeworfen hatte, und uns einige hundert Meilen weit, ja wirklich bis zur Gränze der Ansiedelungen das Geleit gab. Zuerst wurden sie ohne Zweifel durch die Ueberreste der Büffel angelockt, die wir auf den Hochebenen schlachteten, und später durch die ermüdeten Thiere, welche wir zuweilen zurücklassen

mußten, so wie durch die Knochen und Speisenreste, die sie in der Nähe unserer Lagerplätze auflasen. Nicht wenige derselben büßten ihre Keckheit mit dem Leben.

Wären wir nicht glücklicher Weise mit einem hinlänglichen Vorrath von Fleisch und anderen Bedürfnissen versehen gewesen, so hätten wir vielleicht, bevor wir die Ansiedelungen erreichten, Hunger leiden müssen; denn wir sahen nach dem Uebergange über den Arkansas keinen Büffel mehr. Freilich kommen die Büffel, da sie das lange trockene Gras der östlichen Prairien nicht lieben, im Herbste nicht so weit nach Osten, als im Frühling, doch sah ich sie früher in dieser Gegend nie in so geringer Anzahl. Gewöhnlich sind sie in allen Jahreszeiten sehr häufig so weit östlich bis zu der Stelle, wo wir den Arkansas verließen

Als wir die Niederlassungen erreichten, hatte ich Gelegenheit, eine Täuschung zu erfahren, welche Reisende auf den Prairien früher oft bemerkt haben. Gewöhnt, wie wir Monate lang waren, unsere kleinen Maulthiere und die eben so schmächtigen mexikanischen Klepper zu sehen, hatten sich unsere Blicke mit den körperlichen Verhältnissen dieser Thiere so vertraut gemacht, daß uns die gemeinsten Miethgäule in den Gränzbezirken fast wie Ungeheuer erschienen. Ich habe von den neuen Ankömmlingen oft Ausrufungen wie die folgenden gehört: „Wie doch die Missourier ihre Pferdezucht verbessert haben!“ — „Was für ein ungeheurer Wallach!“ — „Saht ihr je ein solches Thier!“ Die Grenzbewohner benützen diese Täuschung oft, um ihre schlechtesten Pferde zu den unmäßigsten Preisen an die bethörten Reisenden abzusetzen.

Am 11. Mai kamen wir nach einer glücklichen Reise von nur acht und dreißig Tagen in Independence an. *) Wir fanden

*) Da ich die Prairien zwischen Independence und Santa Fe sechsmal durchzogen habe, so kann ich nun mit annähernder Genauig-

die Stadt in einem blühenden Zustande, obwohl sie einige Jahre früher von den Mormonen, welche ursprünglich diesen Theil des Landes zum Sitze ihres Neu-Jerusalem auserkoren hatten, beinahe

---

keit ein Verzeichniß der hauptsächlichsten Lagerplätze und ihrer bezüglichen Entfernungen anfertigen, das künftigen Reisenden vielleicht nützlich ist. Die ganze Entfernung ist verschiedentlich auf 750 bis 800 Meilen geschätzt worden, ich glaube aber daß die unten folgenden Angaben der Wahrheit sehr nahe kommen.

	Meilen.	Zusam.
Von Independence bis		
Round Grove	35	—
Narrows	30	65
110-Meilencreek	35	100
Bridge-Creek	8	108
Big John Spring (mit Uebergängen über mehrere Creeks)	40	148
Council Grove	2	150
Diamand Spring	15	165
Lost Spring	15	180
Cottonwood Creek	12	192
Turkey Creek	25	217
Little Arkansas	17	234
Cow Creek	20	254
Arkansas-Fluß	16	270
Walunt Creek (oberhalb des Arkansas)	8	278
Ash Creek	19	297
Pawnee Fork	6	303
Coon Creek	33	336
Caches	36	372
Furt des Arkansas	20	392
Sand Creek (jenseit des Arkansas)	50	442

verwüstet worden wäre. Dadurch verriethen sie gewiß mehr Geschmack und gesunden Menschenverstand, als man gewöhnlich bei ihnen vermuthet: denn die reichen und schönen Anhöhen in der Umgegend von Independence können mit Recht der „Garten" des fernen Westens genannt werden. Der Hauptgrund aber, warum sie das Gränzland vorzogen, war ohne Zweifel ihr Wunsch, in der unmittelbaren Nähe der Indianer zu leben, da die Bekehrung der „verlorenen Stämme Israels" zu ihrem angeblichen Berufe gehörte.

Vor dem Jahre 1833 hatten die Mormonen, welche damals

	Meilen.	Zusam.
Cimarron-Fluß (Tower Spring)	8	450
Middle Spring (oberhalb des Cimarron)	36	486
Willow Bar	26	512
Upper Spring	18	530
Cold Spring (jenseits des Cimarron)	5	535
M'Nees's Creek	25	560
Rabbit-Ear Creek	20	580
Round-Mound	8	588
Rock Creek	8	596
Point of Rocks	19	615
Rio Colorado	20	635
Ocaté	6	641
Santa Clara Spring	21	662
Rio Mora	22	684
Rio Gallinas (Vegas)	20	704
Ojo de Bernal (Spring)	17	721
San Miguel	6	727
Dorf Pecos	23	750
Santa Fe	25	775

in großen Schwärmen dieser begünstigten Gegend zueilten, beträchtliche Ankäufe von Grundstücken und Ländereien sowohl in der Stadt Independence als in der nächsten Umgebung gemacht. Es wurde eine allgemeine Niederlage errichtet, unter dem profanen Namen „des Herrn Vorrathshaus," welche die Gläubigen mit Waaren zu mäßigen Preisen versah, während man von denjenigen, welche einen Ueberfluß an Eigenthum besaßen, erwartete, sie würden ihn zum Besten der Gesammtheit ebendaselbst niederlegen. Den Mormonen ward zuerst freundliche Aufnahme von Seiten der gutmüthigen Einwohner zu Theil, welche sie als einen Haufen harmloser Schwärmer betrachteten, die sich leicht zu guten und redlichen Bürgern umbilden lassen würden. Dieses Vertrauen blieb jedoch nicht lange unerschüttert, denn sie gewahrten bald, daß das Korn in ihren Scheuern wie Schnee vor den Sonnenstrahlen schmolz, und daß ihre Schweine und Rinder durch irgend eine geheimnißvolle Dazwischenkunft plötzlich verschwanden. Die neuen Ankömmlinge hatten sich auch großen Tadel zugezogen wegen ihrer unsittlichen Lebensweise und vorzüglich wegen ihrer Mißachtung der geheiligten Ehegebräuche.

Sie fuhren indessen fort, sich, nicht durch Bekehrung, sondern durch Einwanderung, bis zu einem beunruhigenden Grade auszubreiten und zu vermehren, und je stärker an Zahl sie wurden, desto kecker und entschiedener traten sie auch mit ihren Ansprüchen hervor. In einem kleinen Blatte, das in Independence unter ihrer unmittelbaren Aufsicht erschien, wurde Alles gesagt, was zwischen den „Heiligen" und ihren „weltlichgesinnten" Nachbarn Feindseligkeiten hervorrufen konnte, bis sie endlich durch Straflosigkeit so verwegen wurden, daß sie offen mit ihrem Entschlusse prahlten, die einzigen Eigenthümer des „Landes Zion" zu werden, indem ihr Prophet eine Offenbarung in diesem Sinne erhalten hatte.

Die Einwohner sahen nun ein, daß die Eindringlinge bei dem Verhältniß, in dem ihre Zahl wuchs, bald im Stande sein würden, über eine Stimmenmehrheit in der Grafschaft zu gebieten, und daher die ganze Leitung der öffentlichen Angelegenheit in ihre Hände fallen müßte. Es war also klar, daß im Laufe der Zeit eine der beiden Parteien gezwungen werden würde das Land zu verlassen; denn die alten Ansiedler konnten nicht daran denken, ihre Familien mitten in einem so verdorbenen gesellschaftlichen Zustande zu erziehen, wie ihn die Mormonen einführten. Das Uebel wurde jedoch ziemlich geduldig und ohne irgend einen Versuch zur Wiedervergeltung ertragen, bis die „Heiligen" thatsächlich drohten, ihre Gegner mit offener Gewalt zu vertreiben. Dieses Uebermaß von Unverschämtheit regte auf einmal den schlummernden Muth der ehrlichen Hinterwäldler auf, deren einige zu den ersten Ansiedlern in Missouri gehört und sich in ihren schrecklichen Kämpfen gegen die Wilden mit Gefahren vertraut gemacht hatten. Sie waren daher keineswegs die rechten Leute dazu, um aufzugeben, was sie als ihre Rechte betrachteten. Es wurden Versammlungen gehalten, um Mittel zur Abhülfe aufzufinden, allein der Trotz der Mormonen wurde dadurch nur gesteigert. Zuletzt ward ein Volkshaufen aufgeboten, welcher alsbald die anstößige Druckerei der Erde gleich machte und alle Werkzeuge zerstörte, die ihm in die Hände fielen. „Der Prophet Joseph" war jedoch damals nicht in der Gegend. Er hatte die Gewitterwolken bemerkt, welche sich rasch am Horizonte der Gränze auftthürmten, und war wohl weislich in Ohio geblieben, von wo aus er seine flammenden Befehle erließ.

Dies begab sich im Oktober 1833 und ich kam von Santa Fe nach Independence, als die Aufregung den höchsten Grad erreicht hatte. Die Mormonen hatten sich ungefähr zehn Meilen westlich von der Stadt zusammengezogen, wo ihre festesten

Niederlassungen lagen. Man erwartete stündlich ein feindliches Zusammentreffen, und es fand auch wirklich bald darauf ein Gefecht statt, worin ein angesehener Rechtsgelehrter von Independence ums Leben kam, der bei den Schritten gegen die Mormonen vorzüglich thätig gewesen war. Kurz das ganze Land war in einem Zustand furchtbarer Gährung.

Am frühen Morgen nach dem eben erwähnten Scharmützel erhielt man in Independence Nachricht, daß die Mormonen in Masse auf die Stadt zurückten, mit der Absicht, sie zu plündern und zu verbrennen. Ich hatte oft das Geschrei „Indianer!" gehört, welches die Annäherung feindlicher Wilden verkündete, aber ich erinnere mich nicht, je von so großer Bestürzung Zeuge gewesen zu sein, als bei jenem denkwürdigen Anlasse in Independence herrschte. Fern und nahe ertönte der Lärmruf, und bewaffnete Männer stürzten kampflustig von allen Seiten herbei.

Auf der Stelle wurden Offiziere ohne Rücksicht auf Rang oder Stand erwählt: die Töne der „ermuthigenden Trommel" und der „ohrdurchdringenden Pfeife" erfüllten die Luft und in sehr kurzer Zeit hielt ein kleines Heer von so tapfern und entschlossenen Männern, als je ein Schlachtfeld betraten, seinen Umzug durch die Straßen. Nach einigen Vorübungen rückten sie bis zu einem gewissen Punkte auf der Straße vor, wo sie die Annäherung der Mormonen erwarten wollten. Diese kamen bald zum Vorschein; allein überrascht, einen so furchtbaren Empfang zu finden, versuchten sie es nicht einmal, ein Gewehr abzufeuern, sondern ergaben sich sogleich auf Gnade und Ungnade. Sie wurden auf der Stelle entwaffnet und später unter der Bedingung in Freiheit gesetzt, das Land unverzüglich zu verlassen.

Sehr bald nach diesem Vorfalle, in der Nacht vom 12. November, zeigte sich die vielbesprochene Erscheinung eines Meteor-

regens. Diese außerordentliche Heimsuchung verfehlte nicht ihre Wirkung auf die abergläubigen Gemüther einiger unwissender Menschen hervorzubringen, die in Zweifel geriethen, ob nicht am Ende die Mormonen doch Recht hätten, und ob dies nicht ein vom Himmel kommendes Zeichen der Mißbilligung ihrer gegen diese auserwählte Sekte begangene Ungerechtigkeit wäre. *) Einige Zeit nachher ereignete sich ein furchtbares Unglück, das keineswegs geeignet war, die abergläubigen Besorgnisse der Unwissenden zu heben. Als acht bis zehn Bürger mit der Fähre zurückkehrten, auf welcher die letzten Mormonen in die Grafschaft Clay, den zu ihrer neuen Heimat bestimmten Bezirk, gebracht worden, füllte sich das Boot mit Wasser und sank mitten im Strome unter, wobei drei bis vier Menschen ertranken! Vielleicht war die Gebrechlichkeit des Fahrzeuges daran Schuld, einige Leute aber argwöhnten, die Mormonen hätten, kurz bevor sie es verließen, heimlich Löcher in den Boden desselben gebohrt. Nachdem sich die verfolgten „Jüngstentag-Heiligen" einige Monate in der Grafschaft Clay aufgehalten und den Einwohnern, von welchen sie anfangs freundlich aufgenommen worden, viel Verdruß gemacht hatten, mußten sie ihren Stab abermals weiter setzen. Sie suchten sich nun in der neu gegründeten Grafschaft Caldwell niederzulassen, und legten dort ihre Stadt „Far West" an, wo sie einige Jahre ziem-

*) Wie ich später erfuhr, hat diese Himmelserscheinung auf die abergläubigen Bewohner Nord-Mexikos noch eine größere Wirkung geübt. Ihrer Kirche waren kurz vorher vom Kongresse einige wichtige Vorrechte entzogen worden, und die Leute ließen es sich nicht nehmen, daß der Meteorregen den Fluch bedeute, welchen die Nation durch diese gottlose That sich zugezogen.

lich friedlich lebten. Als sich jedoch die Grafschaft mit Ansiedlern zu füllen begann, entstanden wiederholte Zwistigkeiten, bis sie endlich im Jahre 1838 wieder in offenem Kriege mit ihren Nachbarn waren. Sie scheinen den Gesetzen des Staates Trotz geboten und sich überhaupt so störrisch benommen zu haben, daß Gouverneur Boggs es nöthig fand, eine starke Abtheilung Milizen aufzubieten, um sie zu unterwerfen, was ohne Schwierigkeit und ohne Blutvergießen gelang. Seitdem hegten die Mormonen eine tödliche Feindschaft gegen den Gouverneur; und der Mordversuch, welchen man später in Independence auf ihn machte, soll, wie man allgemein glaubt, von dieser bethörten Sekte angezettelt oder wirklich verübt worden sein.

Noch einmal zur Auswanderung gezwungen, zogen sie nach Illinois, wo sie die berühmte Stadt Nauvoo gründeten. Wie es scheint, ließen ihnen die Bewohner dieses Staates eine noch freundlichere und nachsichtigere Aufnahme angedeihen, als sie anderswo gefunden hatten, da sie allgemein als Opfer einer wegen ihres religiösen Glaubens gegen sie erhobenen Verfolgung galten; allein manche Umstände deuten an, daß die gutmüthige Bevölkerung von Illinois seitdem ihrer ebenso überdrüssig geworden ist als ihre früheren Nachbarn. Es möchte daher wohl der Fall sein, daß schwärmerische Bethörung nicht der einzige Fehler ist, welcher das Betragen dieser Leute in so schiefes Licht stellt, weil sie sonst gewiß irgendwo beständige Freunde gefunden haben würden; wogegen es wohlbekannt ist, daß überall, wo sie sich aufgehalten, allgemeine Abneigung gegen sie herrschte.

Bevor ich dieses Kapitel schließe, will ich noch bemerken, daß sich die Mormonen standhaft geweigert haben, irgend eine ihrer n Missouri erworbenen Besitzungen zu veräußern, und daß sie im Gegentheil den festen Entschluß aussprachen, ihr verlorenes

Eigenthum wieder zu erobern. Ein ansehnliches dazu gehöriges Grundstück, welches auf einer Anhöhe bei Independence liegt und unter dem Namen „Tempeltheil“ bekannt ist, weil der „Tempel Zion“ dort hätte erbaut werden sollen, ist unlängst durch Anbau „entweiht“ und in ein Kornfeld verwandelt worden.

Wanderungen

durch die

Prairien und das nördliche Mexiko.

Von dem Amerikaner

Josias Gregg.

Aus dem Englischen übertragen

von

Gottlob Fink.

Viertes bis sechstes Bändchen. (Schluß.)

Stuttgart,

Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.

1847.

Siebzehntes Kapitel.

Rückkehr zum Prairien-Leben. — Verlassen der gewöhnlichen Straße. — Der Aufbruch. — Ein Selbstmord. — Verhaftung eines Mulatten wegen Schulden. — Das Bankerottgesetz der Cherokees. — Chuly, der Creek-Indianer. — Die Musterung und Einführung. — Eine „Olla Podrida." — Abenteuer eines „Mannes aus dem Osten." — Ankunft von Vereinigten Staaten-Dragonern. — Holmes-Lager und der Weg. — Ein Besuch von einer Schaar Comanches. — Tabba-Quena, ein berühmter Häuptling. — Sein außerordentliches geographisches Talent. — Die Indianer brechen zum „Kapitän Grande" auf. — Wir ziehen durch eine unerforschte Gegend. — Tabba-Quena und sein „Gefolge." — Spring Valley. — Das Büffelfieber. — Die Jagd. — Versuche eines Neulings. — Feuerung in den Prairien.

Eine unbezwingliche Neigung, zum Prairienleben zurückzukehren, bewog mich an einer neuen Unternehmung Theil zu nehmen. Die Blokade der mexikanischen Häfen durch die Franzosen bot im Frühjahre 1839 auch gewaltige Lockungen zu einer solchen Handelsreise dar; denn da Chihuahua seine Zufuhr hauptsächlich aus den Seehäfen bekommt, so war es klar, daß dieser Staat jetzt an großem Waarenmangel leiden mußte. Da wir den Markt vor der Wiedereröffnung der Häfen des Golfes zu erreichen wünschten, so hielten wir es für angemessen, den

gewöhnlichen Weg von Missouri aus mit einem noch nie versuchten von den Ufern des Arkansas aus zu vertauschen, wo das Weidegras beinahe einen Monat früher zum Vorschein kommt. Freilich war ein solcher Versuch, mit schwer beladenen Wagen durch eine unerforschte Gegend zu ziehen, ein großes Wagniß; da mir aber die allgemeine Beschaffenheit der an den Norden gränzenden Ebenen bekannt war, so besorgte ich kaum andere ernstliche Schwierigkeiten außer denjenigen, die etwa durch sandige Gegenden verursacht werden könnten. Ich bin seitdem oft gefragt worden, warum wir nicht, da wir bei unserm Handel hauptsächlich Chihuahua im Auge hatten, geraden Weges die Richtung nach dieser Stadt einschlugen, statt den Umweg über Santa Fe zu nehmen. Ich erwiedere, daß wir eine Reise durch die südlichen Prairien deßhalb fürchteten, weil dieser Landstrich wegen Wassermangel verrufen ist, und daß ich keine große Lust hatte, bei der Ungewißheit, die eben über die Bedingung der Zulassung obwaltete, mich unmittelbar nach einem südlichen Hafen zu wagen.

Nachdem wir die gehörigen Vorkehrungen getroffen und einen auserlesenen Waarenvorrath von ungefähr 25,000 Dollars an Werth in Van Buren am Arkansas eingeschifft hatten, brachen wir am Abend des 21. April auf, machten jedoch in den ersten acht Tagen nur sehr geringe Fortschritte. Kaum waren wir noch zehn bis fünfzehn Meilen von Van Buren entfernt, als sich ein Vorfall ereignete, der mit sehr traurigen Folgen begleitet war. Ein junger Mann Namens Hays, der im Jahre 1838 mehrere Monate lang im Innern von Mexiko und von da nach den Vereinigten Staaten einen Wagen für mich geführt und von diesem Unternehmen gehört hatte, wünschte wieder in nämlicher Eigenschaft angestellt zu werden. Ich war ebenfalls geneigt, ihn in Dienst zu nehmen, da er wohlerfahren war und sich als einen für solche gefährliche Reisen ungemein tauglichen

Burschen erprobt hatte. Aber bald nach unserem Aufbruche und ohne irgend einen scheinbaren Grund sprach er die Absicht aus, von der Reise abzustehen. Ich bemühte mich ernstlich, ihm diesen Vorsatz auszureden, und vermuthete, es sei mir gelungen. Wie groß war also meine Ueberraschung, als ich, nachdem ich einige Stunden lang dem Zuge voraus gewesen war, bei meiner Rückkunft erfuhr, er habe sich heimlich entfernt! Es kamen mir nun einige seiner Sonderbarkeiten in den Sinn, und ich dachte daran, daß mehrere offenbare Anzeichen bei ihm auf leichte Geistesverwirrung gedeutet. Wir waren jedoch nur wenige Meilen von den Niederlassungen der Weißen entfernt, und befanden uns mitten unter den civilisirten Cherokees, wo für ihn wenig oder keine Gefahr zu befürchten war; daher schien kein besonderer Grund vorhanden zu sein, seinetwegen ernstliche Besorgnisse zu hegen. Da man glaubte, er habe seinen Weg nach Van Buren zurückgenommen, so schrieb ich sogleich an unsere dortigen Freunde und ersuchte sie, Nachforschungen nach ihm anzustellen. Man entdeckte jedoch keine Spur von ihm bis zum folgenden Tage, wo man seinen Hut und seinen Rock in der Nähe Van Burens am Ufer des Arkansas fand. Seitdem hörte man nichts mehr von dem unglücklichen Hays! Er war entweder absichtlich oder zufällig ertrunken.

Am 28. April gingen wir über den Arkansas einige Meilen oberhalb der Mündung des Canadian. Kaum waren wir eine kurze Strecke weiter gezogen, als ein Krämer vom Stamme der Cherokees auf uns zukam, der einen Verhaftsbefehl wegen Schulden gegen einen freien Mulatten hatte, welcher bei uns Wagenführer war. Dem armen Burschen blieb keine andere Wahl, als mit dem ungestümen Gläubiger umzukehren, welcher ihn sogleich dem Gericht überlieferte. Wir hörten hernach, daß man ihn verurtheilt hatte, sich den Bankerott-Gesetzen der Cherokesen dieser Gegend zu fügen. Dem zu Folge wird das Opfer

entkleidet an einen Baum gebunden; jeder Gläubiger zählt ihm dann den Betrag seiner Schuld mit einem tüchtigen Ochsenziemer oder einer Wallnußruthe auf den bloßen Rücken auf. Ein Streich für jeden schuldigen Dollar ist das gewöhnliche Maß, nach dem bei diesem „Weißwaschen" verfahren wird, und da die Handhabung der Geißel mit allerlei Bemerkungen begleitet wird, so gewährt dieser Anblick den Zuschauern keine geringe Belustigung, natürlich den Delinquenten ausgenommen. Nachdem das Urtheil vollzogen ist, erklären sich die Gläubiger für vollkommen befriedigt: auch könnte man sie nachher, wie man versichert, nicht bewegen, auch nur einen Cent von der Schuld anzunehmen, selbst wenn es ihnen angeboten würde. Da der arme Mulatte auch unser Schuldner war und fürchten mochte, uns mit der nämlichen Münze bezahlen zu müssen, zeigte er sich nie mehr bei uns.

Am 2. Mai gingen wir über die Nord-Gabel des Canadian etwa eine Meile von seinem Zusammenflusse mit dem Hauptstrom. Ein wenig westwärts davon liegt ein kleines Dorf der Creek-Indianer, mit ein paar von Amerikanern gehaltenen Kaufläden. Ein Indianer, der mit seinem Weibe Streit gehabt, kam zu uns und erbot sich, uns zu begleiten, was er auch zu unserer großen Ueberraschung ausführte. Am folgenden Morgen zeigte sich seine reuige Frau in unserem Lager und weinte und jammerte höchst kläglich um ihren entflohenen Mann, der sich aber weder durch Thränen erweichen, noch durch Bitten besänftigen ließ, sondern bei seinem Entschluß blieb, fremde Länder zu sehen. Er hieß Echu-eleh-hadjo (närrischer Rehfuß), wir nannten ihn aber abgekürzt immer Chuli. Er war arbeitsam und hatte manche gute Eigenschaften, obgleich er zu Ungebührlichkeiten geneigt war, so oft er sich Branntwein verschaffen konnte, was glücklicher Weise erst nach unserer Ankunft in Santa Fe der Fall war. Er ließ sich unterwegs willig zu

Allem gebrauchen, da er aber nicht englisch sprach, war unser Umgang mit ihm ein wenig beschwerlich. Während wir in Santa Fe waren, kam ihn eine andere Laune an; er schloß sich an ein Freicorps, das größtentheils aus Amerikanern bestand und sich unter einem gewissen James Kirker bildete, um gegen die Navajo- und Apache-Indianer zu kämpfen; die Regierung von Chihuahua hatte demselben nämlich alle Kriegsbeute, die es machen würde, als Eigenthum zugesichert. Unter diesen Kriegern fand unser Creek einige seiner rothen Brüder — Schawnees- und Delawares-Indianer, die von den fernen Gränzen von Missouri hergewandert waren. Nachdem dieses schwache Heer wieder aufgelöst ward, kehrte Chuli, wie ich hörte, mit einer kleinen Schaar von Chihuahua auf dem geraden Wege über die Prairien in seine Heimat zurück.

Bis nach dem Uebergang über den Arkansas betrachteten wir uns noch nicht so eigentlich auf der Reise; da unsere Gesellschaft nun keine fernern Veränderungen mehr erlitt, so erlaube ich mir, sie dem Leser vorzuführen. Sie bestand nebst meinem Bruder John Gregg und mir, aus vier und dreißig Personen. Diese Leute waren alle von uns gedungen worden, bis auf drei, von denen zwei aus dem Osten waren — ein Schneider und ein Silberarbeiter — gutmüthige, geschickte Burschen, die sich am Ziele geglaubt hatten, als sie Van Buren errechten, jetzt aber gar nicht abgeneigt schienen ihre Wanderungen noch ein paar tausend Meilen weiter auszudehnen, in der Hoffnung, den Spaniern, wie die Merikaner im Westen gewöhnlich genannt werden, etwas von ihrer überflüssigen Baarschaft abzunehmen. Der andere war ein deutscher Hausirer, der einigermaßen dem Pferde des Holländers glich, und man mochte ihn anpacken, wo man wollte, immer auf dem alten Flecke stehen blieb; denn während der ganzen Reise that er nichts als über den Werth einer Kiste mit Lumpereien reden, die er mit sich führte, und mit welcher er

wie er sich ausdrückte, eine Menge spanischer Thaler zu erwerben gedachte. Die Reise durch die Prairien kostete diesen Leuten gar nichts, da wir sie mit allen Bedürfnissen versahen, weil wir sie als eine Verstärkung unserer Gesellschaft betrachteten.

Es ist selten der Fall, daß in einer so kleinen Gesellschaft ein Gemisch so verschiedener Bestandtheile vorkommt. Hier waren die Vertreter von sieben Hauptvölkern, deren jeder seine Muttersprache redete, was zuweilen ein ganz hübsches Gemengsel mistönender Laute gab. Es war ein Franzose darunter, dessen Zungengeläufigkeit und wunderliche Gebärden in sonderbarem Gegensatze standen zu der Kälte zweier phlegmatischen Wanderer aus Deutschland; während die stille Schwärmerei zweier verbannter Polen, der unempfindliche Blick zweier Söhne der Wildniß, des bereits erwähnten Creek-Indianers und eines Chickasaw, und das lebhafte Geberdenspiel mehrerer geschwätziger Mexikaner nicht wenig beitrugen, die Wirkung des Gemäldes zu erhöhen. Die Amerikaner waren meistens Hinterwäldler, welche bei weitem besser die Büchse als die Peitsche handhaben konnten, die aber dennoch den Dienst von Fuhrleuten verrichteten.

Wir hatten vierzehn Packwagen, die eine Hälfte mit Maulthieren, die andere mit Ochsen bespannt (acht Thiere an jeder Deichsel) und überdies ein leichtes Fuhrwerk und einen Jerseywagen. Auch führten wir zwei Drehbassen, die auf einem Paar Räder fortgeschafft wurden; eine derselben war jedoch auf einem beweglichen Rollbret befestigt, so daß sie beim Anhalten auf die andere Seite der Wagen gebracht werden konnte. Eines dieser Geschütze war ein auf besondere Bestellung verfertigtes langes metallenes Rohr mit einem Kaliber von nicht mehr als $1\frac{1}{4}$ Zoll, doch stark genug um eine bleierne Kugel mit überraschender Genauigkeit eine Meile weit zu schießen. Das andere war von Eisen und etwas größer. Ueberdies war unsere Gesellschaft mit Kleingewehr gut ausgerüstet. Die Amerikaner hatten meistens

ihre Büchsen und dazu noch eine Muskete, die sie auf ihren Wagen führten, immer mit Kugeln und Rehposten geladen. Mein Bruder und ich waren ferner jeder mit einer colt'schen Doppelbüchse und einem Paar Pistolen derselben Art versehen, so daß im Nothfalle jeder von uns sechs und dreißig Schüsse in Bereitschaft hatte, was schon eine Vertheidigungskraft ausmachte, der auf den Prairien selten etwas gleich kommt.

Vor unserer Abreise hatten wir vom Kriegsministerium das Versprechen erhalten, daß uns eine Abtheilung Vereinigte-Staaten-Dragoner bis an die Gränze des mexikanischen Gebietes geleiten sollte; als wir aber zu diesem Zwecke an General Arbuckle im Fort Gibson einen Eilboten schickten, erhielten wir zur Antwort, daß es wegen vor kurzem unter den Cherokees ausgebrochenen Unruhen zweifelhaft wäre, ob man die Mannschaft zur Zeit werde entbehren können. Dies war keine sehr angenehme Nachricht, da die Bedeckung bei der Aufsuchung eines Weges durch die unerforschte Wildniß, welche wir durchziehen mußten, sehr nützliche Dienste hätte leisten können. Es war jedoch zu spät, um umzukehren, und so beschlossen wir, unsere Reise auf jede Gefahr fortzusetzen.

Wir waren über die entlegensten Ansiedelungen der Creeks und Seminolen hinaus, und hatten an einem heitern erfrischenden Abend unser Lager am Rande einer anmuthigen Prairie aufgeschlagen, als einige junge Leute durch die Aussicht auf Wild gelockt, ihre Flinten über die Schultern warfen und ihren Weg in den dichten Wald nahmen, der an unseren Lagerplatz gränzte. Unter ihnen befand sich einer der schon erwähnten Burschen aus dem Osten, der viel vertrauter mit dem Innern einer Stadt als einer Wildniß war. Als die Schatten des Abends sich zu verlängern anfingen und alle Jäger außer ihm zurückgekehrt waren, wurden mehrere Gewehre und selbst unsere kleinen Feldstücke abgefeuert, jedoch ohne Erfolg. Die Nacht verstrich und der

Morgen dämmerte über dem Lager, aber er kam noch immer nicht zum Vorschein. Das Feuern wurde nun wiederholt, und bald nachher sahen wir ihn sehr verdrießlich und niedergeschlagen heran kommen. Auf seinen Lippen schwebte eine Geschichte von gefährlichen Abenteuern und wundersamen Rettungen, die den Spott, womit er zuerst von allen Seiten bestürmt wurde, einigermaßen besänftigte. Wie es schien, hatte er am vorigen Abend unser Feuern gehört, aber geglaubt, es komme aus einer entgegengesetzten Richtung — eine Täuschung die bei Leuten, die sich verirrt haben, sehr gewöhnlich ist. In dieser irrigen Meinung und von Furcht vor Indianern getrieben (denn er glaubte, das Feuern rühre von einer Schaar dieser Wilden her) setzte er seine Wanderungen durch die unwegsame Gegend bis zum Einbruch der Dunkelheit fort, als er, was seine Lage noch gefährlicher machte, von einem „Panther" angefallen wurde. Es gelang ihm jedoch, das Thier mit dem Kolben seines Gewehres in die Flucht zu schlagen, und er suchte dann auf dem Gipfel eines Baumes Zuflucht, wo er, um eine ähnliche Begegnung zu vermeiden, den Rest der Nacht zubrachte. Der eigenthümliche Geruch, welcher dem zersplitterten Gewehre noch anhaftete, erweckte jedoch starken Verdacht, daß der „fürchterliche Panther" in naher Verwandtschaft gestanden sei mit einem — Iltiß.

Wir hatten eben den äußersten Saum des weit berühmten Waldes Cross-Timbers erreicht, als wir durch die Ankunft von vierzig Dragonern unter der Anführung des Lieutenants Bowman erfreut wurden, die Befehl hatten, uns bis an die muthmaßliche Gränze der Vereinigten Staaten zu begleiten. Am nämlichen Abend hatten wir das Vergnügen, an einem wild romantischen Orte, Camp Holmes genannt, unter 35° 5′ der Breite und nur eine Meile nördlich vom Canadian, zusammen unser Lager aufzuschlagen. Nahe dabei war eine schöne Quelle, wo im Jahre 1838 Hauptmann Mason mit einer Truppenabthei-

lung der Vereinigten Staaten auf eine Rotte Comanche- und Mitchita-Indianer stieß, mit denen er sich freundschaftlich besprach und noch freundschaftlicher eine Friedenspfeife rauchte. Nicht lange nachher ließ Oberst Chouteau in der nämlichen Gegend ein kleines Fort anlegen, wo in der Folge ein bedeutender Handel mit den Comanches und andern Stämmen aus den südwestlichen Prairien getrieben wurde. Dieser Ort war jedoch seit dem letzten Winter verlassen worden.

Vom Arkansas bis nach Chouteau's Fort, führte unser Weg ununterbrochen durch grasreiche Ebenen und fruchtbare Lichtungen, hie und da von Waldstreifen und unzähligen Bächen durchschnitten, von denen die meisten außer der Regenzeit trocken sind. Bis Holmes-Lager hatten wir eine ordentliche Fahrstraße, welche durch den oben erwähnten Friedensvertrag mit den Indianern eröffnet und später von den Händlern unterhalten worden war. Doch ward uns diese Strecke Weges wegen der schlammigen Hohlwege, unwegsamen Pässe und steilen Abhänge, beschwerlicher als unsere ganze übrige Reise.

Wir waren nicht lange im Fort, als uns eine Abtheilung Comanches besuchte, die von unserer Ankunft gehört hatten und uns zu bewillkommen kamen, in der Meinung, es sei ihr Freund Chouteau, der mit frischen Waaren nach dem Fort zurückgekommen sei. Sie waren sehr traurig, als wir ihnen sagten, daß ihr Liebling letzten Winter im Fort Gibson gestorben sei. Als wir ihre Hütten besuchten und nach ihrem Capitan*) fragten, führte man uns zu einem wohlbeleibten schielenden alten Burschen, dessen Aeußeres keineswegs weder auf Rang noch Würde deutete. Dieses war Tabba-Quena (oder der große Adler), ein

*) Die meisten der Prairien-Indianer scheinen dieses spanische Wort gelernt zu haben, mit dem sie alle ihre Oberhäupter bezeichnen, wenn sie mit Weißen sprechen.

Name, der allen mit den Comanches Handelnden bekannt ist. Wir hatten oft gehört, daß er geläufig spanisch rede, und bereiteten uns also auf eine freundschaftliche Unterhaltung vor; als wir ihn aber in dieser Sprache anredeten und fragten, ob er spanisch verstehe, erwiederte er blos „Poquito," wobei er den Zeigfinger ans Ohr legte, um zu bedeuten, daß er nur ein wenig verstehe — welches sehr wahr sein mußte, da unsere Unterhaltung nur durch Zeichen geführt werden konnte. Wir waren nun im Begriff, eine unbekannte Gegend zu betreten — unser Weg ging von nun an durch jene unerforschte Wildniß, von der ich so oft gesprochen habe, und wir hatten beinahe fünfhundert Meilen keinen Führer und keine Spur, die uns leiten konnte. Wir waren gänzlich auf unsere eigene Kenntniß von der geographischen Lage des Landes, wohin unsere Reise ging, und auf die Andeutungen beschränkt, die ein Kompaß und ein Sextant uns gaben. Dies war im eigentlichen Sinne eine Vorläufer-Reise und zwar eine solche, wie sie vielleicht nie vorher unternommen worden — in der Absicht schwer beladene Wagen durch ein Land zu führen, das gesittete Menschen noch fast gar nicht betreten hatten, und von dem wenigstens wir nichts wußten. Wir waren daher sehr begierig, so viele Nachrichten darüber einzuziehen, als unsere Gäste uns zu geben im Stande waren; allein Tabba-Ouena, der vom Fahrwesen durchaus keine Kenntniß hatte, konnte uns nur durch Geberden, wozu etwas gebrochenes spanisch kam, zu verstehen geben, daß der Weg den Canadian hinauf nach seiner Reiseart keine Schwierigkeiten darbiete. Er schien jedoch mit der ganzen mexikanischen Gränze von Santa Fe bis Chihuahua und sogar bis zum Golf eben so gut bekannt zu sein, wie mit allen Prairien. Während der Besprechung war es, als ob er zuweilen die andern Häuptlinge, die sich um ihn drängten, um ihre Meinung fragte. Endlich reichten wir ihm einen Bogen Papier und einen Bleistift und deuteten ihm

zugleich unsern Wunsch an, er möchte eine Karte zu den Prairien zeichnen. Dies brachte er sehr bald zu Stande, und obwohl die Zeichnung etwas roh war, so hatte sie doch zu unserm großen Erstaunen große Aehnlichkeit mit einer Landkarte und gab weit genauere Umrisse der Hauptflüsse in den Ebenen, der Straße von Missouri nach Santa Fe und der verschiedenen mexikanischen Niederlassungen, als man auf mancher gestochenen Karte jener Gegenden findet.

Tabba-Quenas Gesellschaft bestand aus ungefähr sechzig Personen, mehre Weiber und Kinder eingeschlossen, wozu noch einige Häuptlinge und Krieger der Kiawa-Indianer kommen, die zwar einem ganz verschiedenen Stamme angehören, aber häufig unter den Comanches sich ansiedeln. Als wir uns anschickten, das Lager abzubrechen, brachen sie alle nach Fort Gibson auf, in der Absicht, wie sie uns mittheilten, dem „Capitän Grande" einen Besuch abzustatten — ein spanisches Wort, dessen sich viele Prairienstämme bedienen, um damit ihren verwirrten Begriffen von Rang und Macht gemäß nicht allein den Präsidenten der Vereinigten Staaten selber, sondern auch den Sitz der Bundesregierung zu bezeichnen. Beide verwechseln sie dann auch gern mit Fort Gibson und dem dort befehligenden Offizier.

Am 18. Mai verließen wir Chouteaus Fort. Von da an zogen unsere Wagen in zwei Reihen und wurden, so oft wir Lager schlugen, so aufgestellt, daß sie eine Befestigung und zugleich einen Corral für die Thiere bildeten, welches Verfahren von dem bei großen Karavanen beobachteten verschieden ist. Die beiden vordern Wagen werden neben einander aufgestellt, mit ihrem hintern Ende ein wenig auswärts. Ungefähr die Hälfte der übrigen ordnet man auf die gleiche Weise, doch bleibt das Vorderrad eines jeden von dem Hinterrade des nächsten vorstehenden Wagens ein wenig entfernt. Die andern werden eben so aufgefahren, aber hinten nach der innern Seite gekehrt, so daß

sie sich am Ende der Hürde beinahe schließen und blos eine Oeffnung lassen, durch die das Vieh eingetrieben wird. So erhält der Corral eine eirunde Gestalt. Wenn sich die Fuhrleute einige Uebung erworben haben, wird das ganze Manöver in sehr kurzer Zeit zu Stande gebracht.

Am folgenden Tag kam uns Tabba-Quena mit einem andern Comanche-Häuptling, etwa sechs Kriegern und eben so vielen Squaws, sammt Tab's Weib und seinem kleinen Sohne nach. Während wir Nachmittags dahinschlenderten, unterhielt ich mich lange mit dem schielenden Häuptling in unserer halb stummen Sprache. Er gab mir so gut als möglich zu verstehen, daß seine Freunde*) ihre Reise fortgesetzt hätten, um den Capitän Grande zu besuchen, er aber umgekehrt wäre, um bessere Pferde zu holen. Er prahlte außerordentlich mit seiner Freundschaft für die Amerikaner, und versprach uns, seinen Einfluß geltend zu machen, damit uns die störrischen und unruhigen Geister seines Stammes nicht belästigten. Doch hatte er einige Furcht, daß die Pawnees und Osages bei der Nacht, wenn wir schliefen, unser Vieh stehlen würden. Als ich ihm aber sagte, daß wir eine zuverlässige Nachtwache hätten, erwiederte er, „Esta bueno" (das ist gut), und erklärte, daß unsere Sicherheit nun nicht so sehr gefährdet sei.

Die freundlichen Indianer lagerten diese Nacht mit uns, und am folgenden Morgen sagte uns der alte Häuptling, daß seine Gesellschaft einige „mulas para swap;" (Maulthiere zum Verkaufen) hätten — das Wort swap, welches er so geschickt seinem geringen Vorrathe von spanischen Wörtern anreihte,

---

*) Einige davon (namentlich Kiawas, wie ich später erfuhr) erreichten das Fort Gibson und erhielten von der Regierung bedeutende Geschenke als Erkenntlichkeit für ihren Besuch.

mußte er von irgend einem amerikanischen Händler gelernt haben. Etwa fünf Stücke kauften wir sogleich sehr zu unserem Vortheile ein, da unsere Gespanne nicht mehr in bestem Zustand waren. Der alte Tabba und seine Gefährten verließen uns nun, um sich ihrem Stamme anzuschließen, der, wie er sagte, am falschen Quachitta Fluß seinen Sitz hatte, und wir sahen sie nie mehr.

Als wir das Fort verlassen, hielten wir uns meistens auf der Höhe zwischen dem Canadian und dem North-Fork (Nord-Gabel) und setzten abwechselnd über die diesen beiden Flüssen zuströmenden Bäche. Als wir auf diese Weise etwa achtzig Meilen zurückgelegt hatten, kamen wir in das schönste Prairienthal, das ich je gesehen, und welches wir in unserer Begeisterung „Springvalley" (Quellenthal) nannten, der zahlreichen Quellen und rieselnden Bächlein wegen, die nach allen Richtungen liefen; in deren klarem Wasser Schwärme von Barschen und Forellen sorglos spielten. Ein großer Theil der durchzogenen Gegend hatte diesen Charakter — doch so schön war sie nirgends. Ich muß indessen bemerken, daß westlich davon nur die unmittelbar an die Ströme gränzenden Thäler bebaut werden können, weil die Hochebenen zu trocken und sandig sind. Hier aber war der Boden dunkel und weich, und der üppige Pflanzenwuchs, der ihn bedeckte, zeugte von seiner Fruchtbarkeit. Das Quellenthal neigte sich sanft gegen die Nord-Gabel, welche etwa fünf Meilen von unserer Straße ab lag. Irgendwo am Saume dieses entzückenden Thales errichtete im Jahre 1822 ein unglücklicher Händler, Namens Mac-Knight, ein kleines Fort; er wurde aber bald von den treulosen Comanches verrathen und ermordet. Die Landschaft ist mit Waldstreifen reizend durchzogen und war von kleinen Büffelheerden in malerischen Gruppen belebt, die dem wirklich bewunderungswürdigen Bilde Leben und Mannigfaltigkeit verliehen.

Vor drei Tagen waren wir diesem „Prairien-Vieh“ zuerst begegnet. Ich habe die Hinterwäldler oft von „Bock-Fieber“ sprechen gehört, ziehe aber, was Neuheit und Unterhaltung betrifft, das „Büffel-Fieber“ der Prairien vor. Wenige von unserer Gesellschaft hatten je einen Büffel in wildem Zustande gesehen; daher erweckte der erste Anblick dieser edlen Thiere die lebhafteste Aufregung, von der ich je Zeuge gewesen war. Einige unserer Dragoner hatten in ihrer unbändigen Jagdlust eine kleine Heerde verscheucht, die in geringer Entfernung ruhig weidete, bevor unsere „Schleichjäger,“ die den Büffeln entgegengekrochen waren, sich auf Schußweite genähert hatten. Sobald die Bewegungen unserer Reiter bemerkt wurden, wimmelte die ganze Gegend, so weit das Auge reichen konnte, von lebendigen Wesen, die sich auf ihrer Flucht nach allen Richtungen zerstreuten. Aus den angränzenden Thälern sprangen zahlreiche Heerden auf, die wir vorher nicht bemerkt hatten, von denen viele auf ihrer unbedachtsamen Flucht unsern Wagen so nahe kamen, daß die Fuhrleute, von der plötzlichen Jagdlust angesteckt, ihre Gespanne verließen, um auf die Büffel zu feuern. Bei dieser Gelegenheit war ich Zeuge von den Heldenthaten eines unserer Neulinge aus dem Norden, der auf einem trägen Maulthiere saß, und ohne irgend eine Waffe sich das Vergnügen machte, jedem fliehenden Büffel nachzujagen, als hoffte er ihn am Schwanze zu fangen. Aus allen Kräften mit Sporen und Peitsche arbeitend, galoppirte er einer Schaar nach, bis sie ihn weit hinter sich ließ; dann machte er es eben so mit einer zweiten und dritten, und zwar immer mit dem gleichen Ernste, bis er sie alle aus dem Gesichte verloren hatte. Endlich kam er mit gesenktem Kopfe entmuthigt und betrübt zurück, als wäre er sich bewußt, etwas sehr Lächerliches gethan zu haben; doch streichelte er sein träges Thier, das wie er sagte, den Büffel wohl hätte fangen können, wenn es gewollt.

Als sich am folgenden Tag die Büffel noch zahlreicher zeigten, wurde die Jagd mit größerem Eifer erneuert. Mitten in dem allgemeinen Wirrwarr sah man in der Ferne drei Männer die zu Fuß einer Heerde Büffel um der andern nachjagten bis sie zuletzt völlig verschwanden. Es waren zwei unserer Köche, der eine mit einer Pistole, der andere mit einer Muskete bewaffnet, und von Chuly (dem Creek-Indianer) begleitet, der glücklicher Weise eine Flinte hatte. Wir reisten mehrere Meilen weiter, ohne etwas von ihnen zu sehen oder zu hören. Endlich, als wir sie schon fast für verloren aufgegeben hatten, schlich sich Frank, der französische Koch, heran, und sein klägliches Aussehen verkündete, daß er eine traurige Geschichte zu erzählen hatte. Ob gleich er den ganzen Tag gejagt und geschossen, so hatte er doch, wie er sich ausdrückte „keinen getödtet" bis er zufällig über ein verwundetes Büffelkalb strauchelte; welches er kühn angriff — das Glück war ihm aber nicht günstig und das Thier setzte sich zur Wehr. „Die verdammte Bestie riß mich zu Boden und zerkratzte mich!" erzählte der aufgebrachte Franzose; „dafür habe ich es aber auch getödtet." Chuly und der andere Koch kamen bald darauf eben so niedergeschlagen an; denn, von der unglücklichen Jagd abgesehen, hatte sich der letztere noch verirrt. Der Indianer hatte vielleicht mit seiner Büchse Büffel erlegt, er war aber nicht in der Laune, in seiner Zeichensprache mittheilsam zu sein, und so hörte man nie etwas von seinen Abenteuern. Eines war gewiß, nämlich, daß sie vom „Büffel-Fieber" geheilt waren.

In der Nacht nach der ersten Büffeljagd schlugen wir unser Lager in einer holzlosen Schlucht auf, wo wir genöthigt waren, mit trockenem Büffelmist zu feuern. Es ist lustig, die Geschäftigkeit zu sehen, mit der dieser Unrath gesammelt wird. Bei trockenem Wetter ersetzt er das Holz vollkommen und gibt noch

ein heißeres Feuer, vom Regen benetzt raucht aber der modernde Haufen oft stundenlang, ehe er brennt, wenn es überhaupt geschieht. Das Büffelfleisch, welches der Jäger über diesem Feuer bratet oder röstet, hält er für schmackhafter, als die Fleischschnitten, welches der feinste Koch in einem civilisirten Lande bereitet.

Achtzehntes Kapitel.

Wir kommen von unserer Richtung ab. — Die Büffelmücke. — Ein Kiawa und sein Weib. — Indianische Entführungsgeschichte. Außerordentliches Vertrauen zu den Weißen. — Ein Brand. — Espy's Regenschauer. — Gypsgegend. — Unsere Breite. — Ein lilliputanischer Wald. — Eine Schaar Comanches. — Besuch in einer „Hundestadt." — Indianische Bogenschützenkunst. — Ankunft von Comanche-Kriegern. — Eine freundschaftliche Besprechung und deren Ergebnisse. — Rede des Capitan Mayor. — Plan, Comanche-Häuptlinge nach Washington zu bringen. — Rückkehr Lieutenant Bobman's und Fortsetzung unserer Reise. — Traurige Betrachtungen. — Wieder ein Indianer-Besuch. — Merikanische Gefangene. — Freiwillige Gefangenschaft. — Ein lebhafter merikanischer Bursche. — Kauf eines Gefangenen. — Handelsverkehr und Etikette der Comanches. — Die Indianer sind jenen am wenigsten gefährlich, die mit ihnen handeln.

Da es sich nun ergab, daß wir durch die nördliche Krümmung des Canadian genöthigt worden waren, eine wenigstens um zwei Kompaßstriche nördlichere Richtung einzuschlagen, als wir ursprünglich beabsichtigt hatten, bemühten wir uns, auf der Südseite durch ein Gehölz zu dringen, was uns nach großer Anstrengung auch gelang. Hier fanden wir eine Menge klarer Flüßchen auf hübschem Kiesgrund, deren fruchtbare Ufer mit stattlichen Eichen, schwarzen Wallnußbäumen, Maulbeerbäumen, und andern ähnlichen Gewächsen bedeckt waren, und uns vortreffliches Holz zur Ausbesserung unserer Wagen gaben, welches auf dem Wege von Missuri, von Council-Grove an, ganz fehlt.

Westlich von Spring Valley wurden die Büffel seltener, doch war auch hier kein Mangel an Wild; denn jeder Versteck und jede Lichtung wimmelte von Rehen, wilden Truthühnern, Reb- und Haselhühnern. Wir hatten auch Gelegenheit, mit einer andern Art Prairienbewohner Bekanntschaft zu machen, deren Besuche indessen keine angenehmen Eindrücke zurücklassen. Ich meine ein kleines schwarzes Insekt, das die Prairienreisenden Büffelmücke nennen. Sie beschädigt nicht nur Gesicht und Hände, sondern sucht sich auch da einzudringen, wo man sich am sorgfältigsten gegen sie zu verwahren sucht. Hier setzt sie sich fest und schwelgt, bis sie gänzlich gesättiget ist. Ihr Stich ist so giftig, daß Gesicht, Nacken und Hände oder irgend ein anderer Theil, wo sie gestochen, das Ansehen einer eiternden Blatter erhält. Sie ist in der That ein viel lästigeres Insekt, als die Mosquito-Fliege, und auch weit häufiger in den Prairien.

Wir verfolgten unseren Weg zwischen dem Canadian und dem Waldstreifen ohne viel Beschwerden. Als wir in einem nahen Thale Mittagrast hielten, näherte sich zu unserem Erstaunen ein Indianer, ohne einen andern Schutz als seine Frau. So viel wir aus ihren Zeichen errathen konnten, waren sie die Opfer eines Liebesabenteuers. Der Bursche, ein Kiawa-Indianer, hatte nach seiner eigenen Aussage die Frau eines Andern gestohlen, und sich in die Wildniß geflüchtet, in der Absicht, ein einsames Leben zu führen und der Rache seines erbitterten Vorgängers zu entgehen. Dem zu Folge hat es den Anschein, daß sich solche galante Abenteuer nicht blos auf die gebildete Welt beschränken. So glaubwürdig uns auch die Geschichte des Indianers vorkam, argwöhnten wir doch, daß seine Stammgenossen nicht ferne sein möchten, und daß er mit seiner „bessern Hälfte“ nur herangeschlichen war, um ihre Geschicklichkeit im Stehlen auf unsere Kosten zu erproben; als sie sich aber entdeckt sahen,

es für das Rathsamste hielten, sich uns furchtlos zu nähern. Dieser seltsame Besuch ist wieder ein Beweis des Vertrauens, welches die Gesittung sogar den rohesten Wilden einflößt. Sie blieben ganz sorglos bis zum folgenden Morgen bei uns.

Kurz nach der Ankunft unserer Gäste wurden wir durch einen plötzlichen Prairienbrand fürchterlich erschreckt. In dem Thale, wo wir lagerten, war das alte Gras nicht abgebrannt worden, und als einer unserer Köche in der Unwissenheit mitten darin ein Feuer anzündete, verbreitete sich die Flamme mit wunderbarer Geschwindigkeit, von einem frischen Winde gejagt durch das ganze Thal, trotz aller unserer Anstrengungen, dieselbe aufzuhalten. Zum Glücke war der Brand leewärts von unseren Wagen ausgebrochen, und fügte uns keinen Schaden zu; der Vorfall zeigte aber, wie gefährlich es sei, mitten auf dürrem Grase ein Lager aufzuschlagen, und welche Vortheile eine solche Gegend feindseligen Wilden darbieten würde.

Als das Feuer ein paar Stunden mit großer Heftigkeit gewüthet hatte, verdunkelte plötzlich eine Wolke den Himmel, worauf sogleich ein erfrischender Regen folgte: eine Erscheinung, die man oft nach einem ausgedehnten Prairienbrande sieht, und die Professor Espy's berühmte Theorie von künstlichen Regenschauern praktisch erklärt.

Wir setzten unsere Reise ungestört fort, außer daß wir noch immer durch die nördliche Krümmung des Canadian genöthigt waren, von unserer vorgesetzten Richtung abzuweichen. Am 30. Mai gelang es uns endlich, die Ecke des Great North Bend (der großen nördlichen Krümmung) zu umgehen. Nachdem wir die zwischenliegende Anhöhe wieder erstiegen hatten, die ganz von Holz entblößt war, wurden wir durch den Anblick einer weit ausgedehnten Prairie erfreut. Diesen und den folgenden Tag führte unser Weg durch eine Gegend, die reich an Gyps war, von der feinsten bis zur gewöhnlichsten Art. In der Nacht auf

den 31. lagerten wir an einem Nebenflüßchen der Nord-Gabel, welches wir Gypsbach nannten, weil es von großen Gypslagern umgeben war.

Da die Richtung unseres Weges zum Theil durch die Berechnung unserer Breite bestimmt wurde, und die Sonne jetzt im Mittage zu hoch stand, um den Gebrauch des künstlichen Horizontes zu erlauben, so mußten wir die Breitegrade mit Hülfe von Beobachtungen der Mittagshöhe des Mondes, der Planeten oder der Fixsterne ausmitteln. Am Gypsbach, dem äußersten nördlichen Punkt, den wir erreicht hatten, betrug unsere Breite 36° 10′. Da wir nun etwa dreißig Meilen nördlich von dem Parallel-Kreise von Santa Fe waren, mußten wir uns einige Grade südwestlich wenden, um wieder in die gerade Richtung zu kommen.

Wir lagerten uns in der folgenden Nacht in einer mit Sandhügeln bedeckten Gegend, wo kein Tropfen Wasser zu finden war: vor uns öffnete sich eine unermeßliche Sandwüste, die indessen noch einige Abwechslung darbot, indem sie an vielen Stellen zwar von allem Pflanzenwuchse entblößt, doch an andern mit einer außerordentlich kleinen Eichenart und wunderlichen Pflaumengesträuchen von eben so zwergartigem Wuchse völlig überdeckt war. Diese sonderbaren Gewächse, die in einiger Entfernung von dem Prairiengras gar nicht zu unterscheiden waren, hingen voll Eicheln und Pflaumen, die im Zustande der Reife von beträchtlicher Größe sind, obgleich die Stämmchen beider Pflanzen selten dicker als Haferstengel und häufig kaum einen Fuß hoch waren. Wir trafen die nämlichen Gewächse auch an vielen andern Stellen der Prairien an.

Aber noch immer war das unentbehrlichste Bedürfniß, Wasser, nicht zu finden, und unserer Gesellschaft begannen sich ernstliche Besorgnisse zu bemächtigen. Als wir zuletzt den Canadian und die Nord-Gabel gesehen hatten, schienen sich beide in ihrem

Laufe beinahe in rechten Winkeln zu trennen; daher war es unmöglich, zu bestimmen, wie weit wir von ihnen entfernt waren. Endlich entdeckte mein Bruder und ich, nachdem wir am Morgen ohne Erfolg die Ebenen durchstrichen hatten, einen tiefen Hohlweg, der in der Richtung des Canadian lief, wo wir einen hübschen Wasservorrath fanden und unsere Wagen Vormittags noch einmal Halt machten, was alle Unruhe beschwichtigte.

Obgleich wir, seitdem wir Spring Valley verlassen, nur sehr wenige Büffel angetroffen, so kamen sie doch jetzt wieder, wenn auch nicht in sehr großen Heerden, zum Vorschein, sowie auch Rothwild und die schnelle Antilope, die mir in dieser wilden Gegend der Prairien viel zahmer vorkam, als ich sie anderswo gesehen. Der anmuthige und majestätische Mustang flog auch zuweilen über die nackte Ebene oder kam in die Nähe unserer kleinen Karavane gesprungen, wie es ihm eben die Laune eingab. Unsere Aufmerksamkeit zogen aber am meisten die kleinen Hundeniederlassungen an, oder wie man sie kunstmäßiger nennt, „Hunde-Städte," deren die Reisenden auf dem Prairien so oft erwähnen. Als wir durch ihre Straßen zogen, zeigten sich die kleinen Bewohner schaarenweise unter den zahlreichen Hügelchen, die ihre Wohnungen bezeichneten, wo sie munter umher hüpften oder vor den Eingängen saßen und zu unserer großen Belustigung trotzig kläfften, ohne auf die Gefahr zu achten, die ihnen oft von den Gewehren unserer Gesellschaft drohte, denn sie hatten vielleicht noch nie solche tödtliche Waffen gesehen.

Am 5. Juni kamen wir abermals in eine wellenförmige Prairie, ungefähr in der Gegend, die wir für die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko hielten *), worauf

*) Spätern Beobachtungen zu Folge scheint dieser Punkt einige Meilen westlich vom 100° der Länge gelegen zu sein.

Lieutenant Bobman seinen Verhaltungsbefehlen gemäß ernstlich von Rückkehr zu sprechen begann. Als die Wagen Mittags Halt machten, ging ein kleiner Theil von uns sammt einigen Dragonern etliche Meilen voraus, um den Weg in Augenschein zu nehmen. Wir hatten gerade den Gipfel einer Anhöhe erstiegen, um einen Ueberblick der jenseits liegenden Gegend zu gewinnen, als wir eine Büffelheerde und zwei bis drei Reiter gewahrten, welche sie hitzig verfolgten. „Merikanische Ciboleros!" riefen wir alle zugleich, da wir nun auf dem Gebiete der Büffeljäger aus Neu-Meriko zu sein glaubten. Wir spornten unsere Rosse und sprengten ihnen im vollen Laufe entgegen. Wie wir hätten erwarten können, scheuchte sie unsere plötzliche Annäherung hinweg, und wir verloren sie bald ganz aus dem Gesicht. Als wir die Stelle erreichten, wo wir sie zuletzt gesehen, fanden wir ein Pferd und zwei Maulthiere, alle gesattelt und an den Körper eines erlegten und zum Theil schon abgehäuteten Büffels gebunden. Wir durchsuchten sorgfältig einige Büsche von niedrigem Strauchholz und die angrenzende Schlucht, waren aber nicht im Stande, weitere Spuren der Flüchtlinge zu entdecken. Die indianische Anschirrung der Thiere überzeugte uns jedoch, daß sie nicht Merikaner waren.

Wir schickten uns gerade an, die Verfolgung aufzugeben, als wir auf einer Anhöhe, ungefähr eine Meile von uns entfernt, einen einzelnen Indianer zu Pferde erspähten. Mein Bruder und ich ritten ihm entgegen: als er uns jedoch herankommen sah, verrieth er Furcht, und daher näherte sich ihm mein Bruder allein. Sobald er nahe genug war, rief er: „Amigo!" worauf der Indianer erwiederte: „Comany!" sich dabei auf die Brust schlug und mit einer anmuthigen Wendung in vollem Laufe auf uns zusprengte und uns zum Zeichen der Freundschaft die Hand reichte. Aber nichts konnte ihn bewegen, mit uns zu seinen Thieren zurückzukehren, wo unsere Gefährten geblieben waren.

Er fürchtete offenbar Verrath und Treulosigkeit. Wir kehrten daher zu unseren Wagen zurück und ließen das Eigenthum der Indianer, wie wir es gefunden hatten, doch sahen wir später, daß es nach unserem Aufbruche weggeschafft worden war.

Nachmittags erschienen noch fünf Indianer, darunter eine Frau, und als sie durch freundschaftliche Zeichen bewogen worden waren, sich uns zu nähern, brachten sie die Nacht in unserem Lager zu. Am nächsten Morgen drückten wir durch Geberden den Wunsch aus, zum nächsten Orte unserer Reiselinie geführt zu werden, wo wir gute Weide und Wasser finden könnten. Ein lebhafter junger Häuptling, blos mit Bogen und Pfeil bewaffnet, übernahm diese Aufgabe, während seine Gefährten fortwährend in unserer Gesellschaft weiter zogen. Wir hatten noch keine große Strecke zurückgelegt, als wir uns mitten in einer andern großen Hunde-Stadt befanden.

Der beliebte und geistreiche Schriftsteller G. Wilkens Kendall hat die geselligen und häuslichen Sitten dieser wunderlichen kleinen Thiere so malerisch und unterhaltend geschildert, daß es sehr überflüssig wäre, wenn ich in seine Fußstapfen zu treten versuchte, und ich bin überzeugt, daß ich meinen Lesern keinen angenehmeren Dienst leisten kann, als wenn ich aus seinem anziehenden Buche die Stelle entlehne, wo er das Schauspiel beschreibt, welches eine dieser Prairien-Republiken darbietet.

„Sie sind sehr anhänglich unter einander, gesellig und ungemein munter, und leben nie allein wie andere Thiere, sondern man findet sie stets in Dörfern und großen Niederlassungen beisammen. Sie sind ein wildes, lustiges, tolles Völkchen, wenn man sie ungestört läßt, unruhig und immer in Bewegung, und scheinen einen besondern Gefallen daran zu haben, ihre Zeit wegzuplaudern, von Hütte zu Hütte Besuche zu machen und eines jeden Angelegenheiten zu erörtern — wie man wenigstens aus ihren Handlungen schließen könnte. Ich schlich mich mehrere

Male ganz nahe an ihre Dörfer, um, ohne bemerkt zu werden, ihre Bewegungen zu beobachten. Gerade in der Mitte eines solchen Dorfes fiel mir besonders ein sehr großer Hund auf, der vor dem Eingang oder der Thüre seines Hügels saß, und seinem Benehmen und dem seiner Nachbarn nach der Präsident, Mayor oder Häuptling sein mußte — auf jeden Fall war er die Hauptperson des Staates. Wenigstens eine Stunde lang beobachtete ich heimlich den Verkehr dieser Hundegemeinde. Während dessen empfing der große Hund etwa zwölf Besuche von seinen Mitbürgern, die einige Augenblicke bei ihm anhielten, mit ihm schwatzten und dann wieder in ihre Wohnungen zurückliefen. Er verließ indessen keinen Augenblick seinen Posten, und ich glaubte einen gewissen Ernst in seinem Benehmen zu entdecken, den ich bei den Uebrigen nicht bemerkte. Ich will nicht sagen, daß die Besuche, die er empfing, von Geschäften handelten oder irgend etwas mit der Leitung der Dorfangelegenheiten zu thun hatten; aber es sah wirklich so aus. Und wenn irgend ein Thier ein System von Gesetzen zur Führung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten hat, so ist es gewiß der Prairien-Hund."

Als wir von unseren Pferden herab diesen „Dorfverhandlungen" zusahen, schoß der Comanche, unser Führer, einen Pfeil ab, um die Laufbahn eines kleinen Bürgers abzukürzen, der etwa vierzig bis fünfzig Schritte entfernt in der Oeffnung seiner Höhle mürrisch bellte. Das Thier war fast ganz vom Hügel verdeckt, der den Eingang zu seiner Wohnung umgab, so daß der Pfeil in gerader Linie nicht treffen konnte; aber der Indianer ließ durch eine Bewegung den Pfeil in einer Curve herabsteigen, und derselbe zitterte augenblicklich im Leibe des armen kleinen Vierfüßlers. Der Mörder lächelte nur über sein Kunststück, welches uns in das höchste Erstaunen versetzte. Es ist kein Wunder, wenn der Schütze mit seinem genau berechneten Gewehr das Ziel trifft; aber mit welcher Sicherheit diese Wil-

den ihre gefiederten Pfeile aufs Gerathewohl hin abzuschießen lernen, ist unbegreiflich. Ich hatte zu gleicher Zeit eine meiner colt'schen Doppelpistolen hervorgezogen, um einen andern Hund zu schießen; als ich gewahrte, daß diese die Neugierde des Häuptlings erregte, schoß ich schnell mehrere Schüsse nacheinander ab, um ihre Wirksamkeit zu zeigen. Er schien das Geheimniß sogleich zu begreifen, nahm seinen Bogen wieder zur Hand und schoß eine Menge Pfeile eben so schnell ab, zum Beweis, daß er mit seinem Instrument eben so viel ausrichten könnte, als wir mit unseren patentirten Feuergewehren. Dies war kein bloßes Großthun, sein Beweis war unwiderlegbar.

Bald erreichten wir einen klaren Bach, einen Nebenfluß der Nordgabel, der seinen ruhigen Lauf durch ein malerisches, von hübschen Hügeln und Felsen umgränztes Thal nahm. Als wir hier lagerten, verließen uns einige unserer indianischen Gäste, um, wie sie sagten, alle Capitanes ihres Stammes zu holen, der nicht weit von uns gelagert sein sollte.

Unser Lagerplatz, den wir „Comanche-Lager" hießen, war nur etwa sechs Meilen von der Nordgabel, während gegen Süden der Canadian nicht viel weiter entfernt war.

Nachdem wir lange umsonst die Ankunft der Häuptlinge erwartet hatten und unsere Geduld fast erschöpft war, erstieg ich mit dem jüngern der beiden Häuptlinge, die bei uns geblieben waren, eine Anhöhe hinter unserem Lager, um zu schauen, ob wir etwas entdecken könnten. Endlich deutete der Indianer eifrig nordwestlich, wo er Einige seines Volkes erspähte, jedoch in so großer Entfernung, daß es noch eine Meile währte, bevor ich etwas unterscheiden konnte. Wie scharf sehen diese Wilden! An die ungeheuern Ebenen gewöhnt, sind sie gleich dem Adler genöthiget, ihre Beute in unermeßlicher Ferne zu erspähen und ihr scharfes Gesicht wird kaum von dem des Königs der Vögel übertroffen.

Als sie näher gekommen waren, sammelten sie sich auf einer Anhöhe, als wollten sie Kundschaft einziehen; aber unser Häuptling ließ auf dem Hügel seine weiße Decke wehen, was zu sagen schien, „Kommt näher" — sie kamen langsam und bedächtig heran — ganz wider die Gewohnheit aller Stämme in den Prairien.

Die Abtheilung bestand aus etwa sechzig Kriegern, an deren Spitze ein schmächtiger Indianer mit angenehmen Zügen ritt, welcher etwa fünfzig Jahre zählen mochte. Er hatte die gewöhnliche Tracht der Comanches, nur trug er statt der Moccassins ein paar lange weiß baumwollene Hosen, und auf seinem nackten Kopfe wogte eine lange, rothe Feder, — die ihn als den Capitan Mayor oder Hauptanführer bezeichnete. Wir fragten sie auf Spanisch, ob sie einen Dolmetsch mitgebracht hätten, worauf sich ein magerer, grämlicher Wilder bereit erklärte, diesen Dienst zu versehen. „Sabes hablar en Espanol?" (sprecht Ihr Spanisch, Freund?) fragte ich „Si" (ja) erwiederte er mürrisch. „Wo sind Eure Leute?" „Oben an jenem Bache gelagert." „Wie viel von Euch sind dort?" „Oh eine große Menge — fast der ganze Comanchestamm; wir sind da en junta, um die Pawnees zu bekämpfen." „Gut, könnt Ihr uns sagen, wie weit es bis nach Santa Fe ist?" — Doch der sauertöpfige Wilde schnitt meine Frage kurz mit den Worten ab — „Ahi platicarémos despues" — „Davon wollen wir nachher sprechen."

Wir zeigten ihnen dann wenige Klafter von uns entfernt eine Stelle, wo sie sich lagern konnten, ohne daß sich ihre Thiere mit den unsrigen vermischten; worauf alle Capitanes zu einer freundlichen Unterhaltung in unser Lager eingeladen wurden. Bald saßen zehn Häuptlinge in einem Kreise in unserem Zelt, und die Pfeife, das Friedenszeichen der Indianer, wurde angeboten; aber da sie vielleicht an der Aufrichtigkeit

unserer Gesinnungen zweifelten, weigerten sie sich anfänglich zu rauchen. Der Dolmetsch bemerkte, um ihr Benehmen zu entschuldigen, daß es bei ihnen nicht Sitte sei zu rauchen, ehe sie Geschenke erhalten hätten: als jedoch einige mexikanische Cigarritos herumgereicht wurden, thaten die Meisten von ihnen einen Zug, als glaubten sie Cigarren rauchen, sei keine Freundschaftsverpflichtung.

Lieutenant Bobman wünschte die Rede auf Friede und Freundschaft zwischen den Comanches und den Amerikanern zu bringen, und sie einzuladen, den Capitan Grande in Washington zu besuchen, um einen dauernden Friedensvertrag abzuschließen; sie wollten aber nicht darauf eingehen, und der Dolmetsch fragte: „Sind wir nicht im Kriege? — wie können wir den Capitan Grande besuchen?“ Wir erfuhren, daß sie sich im Kriege mit Mexiko und Texas glaubten und uns wahrscheinlich für Texaner gehalten hatten, was ohne Zweifel den Dolmetsch bewogen, mit ihrer ungeheuren Anzahl zu prahlen. Darauf erklärten wir ihnen, daß die Vereinigten Staaten einer andern Regierung gehörten, und mit den Comanches im Frieden wären. Um ihnen unsere freundschaftlichen Gesinnungen zu beweisen, brachten wir etwas Scharlachtuch, ein wenig Kochenille Tabak, Glasperlen u. s. w. und vertheilten es unter sie, worauf sie bald gelassen und zufrieden wurden. Man wird in der That finden, daß bei wilden Indianern Geschenke stets der Eckstein der Freundschaft sind. „Wir freuen uns,“ sagte endlich der ältere Anführer mit feierlicher Miene, „unsere Herzen sind froh, daß Ihr zu uns gekommen seid: es macht unsere Augen lachen, wenn wir Amerikaner in unserem Lande sehen. Wir wollen es unsern alten und jungen Männern — unsern Knaben und Mädchen — unsern Frauen und Kindern verkünden, — damit sie kommen und mit Euch handeln können. Wir hoffen, Ihr werdet Eurem Volke Gutes von uns sagen, damit mehr

von ihnen den Weg in unser Land suchen, denn wir handeln gerne mit dem weißen Manne." Dies ward in der Comanche-Sprache gesagt, von dem Dolmetsch aber ins Spanische übersetzt, der, obgleich ein ächter Indianer, doch mehrere Jahre unter den Mexikanern gelebt hatte und der Sprache ziemlich mächtig war. Unsere Unterhaltung dauerte mehrere Stunden, worauf sich die Indianer zur Ruhe begaben. Nachdem sie am andern Morgen ihre Freundschaftsversicherungen wiederholt hatten, brachen sie auf, und der vornehmste Häuptling sagte zu uns: „meldet dem Capitan Grande, daß wir alle bereit sind, ihn zu besuchen, wenn es ihm gefällig ist, uns zu rufen."

Der Plan, einige von den Häuptlingen dieser wilden Prairienstämme nach Washington zu bringen, wurde einst gehegt, aber nie ausgeführt. Die Wenigen, welche bis zum Fort Gibson oder vielleicht nur einem Gränzdorf vorgedrungen sind, mögen eine ungünstigere Meinung mit zurückgenommen als hingebracht haben. Sie hielten das Fort für unsere große Hauptstadt, und die unbedeutendsten Dörfer für unsere größten Städte, was sie natürlich zu dem Schlusse führte, daß sie uns an Anzahl und Macht, wenn nicht an Reichthum und Größe überträfen. Ich zweifle nicht, daß die Häuptlinge der Comanches und anderer Prairienstämme, bei gehöriger Behandlung, bewogen werden könnten, unseren wahren Capitan Grande und unsere großen Städte zu besuchen, was gewiß eine viel bessere Wirkung haben würde, als alle Friedensverträge, die in alle Zukunft mit ihnen geschlossen werden können. Sie würden dann „mit ihren eigenen Augen sehen und mit ihren eigenen Ohren hören" die Größe und Macht der Weißen, was ihnen zugleich Ehrerbietung und Furcht einflößen würde.

Gegen Mittag am 7. Juni nahm Lieutenant Bobman mit seinen Leuten endlich von uns Abschied, und wir setzten gleichzeitig unsere Reise fort. Diese Trennung war uns wirklich

schmerzlich: nicht so sehr wegen der Bedeckung, die wir nun verlieren sollten (welche wir, die Wahrheit zu gestehen, von nun an nöthiger hatten als bis dahin), als weil wir uns von einem Freunde trennen mußten, der uns allen durch seine Leutseligkeit, seine geselligen Vorzüge und seine Zuvorkommenheit theuer geworden war. Ach! wir vermutheten nicht, daß wir diesen wackern Offizier nicht mehr sehen sollten! So jung, rüstig und gesund wie er war, ahnten wir nicht, daß wir die Stimme zum letzten Male hörten, die so kräftig unserm Abschiedsruf in der Wildniß antwortete! Doch das Schicksal hatte es so beschlossen! Er kam zwar glücklich in Fort Gibson an, ward aber in einigen Wochen das Opfer einer Krankheit.

Es gab vielleicht einige furchtsame Gemüther, die gern mit den Dragonern umgekehrt wären, und mancher sehnsüchtige Blick folgte den in der Ferne verschwindenden Gestalten. Der Gedanke, daß vierunddreißig Menschen ohne Führer oder Schutz durch eine schreckliche Wüste ziehen sollten, die von Tausenden von Wilden bevölkert war, welche sich eben so gut feindlich als freundlich zeigen konnten, war gewiß nicht geeignet, angenehme Empfindungen zu erwecken. Wir hatten jedoch, was ich zur Ehre unserer Leute nicht unerwähnt lassen darf, das Geleit nicht lange aus dem Gesicht verloren, als sie wieder Zuversicht gewannen, und Alle durch ein festeres Band als zuvor vereinigt zu sein schienen. Wir fürchteten nur Hinterhalte oder Ueberfälle, und um uns gegen diese zu schützen, mußten wir blos unsere Wachsamkeit verdoppeln.

Während wir am folgenden Tage in einer Schlucht am Canadian Mittagsrast hielten, erschienen mehrere Abtheilungen Indianer, die sich zusammen, Weiber und Kinder mitgerechnet, auf etwa dreihundert Seelen belaufen mochten. Sie gehörten zu den nämlichen Comanches, mit denen wir in so angenehmem Verkehre gestanden waren, und hatten mehrere Maulthiere mit-

gebracht, in der Erwartung, mit uns zu handeln. Die Weiber und Kinder waren außerordentlich neugierig, und zeigten bald so auffallend ihren Hang zum Stehlen, daß wir auf die Bitte der Häuptlinge unsere Waaren in einiger Entfernung auslegten, wo ein Handel eröffnet ward, in der Hoffnung, ihre Aufmerksamkeit anzuziehen. Eine Frau, die noch immer bei den Wagen herumstrich, fiel mir wegen ihren eigenthümlichen Gesichtszüge so auf, daß ich sie für keine Indianerin halten konnte. Meine Vermuthung bestätigte sich sogleich, als ich sie spanisch anredete.

Sie war aus der Gegend von Matamoros, und hatte während ihrer Gefangenschaft einen Comanche geheirathet. Sie hatte nicht den leisesten Wunsch, zu ihrem Volke zurück zu kehren.

Aehnliche Beispiele von freiwilliger Gefangenschaft sind häufig vorgekommen. Doktor Sibley erzählt in einem 1815 dem Kriegsministerium abgestatteten Berichte einen rührenden Fall, der beweist, wie eine gefühlvolle Frau oft lieber bei ihren Gebietern bleiben, als sich der furchtbaren Prüfung liebloser Bemerkungen aussetzen will, die sie auf keine Weise vermeiden könnte, wenn sie wieder zum gesitteten Leben zurückkehrte. Die Comanches hatten etwa zwanzig Jahre früher die Tochter des Generalgouverneurs von Chihuahua geraubt, worauf der letztere einem Kaufmann tausend Dollars übergab, um ihre Befreiung zu erwirken. Diese wurde bald durchgesetzt, allein zum Erstaunen aller Betheiligten weigerte sich das unglückliche Mädchen, die Indianer zu verlassen. Sie ließ ihrem Vater sagen, daß man sie durch Tätowiren entstellt hätte, daß sie verheirathet und vielleicht schwanger wäre und daß sie unglücklicher sein würde, wenn sie unter diesen Umständen zu ihrem Vater zurückkehrte, als wenn sie dort bliebe, wo sie wäre.

Meine Aufmerksamkeit wurde zunächst durch einen muntern, etwa zwölfjährigen Jungen angezogen, dessen Abstammung unter

seinem indianischen Aeußern kaum entdeckt werden konnte. Obwohl ganz zum Indianer geworden, war er doch außerordentlich höflich. Ich fragte ihn auf spanisch: „Bist Du nicht ein Mexikaner?“ „Ja Herr — ich war einmal einer.“ „Wie heißest Du?“ „Bernardino Saenz, Herr, Euch zu dienen.“ „Wann und wo bist Du gefangen worden?“ „Vor etwa vier Jahren in der Hacienda de las Animas bei Parral.“ „Sollen wir Dich nicht auslösen und zu Deinen Landsleuten bringen? — wir gehen dahin.“ Darauf schwieg er eine Weile und erwiederte dann im rührendem Tone: „No, Senor; ya soy demasiado bruto para vivir entre los Cristianos“ (mein, Herr, ich bin jetzt zu viel von einem Wilden, um unter Christen leben zu können). Er setzte hinzu, sein Herr sei nicht da, und er wisse, daß der Indianer, unter dessen Aufsicht er gekommen sei, ihn nicht verkaufen würde.

Die Hacienda de las Animas liegt in der Statthalterschaft Chihuahua, etwa fünfzehn Meilen von der Stadt Parral entfernt, die viel größer ist als Santa Fe. Dessen ungeachtet thaten ungefähr dreihundert Comanches einen verwegenen Einfall mitten in die Niederlassungen, verheerten die dem Unglück verfallene Hacienda, tödteten und raubten viele Menschen und blieben mehrere Tage in der Nachbarschaft, wo sie Gewaltthätigkeiten aller Art verübten. Dies begab sich im Jahre 1835. Ich war gerade zu jener Zeit in Chihuahua und erinnere mich sehr gut, welche Verwirrung und Bestürzung dort herrschte. Etwa tausend Freiwillige wurden aufgeboten, die unter der Anführung des Gouverneurs in eigener Person den Feind auf seinem verspäteten Rückzuge „hitzig verfolgten,“ allein mit dem gewöhnlichen Berichte zurück kamen: No les pudimos alcanzac (wir konnten sie nicht einholen).

Unter einem halben Dutzend mexikanischer Gefangenen, die

sich zufällig bei unseren neuen Gästen befanden, trafen wir blos einen, der eine leise Neigung an den Tag legte, das Indianerleben zu verlassen. Dies war ein einfältiger Bursche von ungefähr fünfzehn Jahren, der wahrscheinlich wegen seiner Trägheit rauh behandelt worden war. Wir schlossen mit dem Eigenthümer desselben bald einen Handel ab und zahlten ihm beiläufig den Preis eines Maulthieres für den kleinen Auswürfling, den ich gleich nach unserer Ankunft in Chihuahua seiner Familie zuschickte. Trotz der meinem Schützling anklebenden Dummheit, fand ich ihn doch, zu seiner Ehre sei es gesagt, ungemein dankbar für den kleinen Dienst, den ich ihm hatte leisten können.

Es gelang uns einige Maulthiere zu kaufen, die uns zehn bis zwanzig Dollars in Waaren das Stück kosteten. Beim Handel mit den Comanches besteht die Hauptschwierigkeit darin, den Preis des ersten Thieres festzusetzen. Haben dies die Häuptlinge gethan, so geschieht es oft, daß ein Maulthier nach dem andern vorgeführt und der Preis ohne weiteres Mäkeln angenommen wird. Jeder Eigenthümer bedarf gewöhnlich Waaren aller Art; daher muß der Preis aus verschiedenen Dingen bestehen, z. B. einer Decke, einem Spiegel, einer Ahle, einem Feuerstein, etwas Tabak, Schminke, Glasperlen, u. s. w.

Als unser Handel mit der neuen Schaar Comanches abgeschlossen war, entfernten sie sich allmählig wie sie gekommen waren, nämlich in kleinen Haufen, ohne uns Lebewohl zu sagen oder uns auch nur von ihrer Absicht zu unterrichten, da es Sitte bei den Indianern ist, statt Abschied zu nehmen, ohne Umstände und so stille als möglich aufzubrechen.

Die nach Santa Fe ziehenden Karavanen haben meistens jeden Handelsverkehr mit den Indianern vermieden, aus Furcht, während der freundschaftlichen Berührungen, die nothwendig fol-

folgen, verrätherisch behandelt zu werden. Dies ist, wie ich überzeugt bin, eine irrige Meinung, denn ich habe stets gefunden, daß Wilde viel weniger feindselig gegen diejenigen sind, mit welchen sie handeln, als gegen andere Leute. Sie sind fürs Handeln außerordentlich eingenommen, und da sie die Weißen gern aufmuntern möchten, zu ihnen zu kommen, so begehen sie gegen diejenigen, mit welchen sie handeln, keine Gewaltthätigkeiten, sondern sind in der Regel bereit, sie gegen jeden Feind zu vertheidigen.

Neunzehntes Kapitel.

Teiche und Büffelwälzungen — Thal des Canadian und romantische Launen der Natur. — Trauriges Abenteuer einer Gesellschaft Kaufleute im Jahre 1832. — Besorgniß, verirrt zu sein. — Ankunft einer Schaar Comancheros und ihre Wundergeschichten. — Ihre Eigenthümlichkeiten und ihr Handel. — Bitterwasser und der Salitre von Neu-Mexiko. — Vorläufer nach Santa Fe. — Patentgewehre und ihre guten Eigenschaften. — Begriffe der Rancheros von Entfernung und ihre Art Nachweisungen zu geben. — Die Angostura und irrige Meinungen der Texaner. — Entdeckung eines neuen Reiseweges. — Einsame Reise. — Abschickung von Lebensmitteln. — Ankunft in Santa Fe. — Gouverneur Armijo u. s. w. — Ein Streit mit Seiner Excellenz.

Als uns die Comanches alle aus dem Gesichte waren, machten wir uns wieder auf den Weg und kamen bald auf eine Ebene oder Mesa, die zu den einförmigsten gehörte, welche ich je gesehen, da sich nirgends weder ein Bruch noch ein Hügel oder ein Thal oder auch nur ein Strauch zeigte, der den Blick gehemmt hätte. Das Einzige, was uns bewog, von der geraden Richtung abzuweichen, die der Kompaß vorschrieb, waren die unzähligen Teiche, welche die Ebene bedeckten und uns wenigstens gut mit Wasser versorgten. Viele dieser Teiche scheinen aus „Büffelwälzungen" entstanden zu sein — ein Ausdruck, dessen man sich in den Prairien bedient, um eine Vertiefung zu bezeichnen, welche die Büffel in der Erde aufkratzen, um eine glatte staubige Fläche zu erhalten, auf der sie sich wälzen können.

Nach einer ermüdenden Reise von drei bis vier Tagen über

diese nackte Ebene, erblickten wir wieder das malerische Thal des Canadian, welches den prächtigsten Anblick gewährte, den ich je gehabt. Hier erhob sich majestätisch ein senkrechter Felsen in der Einsamkeit, dort sprang ein anderer hervor, als wollte er das Gleichgewicht verlieren und sich in das Thal hinabstürzen. Ein wenig weiter stand eine Säule so wunderbar mit Einschnitten und Karnießen versehen, daß man sie leicht für ein Werk der Kunst hätte halten können; während tausend andere seltsam und phantastisch zusammengestellten Gegenstände, alle im Schatten der unabsehbaren, bläulichen, wellenförmigen Oberfläche der Mesa (Ebene), weit über den Canadian hinaus eine Art chaotischen Raumes bildeten, wo die Natur ihren wildesten Launen gefolgt zu sein schien. Es war ein solches Durcheinander von Erhöhungen des Bodens und ungeheuern Höhlungen, daß es schwer zu bestimmen war, wo sich das Bett des Canadian durchwand.

Diese Ebenen müssen sich einst bis an das Ufer des Flusses erstreckt und einen Kanal oder eine Kluft gelassen haben, durch welche der Strom seinen Lauf nahm, wie es noch an einigen anderen Stellen der Fall ist. Da aber das Erdreich zu locker war, um der Gewalt des Wassers zu widerstehen, so hat dieses die Uferränder in alle die Gestalten ausgewaschen und ausgehöhlt, wie sie jetzt sind. Die Büffel und andere Thiere mögen auch zu diesen Umwandlungen beigetragen haben. Ihre tief ausgetretenen Pfade auf den Ebenen bilden Rinnen für den herabströmenden Regen, die bald zu Schluchten und sogar zu beträchtlichen Bächen umgestaltet werden. Diese Betten werden stets tiefer ausgespült, bis dauernde Wasseradern geöffnet und stets fließende Ströme gebildet werden. Man bemerkt längs der Ufer solcher Ströme zahlreiche Bach-Embryonen, die sich auf diese Weise bildeten. Die vielen einzelnen Bänke und tafelförmigen Erhöhungen, die mit den angränzenden Ebenen in der gleichen Höhe liegen, und ganz von der nämlichen Formation zu sein

scheinen, deuten an, daß die dazwischenliegende Erde weggespült, oder durch irgend eine andere Naturwirkung fortgeschafft worden sei — was Alles unsere Theorie zu bestätigen scheint.

Ungefähr in dieser Gegend stieß einer kleinen Gesellschaft Amerikaner im Winter 1832—33 auf ihrem Heimwege ein großes Unglück zu; und da dieser Vorfall die vorherrschenden Charakterzüge der Indianer in's Licht stellt, will ich mir eine kleine Abschweifung erlauben, um die Geschichte zu erzählen.

Die Gesellschaft bestand aus zwölf Männern, meistens Bürger von Missouri. Ihr Gepäck und etwa zehntausend Dollars in baarem Gelde war auf Maulthiere geladen. Sie nahmen ihren Weg längs dem Canadian, da sie sich in dieser Jahreszeit nicht durch die nördlichen Prairien getrauten. Sie hatten im Dezember Santa Fe verlassen und waren glücklich bis in diese Gegend gelangt, als sie eine bedeutende Anzahl Comanches und Kiawas auf sich zukommen sahen. Da sie den verrätherischen und feigen Charakter dieser Stämme wohl kannten, rüsteten sie sich zur Gegenwehr; die Wilden aber machten in einiger Entfernung Halt, näherten sich einzeln oder in kleinen Haufen mit den lebhaftesten Freundschaftsbezeigungen, bis sie fast alle in der Nähe waren. Als sich die Reisenden von allen Seiten umringt sahen, zogen sie vorwärts in der Hoffnung, ihren Drängern zu entrinnen; diese waren jedoch gleichfalls zum Aufbruche bereit, bestiegen ihre Pferde und trabten in der nämlichen Richtung weiter. Die erste von den Indianern verübte Feindseligkeit kostete einem Amerikaner, Namens Pratt, das Leben; er wurde erschossen, als er zwei Maulthiere, die sich von den übrigen getrennt hatten, in Sicherheit bringen wollte. Darauf stiegen die Gefährten des Getödteten sogleich ab, und feuerten auf die Indianer, was diese lebhaft erwiederten, wodurch ein anderer Amerikaner, Mitchell, niedergestreckt wurde.

Die Händler hatten jetzt ihr Gepäck abgeladen und zum

Schutze rings um sich aufgehäuft; und scharrten nun mit ihren Händen einen Graben auf, der bald tief genug war, um sie vor den Schüssen der Feinde zu bewahren. Die Indianer machten mehrere heftige Angriffe, schienen aber für ihre eigene Sicherheit zu besorgt zu sein, als daß sie es trotz ihrer großen Uebermacht gewagt hätten, den Büchsen der Amerikaner zu nahe zu kommen. In einigen Stunden waren alle Thiere der Reisenden entweder getödtet oder verwundet, aber persönlichen Schaden hatte keiner der übrigen Zehn erlitten, außer einem, der eine gefahrlos scheinende Schenkelwunde erhalten hatte.

Während der Belagerung waren die Amerikaner in großer Gefahr, vor Durst umzukommen, weil die Indianer alles nahe Wasser in ihrer Gewalt hatten. Vor dem Verhungern waren sie mehr geschützt, weil sie sich im Nothfalle von dem Fleische ihrer erschlagenen Thiere nähren konnten, von denen einige in ihrer Nähe ausgestreckt lagen. Nachdem sie sechsunddreißig Stunden in dieser fürchterlichen Grube zugebracht hatten, während welcher Zeit sie selten wagten, den Kopf über den Rand zu erheben, ohne daß auf sie geschossen wurde, entschlossen sie sich in der Nacht, einen kühnen Ausfall zu machen, da jeder Tod dem Loose vorzuziehen war, das ihrer hier wartete. Da kein einziges Maulthier im Stande war, die Reise fortsetzen zu können, erlaubte der Eigenthümer des Geldes einem jeden, so viel davon zu nehmen, als er bei sich führen konnte. Auf diese Weise wurden einige hundert Dollars fortgebracht, von denen aber nur wenig nach den Vereinigten Staaten kam. Der Ueberrest wurde tief in den Sand vergraben, in der Hoffnung, ihn der Habgier der Wilden zu entziehen; allein mit sehr wenig Erfolg, da später einige mexikanische Kaufleute viel baares Geld bei ihnen sahen, das ohne Zweifel aus dieser dem Unglück verfallenen Cache genommen worden war.

Fast mit der Gewißheit, entdeckt, eingeholt und niederge-

metzelt zu werden, aber entschlossen, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen, verließen die Reisenden endlich ihr Versteck und gingen schweigend und langsam vorwärts, bis sie sich jenseits der Gränze der Indianerlager befanden. Oft blickten sie in der Richtung zurück, wo, wie sie glaubten, drei bis fünfhundert Wilde ihre Bewegungen belauerten, allein zu ihrem großen Erstaunen verfolgte sie auch nicht ein einziger. Da die Indianer ohne Zweifel glaubten, das Eigenthum der Kaufleute werde ihnen ohne dies in die Hände fallen, und keine besondere Lust hatten, Schädelhäute zu nehmen, auf die Gefahr hin, ihre eigenen zu verlieren, so schienen sie die geplünderten Abenteurer gerne ohne weitere Belästigung fortziehen zu lassen.

Als die hülflosen Reisenden ihre Vorräthe erschöpft hatten und aus Mangel an Schießbedarf kein Wild mehr tödten konnten, sahen sie sich bald gezwungen, ihr Leben mit Wurzeln und zarten Baumrinden zu fristen. Nachdem sie mehrere Tage lang in diesem verzweifelten Zustande mit zerfleischten Füßen und gänzlich niedergebeugt an Leib und Seele gewandert waren, entzweiten sie sich über die Richtung, welche sie einschlagen sollten und trennten sich wirklich in zwei verschiedene Haufen. Fünf dieser unglücklichen Leute zogen westwärts und erreichten endlich nach einer Reihe fast unglaublicher Leiden und Entbehrungen die Niederlassungen der Creek-Indianer in der Nähe des Arkansas, wo man sie sehr liebreich und gastfreundlich behandelte. Die andern fünf wanderten in der größten Noth in der Irre umher, und nur zweien gelang es zuletzt, sich aus der Wildniß zu retten. Unter denen, die ihrem Schicksale überlassen und einem so jämmerlichen Tode preisgegeben wurden, befand sich ein Herr Schenck, der nämliche, welcher einen Schuß in die Lende erhalten hatte, ein sehr fähiger Gentleman aus guter Familie, und wie ich höre, Bruder des ehrenwerthen Herrn Schenck, der gegenwärtig Kongreßmitglied für Ohio ist.

Doch kehren wir zu unserer Reise zurück. Während wir den Canadian entlang zogen, waren wir einige Tage in unruhiger Erwartung gewesen, einen Punkt zu erreichen, von wo eine Fahrstraße, welche die Ciboleros gebahnt hatten, nach Santa Fe führte. Als wir aber in dieser Hoffnung fortwährend getäuscht wurden, bemächtigten sich einiger unserer Gefährten allmählig ernstliche Besorgnisse, daß wir uns wohl völlig verirrt hätten. In dieser Bedrängniß ließ es sich einer unserer Mexikaner, der sich für viel klüger hielt als die Uebrigen, nicht nehmen, daß wir eine falsche Richtung verfolgten, und daß jede Tagreise uns von Santa Fe weiter entferne. Seine Behauptungen schienen, da er von der ganzen umliegenden Gegend genaue Kenntniß zu haben vorgab, so glaubhaft zu sein, daß viele unserer Leute beinahe aufrührerisch wurden und Lust bekamen, meinem Bruder und mir den Oberbefehl zu nehmen und uns südwärts zu führen, um den Colorado aufzusuchen, wo wir in den furchtbaren Clano Estakado gerathen und wahrscheinlich zu Grunde gegangen sein würden. Aber die Beobachtungen der Breite, die wir häufig anstellten, so wie der Weg, den wir verfolgten, standen mit den Versicherungen des mexikanischen Naseweis gänzlich in Widerspruch. Wenige Tage später wurden wir von einer Gesellschaft Comancheros oder mexikanischer Kaufleute, die mit den Comanches Handel treiben, eingeholt, und hatten die Befriedigung, von ihnen zu erfahren, daß wir uns auf dem rechten Wege befanden.

Diese Leute hatten mit jener Schaar Comanches Handel getrieben, die wir kurz vorher angetroffen, und von ihnen gehört, daß wir vorbei gekommen seien, worauf sie uns eilig nachzogen, um unsern Schutz gegen die Wilden zu erhalten, die sich nach dem Verkaufe ihrer Thiere an die Mexikaner sehr häufig wieder mit Gewalt in den Besitz derselben setzen, bevor die Käufer ihre Heimat erreichen können. Diese Gesellschaften von Comancheros bestehen gewöhnlich aus den dürftigen und rohen Bewoh-

nern der Gränzdörfer, die sich jährlich mehrere Male versammeln und in die Ebenen hinaus ziehen, mit Flitterkram und Plunder aller Art, wozu vielleicht ein Sack mit Brod und etwa noch ein anderer mit Pinole kommt, wofür sie von den Wilden Pferde und Maulthiere eintauschen. Der ganze Waarenvorrath eines einzelnen Krämers übersteigt selten den Werth von zwanzig Dollars, womit er gerne mehrere Monate herumzieht und sich freut, wenn er mit einem oder zwei Maulthieren als dem Ertrage seines Handels zurückkehrt.

Diese merikanischen Kaufleute hatten uns viel von den Comanches zu erzählen: sie sagten, dieselben seien vier bis fünftausend Seelen stark, zählten vielleicht tausend Krieger, und die hitzigen jungen Leute seien einmal entschlossen gewesen, uns zu verfolgen und anzugreifen; die Häuptlinge und Weisen hätten sie aber davon abgeschreckt durch die Vorstellung, daß unsere Kanonen auf viele Meilen weit tödten, durch Hügel und Felsen schießen und Alles zerstören könnten, was in ihre Schußweite käme. Der Hauptzweck unserer Besucher schien jedoch zu sein, sich durch Uebertreibung der Gefahren, denen wir entgangen, ein wichtiges Ansehen zu geben. Daß sie sich selbst in großer Gefahr geglaubt, konnte durchaus nicht bezweifelt werden, denn in ihrer Ungeduld uns einzuholen, waren sie nahe daran gewesen, ihre Thiere zu tödten.

Es war eine Kriegerabtheilung dieser Schaar Comanches, welche in Bent's Fort am Arkansas den „flüchtigen Besuch" abstattete, dessen Herrn Farnham in seinem Ausfluge nach Oregon erwähnt. Eine Rotte der nämlichen Indianer traf auch mit der Karavane von Missouri zusammen und war einige Zeit auf dem Punkte, mit ihr Feindseligkeiten zu beginnen.

Am nächsten Tage brachten wir den Nachmittag an einer Schlucht zu, wo wir Wasser in Ueberfluß fanden; allein zu unserer großen Ueberraschung weigerten sich unsere Thiere, es zu

trinken. Als wir das Wasser kosteten, fanden wir es ungemein ekelhaft und bitter und für manche Gaumen viel widerwärtiger als eine Auflösung von Epsomsalzen. Das Wasser war zwar schon mehrere Tage lang mit den nämlichen widerlichen Bestandtheilen geschwängert gewesen, wir hatten es aber bisher noch nie so schlecht gefunden. Der salzige Stoff, von dem dieser Geschmack herrührt, kommt in großer Menge in der Nähe der Ströme auf den Ebenen Neu-Mexiko's vor und wird von den Eingebornen Salitre*) genannt. Wir waren so glücklich, in dem Thale einige Vertiefungen mit kurz vorher gefallenem Regenwasser zu finden, so daß uns der Mangel an frischem Wasser in der That keine große Unbequemlichkeit verursachte. Was unsere persönlichen Bedürfnisse betraf, so war dafür reichlich gesorgt, da wir unverbrüchlich die Regel befolgten, auf jedem Wagen ein fünf Gallonen haltendes Fäßchen stets mit Wasser gefüllt zu führen, um uns gegen jene furchtbaren Zufälle zu schützen, die in den Prairien so häufig vorkommen. Wirklich wußten wir, wenn wir eine Tränke verließen, niemals, wo wir die nächste finden würden.

Am 20. Juni schlugen wir unser Lager am Ufer des nördlichen Canadian oder Colorado auf, einer Meridianhöhe des Saturn zufolge unter 35° 24′ der Breite. Am folgenden Tage verließ ich die Karavane in Begleitung von drei Comancheros und zog rascheren Schrittes nach Santa Fe voran. Dies war eine ziemlich gefährliche Reise, da wir uns noch immer im Bereiche der Pawnee- und Comanche-Streifparteien befanden und meine Gefährten Leute waren, die, ausgenommen als Wegweiser, nicht das geringste Vertrauen verdienten, indem ich vollkommen überzeugt war, daß im Falle wir auf einen Feind stießen, sie

*) Wörtlich Salpeter; aber der Salitre von Neu-Mexiko besteht außer Salpeter noch aus andern Salzen.

mich entweder im Stiche lassen oder ausliefern würden, je nachdem es ihrem Vortheil und ihrer Sicherheit am förderlichsten sein würde. Ich konnte mich einzig auf meine Feuergewehre verlassen, die nothwendig einen für mich günstigen Eindruck hervorbringen mußten, denn Dank Herrn Colt's Erfindung, standen mir sechsunddreißig Ladungen zu Gebote, von denen ich leicht ein Dutzend in der Minute abfeuern konnte. Ich glaube nicht, daß es irgend eine Schaar dieser furchtsamen Wilden in den westlichen Prairien wagen würde, sich unter solchen Umständen auch nur einem einzelnen Manne zu nähern. Wenn einer alten Geschichte der Gränzbewohner zu Folge ein Indianer glaubte, daß ein Weißer mit seinem Tomahawk und seinem Scalpirmesser wie mit Pistolen feuern könne, so würden sechsunddreißig schnell auf einander abgefeuerte Schüsse gewiß eine bewunderungswürdige Wirkung auf sie ausüben.

Als wir wohlgemuth dahinzogen, versuchte ich oft zum Zeitvertreibe meine drei Gefährten über die Topographie der wilden Gegend, durch die wir zogen, auszufragen; aber ich fand bald daß diese unwissenden Rancheros gleich den Wilden keine andern Begriffe von Entfernungen hätten, als wenn sie dieselben mit der Zeit oder einer andern Entfernung vergleichen konnten. Sie sagen uns z. B., daß wir an einem bestimmten Orte ankommen werden, wenn die Sonne einen gewissen Punkt erreicht hat; fragt man aber, ob es eine halbe Meile oder eine halbe Tagreise bis zu dem bestimmten Orte sei, sind sie im Stande auf das eine „esta cerquita" (es ist ganz nahe) und auf das andere „esta lejos" (es ist weit entfernt) zu antworten, gerade wie es ihnen in den Sinn kommt bei einer Vergleichung mit einem mehr oder weniger entfernten Orte — was für fremde Reisende oft sehr verdrießlich ist, wie ich Gelegenheit hatte, es vor meiner Ankunft selbst zu erfahren. Die Mexikaner, besonders aus den niedern Klassen, haben sehr eigenthümliche und

sonderbare Geberden, um Nachweisungen zu ertheilen. Statt mit den Händen und Fingern zu deuten, bedienen sie sich gewöhnlich des Mundes, indem sie die Lippen in der Richtung oder nach der Gegend hin ausstrecken, nach welcher gefragt wird, wobei sie sagen: „aqui“ oder „alli esta.“ Diese Gewohnheit Lippengeberden statt der gewöhnlichen Andeutungszeichen anzuwenden, rührt hauptsächlich von dem Gebrauch des Sarape her, in den sie stets ihre Arme und Hände gehüllt haben.

Von dem Orte, wo wir die Wagen verließen, bis wir die Angostura (Enge) erreichten (etwa sechzig Meilen weit), waren wir einer ebenen Karrenstraße gefolgt, die überall für Wagen fahrbar zu sein schien. Hier kamen wir an das Ende einer Tafelfläche, die sich steil gegen den Fluß absenkte, so daß es unmöglich war, ohne große Gefahr mit Wagen hinüber zu kommen. Die ungeheuern Felsenmassen, welche hier angehäuft sind, und die steilen Klippen und Erhöhungen, welche sich aus dem Tafellande erheben, müssen irriger Weise von einer Abtheilung der texanischen Santa Fe-Expedition für Ausläufer des Felsengebirges gehalten worden sein; ein leicht verzeihlicher Irrthum, da sie nicht selten bis zu zweitausend Fuß über das Thal emporragen, und oft so felsig und schroff sind als die rauhesten Massen von Trappgestein sie machen können. Auf dem höchsten Gipfel dieser klippigen Vorgebirge sieht man weit in der Ferne am westlichen Horizont den östlichen Rücken des wahren Felsengebirges, mit einem ausgedehnten, dem Anscheine nach ebenen Tafellande, das sich, so weit das Auge reicht, nach allen Richtungen erstreckt; denn selbst die tief eingegrabenen Kanäle der durchbrechenden Flüsse sind kaum bemerkbar, wenn man nicht auf ihrem äußersten Rande ist.

Als ich meine Besorgniß aussprach, unsere Wagen möchten nicht in im Stande sein, sicher durch die Angostura zu kommen, sagten mir meine Begleiter, es gebe dort eine gute Straße

wovon früher nie die Rede gewesen war — in der Nähe des Cerro de Tucumcari, einer abgerundeten, südwärts deutlich sichtbaren Anhöhe. Nach mehreren vergeblichen Bemühungen, einige meiner Gefährten zu überreden, meinem Bruder diese Nachricht zu bringen und die Karavane auf die Tucumcari-Straße zu führen, schlug endlich einer von ihnen vor, gegen eine Vergütung von zehn Dollars nebst einem ansehnlichen Lohne bis an die Gränze die Botschaft zu überbringen. Als ich seine Bedingungen angenommen, machte er sich nach dem Frühstück auf den Weg, nachdem er sich zuerst der Jungfrau von Guadalupe und allen Heiligen des Kalenders empfohlen, und uns ermahnt hatte, seiner in unseren Gebeten zu gedenken. Trotz seinen Besorgnissen erreichte er ganz glücklich die Karavane, und ich hörte später mit Vergnügen, daß mein Bruder sich den neuen Weg nicht besser gewünscht hätte.

Ich zog mit meinen beiden übrigen Begleitern westwärts weiter; da sie aber mit unterlegten Pferden versehen waren, verließen sie mich bald, um die Reise allein fortzusetzen — obgleich wir uns noch in einer von feindseligen Wilden durchstreiften Gegend befanden. Als ich am folgenden Tage gegen zwölf Uhr einem Reitweg längs dem Rio Pecos in der Nähe der Gränzansiedelungen folgte, begegnete ich einem Schäfer, den ich hastig fragte, wie weit es nach San Miguel sei. „O, es ist gerade dort," antwortete der Schäfer. „Seht Ihr nicht die Spitze jener Fläche dort? Es ist gleich dahinter." Diese willkommene Nachricht erfreute mich sehr; denn in Folge der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Luft schien mir die Entfernung kaum zwei bis drei Meilen zu betragen. „Está cerquita," rief der Schäfer als ich fort ritt; „ahora está V. allá" — es ist ganz nahe; ihr werdet bald dort sein."

Ich ritt so schnell es meinem abgematteten Pferde möglich war, in der Hoffnung, in San Miguel mein Mittagsmahl zu

halten. Ich glaubte jeder Hügel, den ich umritt, müsse der letzte sein, und so trabte ich weiter, in der Hoffnung und im Vorgenuß der baldigen Erquickung, bis sich die Abendschatten verlängerten, als ich in das Thal des Pecos hinab stieg, das wiewohl enge, doch außerordentlich fruchtbar und reizend mit grünenden Feldern umgeben ist, zwischen denen eine Menge Lehmhütten standen. Gegen acht Uhr hielt ich bei einer dieser Hütten an und fragte wieder, wie weit es nach San Miguel sei; da erfreute ein schwärzlicher Ranchero mich wieder mit den Worten „Está cerquita; ahora está V. allá.“ Obgleich die Nachricht buchstäblich so lautete, wie mir sie der Schäfer vor acht Stunden angegeben hatte, tröstete mich doch der Glaube, daß ich wenigstens jetzt etwas näher sei. Nachdem ich noch einige Meilen über eine rauhe Straße gezogen war, erreichte ich endlich das lang ersehnte Dorf.

Am nächsten Tage miethete ich einen Mexikaner, um unseren Wagen Mehl zuführen zu lassen, da unserer Gesellschaft die Vorräthe um diese Zeit schon auszugehen begannen. Wir würden in der That schon lange vorher einer Hungersnoth ausgesetzt gewesen sein, wären nicht unsere Ochsen da gewesen, denn wir hatten seit dem Tage, wo wir zuerst mit den Comanches zusammentrafen, keinen Büffel mehr gesehen. Da sich einige unserer Thiere in gutem Zustande befanden und wir nicht alle zum Ziehen brauchten, so benutzten wir sie im Nothfalle zu Schlachtvieh: ein besonderer Vortheil der Ochsengespanne auf diesen gefährlichen Zügen.

Am 25. Juni kam ich glücklich in Santa Fe an, ritt jedoch wieder zu unsern Wagen zurück, welche die Hauptstadt erst am 4. Juli erreichten. „Seine Majestät“ der Gouverneur Armijo ließ uns keine besonders günstige Aufnahme angedeihen. Er hatte gerade seine willkürliche Abgabe von fünfhundert Dollars für jeden Wagen eingeführt, die uns ziemlich lästig fiel, da wir

viel grobe Waaren bei uns führten, die wir blos in der Absicht mitgebracht hatten, durch Vermehrung der Zahl unserer Wagen die Stärke unserer Gesellschaft zu erhöhen.

Diese kleinen Unannehmlichkeiten im Geschäftsverkehr gingen jedoch ganz in den freudigen Empfindungen unter, die uns unsere Ankunft nach einer so langen und gefährlichen Reise verursachte. Wenn wir die Beschaffenheit des Landes, welches wir durchzogen hatten, und unsere Unkunde berücksichtigten, so muß unser Erfolg in äußerst günstigem Lichte erscheinen. Es gibt gewiß wenig Beispiele, daß schwer beladene Wagen ohne Wegweiser durch eine unerforschte Wildniß geführt worden wären, und dennoch kamen wir ohne irgend einen wesentlichen Unfall zum Ziel, ohne besonders beschwerliche Wege angetroffen und ohne von Hunger oder Durst gelitten zu haben.

Wir hatten gehofft, es würden uns nach unserer Ankunft wenigstens einige Tage Rast und ruhiger Erholung vergönnt werden, denn dieser bedurften wir am Ende einer so langen Reise und der damit verbundenen Entbehrungen wirklich in hohem Grade; allein es war anders beschlossen. Wir hatten in der Stadt kaum unsere Wohnung aufgeschlagen, als ein gewaltiger Zwist zwischen dem Gouverneur Armijo und den Fremden*) in Santa Fe ausbrach, der eine kurze Zeit nahe daran war, in offene Feindseligkeiten überzugehen. Folgende Umstände gaben dazu Veranlassung.

---

*) Bei den Neu-Merikanern sind die Ausdrücke Fremder und Amerikaner gleichbedeutend: die wenigen Angehörigen anderer Nationen, die sich dort aufhalten, gesellen sich thatsächlich den Bürgern der Vereinigten Staaten zu. Alle Ausländer heißen dort Americanos; südlich vor Chihuahua aber heißen sie ohne Unterschied Los Ingleses, die Engländer.

Im Winter von 1837 auf 1838 wurden an einem wackern jungen Amerikaner, Namens Daley, von einigen Schurken in den Goldgruben ein Raubmord begangen. Die Mörder wurden verhaftet und gestanden ihr Verbrechen; kurz darauf aber setzte man sie wieder, allen Grundsätzen der Gerechtigkeit oder Menschlichkeit zum Hohne, in Freiheit. Um diese Zeit wurden sie jedoch durch die Vermittlung der Fremden wieder zur Haft gebracht und die in Santa Fe wohnenden Amerikaner reichten auf den Antrieb der Freunde des Ermordeten dem Gouverneur Armijo eine Bittschrift ein, worin sie ihm die Ungerechtigkeit vorstellten, die Mörder ihrer Landsleute straflos entkommen zu lassen, und ihn ersuchten, gegen die Schuldigen die Vorschriften des Gesetzes in Anwendung zu bringen. Allein der Gouverneur gab sich den Anschein, die Sache als eine Verschwörung zu betrachten, bot seine lumpige Miliz auf und versuchte die Bittsteller einzuschüchtern. Die Fremden waren nun gezwungen, an ihre Vertheidigung zu denken, da sie sahen, daß keine Gerechtigkeit zu erwarten war. Hätte Armijo auf seinem Vorsatze beharrt, so würde dies vielleicht ernstliche Folgen nach sich gezogen haben; als er aber die Festigkeit der „Verschwörer" gewahrte, ließ er sich entschuldigen, unter dem Vorwande, ihre Beweggründe mißverstanden zu haben, und versprach, daß die Gesetze gegen die Mörder gebührend vollzogen werden sollten.

Von den Rücksichten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit abgesehen, mußte den Ausländern noch aus andern Gründen an der Erfüllung dieses Versprechens viel gelegen sein. Erst einige Jahre vorher war an der nämlichen Stelle ein anderer Raubmord begangen worden; da sich jedoch die Behörden um die Sache nicht kümmerten, wurden die Thäter nie entdeckt: und entgingen die Mörder auch jetzt der Strafe ihres abscheulichen Verbrechens, so war es klar, daß es in Zukunft für unser Leben

und unser Eigenthum keine Sicherheit mehr gab. Des Gouverneurs gebührende Vollziehung der Gesetze bestand aber darin, daß er die Schuldigen ein oder zwei Jahre in scheinbarer Haft hielt und sie dann wieder in Freiheit setzte; den größten Theil dieser Zeit aber waren sie nur criados sin sueldo (Diener ohne Lohn) des Gouverneurs und arbeiteten für ihn, um ihm das Leben und die Freiheit zu vergelten, die er ihnen geschenkt. Außer diesen sind in Neu-Mexiko noch andere Fremde ermordet worden, alle mit der gleichen Straflosigkeit.

Zwanzigstes Kapitel.

Vorbereitung zur Reise nach Chihuahua. — Untauglichkeit verheiratheter Leute für den Handel nach Santa Fe. — Handel mit Chihuahua. — Lästige Zollgesetze. — Postwagen in Neu-Mexiko. — Unsicherheit des Briefwechsels. — Ausrüstung und Abreise. — Derecho de consumo. — Trümmer von Val Verde. — „Städte ohne Häuser." — Die Jornado del Muerto. — Laguna und Ojo del Muerto. — Sage der Arrieros. — Beschwerliche Ueberfahrt und Moräste. — Ankunft in Paso del Norte. — Anmuth des Thales. — Sierro Blanka und Los Organos. — Beschaffenheit des Landes. — Seegras. — Ein verschwindender Fluß. — Laguna de Encinillas. — Südliche Haciendas. — Ankunft. Beschaffenheit des Weges und des Bodens.

Nachdem wir die Prüfungen des Zollamtes überstanden und einige unserer Waaren gegen „Adler-Dollars" vertauscht hatten — ein Geschäft, das uns mehrere Wochen in Anspruch nahm, bereitete ich mich zum Aufbruch nach Chihuahua vor, für welchen Markt ein Theil unserer Waarenvorräthe bestimmt worden war. Diese Reise mußte ich ohne meinen Bruder antreten, der am Heimweh litt und zu seiner Familie zurückzukehren wünschte. „Wer Weib und Kinder hat," sagt Lord Bacon, „hat dem Schicksale Geiseln gegeben, denn sie sind Hindernisse großer Unternehmungen, sowohl zum Guten als zum Bösen." Leute mit solchen Verpflichtungen passen besonders nicht für das wechselvolle Leben eines Theilnehmers am Handel nach Santa Fe. Der häusliche Herd mit allen seinen geheiligten und theuren Erinnerungen wird ihnen in der Stunde der Prüfung gewiß vorschweben.

und fast bei jedem Schritte ihrer Reise werden sie schwermüthige Gedanken an die Heimat und an häusliche Verhältnisse begleiten.

Bevor ich diese neue Reise antrete, finde ich es angemessen, einige allgemeine Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des Handels nach Chihuahua vorauszuschicken. Ich habe bereits erwähnt, daß diejenigen, welche mit den nähern Umständen nicht bekannt sind, oft ihr Erstaunen darüber gezeigt haben, daß die Missouri-Kaufleute den Umweg über Santa Fe nehmen, statt die gerade Richtung nach Chihuahua einzuschlagen, während doch der größte Theil ihrer Waaren für die letztere Stadt bestimmt ist. Allein da Chihuahua erst in den letzen sechs bis acht Jahren einen Eingangshafen für ausländische Waaren erhielt, so wurde der Markt dieser Statthalterschaft hauptsächlich von Santa Fe aus versorgt. Die Oeffnung der Häfen von El Paso und Presidio del Norte berührte das kaufmännische Interesse so wenig, daß man den Verlust kaum fühlte, als Santa Annas Verordnung erschien, sie wieder zu schließen.

Die Waaren werden auf eine ganz andere Weise von den Häfen in das Innere des Landes gebracht als in den Vereinigten Staaten. Es ist nicht genug, daß man sich den langweiligen Untersuchungen in den Gränzzollhäusern fügen muß; — wir müssen uns nicht nur am Orte unserer Bestimmung eine nochmalige Untersuchung und wiederholte Bezahlung der Abgaben gefallen lassen, unsere Waaren werden noch dazu in jeder Stadt, durch die wir kommen, auf das Genaueste durchsucht. Es würde nicht rathsam sein, von der Hauptstraße abzuweichen, um diesem tyrannischen Steuersystem zu entgehen; weil nach den Landesgesetzen jede Ladung, die außerhalb der bestimmten Straße (außer im höchsten Nothfall) gefunden wird, der Beschlagnahme unterliegt, selbst wenn sie mit allen nöthigen Zollamtscheinen versehen ist.

Dazu kommen noch andere Gefahren und Zufälle, von

denen sich ein unerfahrner Händler wenig träumen läßt. Ehe man aufbricht, muß das ganze Verzeichniß der Waaren ins Spanische übersetzt werden; und von den doppelt ausgefertigten Exemplaren behält das eine das Zollamt, und das andere nebst der Guia (eine Art Waarenpaß) nimmt der Kaufmann mit. Der Händler kann drei verschiedene Bestimmungsorte in seiner Guia angeben lassen, und einen jeden davon besuchen, aber keine andern: in der Factura oder Waarenrechnung muß die pünktlichste Genauigkeit beobachtet werden, da das kleinste Versehen, sogar ein zufälliger Schreibfehler, nach den Buchstaben des Gesetzes *) die Einziehung der Waaren zur Folge haben kann.

Der Guia ist nicht nur bei der Abreise aus den Hafenorten in das Innere des Landes erforderlich, sondern unentbehrlich für die sichere Fortschaffung der Waaren aus einem Departement der Republik in das andere: ja sogar die einfache Ueberfuhr der Güter von einer Stadt zur andern, und von einem Dorfe zum andern, im nämlichen Departement, ist gerade mit den nämlichen Gefahren verbunden, und erfordert dieselbe pünktliche Genauigkeit in den Begleitscheinen. Selbst die einheimischen Manufakturen sind diesen beschwerlichen Anordnungen unterworfen. Neu-Meriko hat keine inneren Zollhäuser und ist deshalb frei von diesen strengen Vorschriften; aber von Chihuahua südlich hat jedes Dorf seine Zollbeamten, so daß derselbe Waarenvorrath oft ein halb Dutzend Mal den innern Zoll bezahlt, ehe er ganz verkauft ist.

---

*) Zum Beweise dessen genügt es, folgende Stelle des **Panta de Comisos, Kap. II., Art. 22** anzuführen: „Weder in den Guias, noch in den Facturas, noch in den Pases darf in allen durch diese Verordnung vorgesehenen Fällen etwas geändert, ausgestrichen oder eingeschaltet sein," bei Strafe der Beschlagnahme.

Auch ist es keine Kleinigkeit, diese Guia, welche so viel Schwierigkeiten und Unruhe verursacht, zu erhalten. Ehe sich die Behörden herbei lassen, eine einzige Linie zu schreiben, muß sich der Kaufmann zuerst einen Indossenten für die Tornaguia verschaffen, d. h. für ein Zeugniß von dem Zollamte, wohin die Ladung geht, daß die Güter dort gehörig eingetragen sind. Wird diese Urkunde nicht binnen einer bestimmten Zeit eingeliefert, so verfällt der Indossent einer Strafe, die dem Betrage der Abgabe gleich ist. Vielen Unbequemlichkeiten und Gefahren ist man in dieser Beziehung auch durch die Unregelmäßigkeit — ich möchte sagen, Unsicherheit der Briefposten ausgesetzt.

Wenn ich von Briefposten spreche, so muß ich bemerken, daß es keine Bequemlichkeiten dieser Art in Neu-Mexiko gibt, außer auf dem Wege von Santa Fe nach Chihuahua, und diese sind sehr unregelmäßig und unsicher. Ehe die Indianer die Landstraßen durch die Wildnisse so gänzlich in ihre Gewalt bekommen hatten, gingen alle vierzehn Tage Briefposten zwischen diesen beiden Städten; jetzt gehn sie aber seltener, und sind in der That bloße Eilboten, die abgesendet werden, wenn es die Gelegenheit erheischt. Es gibt aber auch neben der Furcht vor den räuberischen Wilden noch andere Ursachen, die den Briefpostenverkehr in Neu-Mexiko sehr unsicher machen: nämlich die Unredlichkeit der obern Beamten. Leute, denen der Postmeister oder die „Machthaber" nicht gewogen sind, und die Briefe nach dem Süden absenden wollen, warten gewöhnlich entweder auf eine Privatgelegenheit, oder schicken ihre Briefe auf ein etwa achtzig Meilen entferntes Postamt (dem einzigen außer Santa Fe in ganz Neu-Mexiko), um eine Untersuchung in der Hauptstadt zu vermeiden. Zudem führt der Postbote oft den Schlüssel des Briefsackes bei sich (weil auf den verschiedenen Postämtern nicht selten die doppelten fehlen), und läßt oft Jeden gegen ein kleines Trinkgeld die Briefe untersuchen. Ich war einst Zeuge eines solchen Falles in der Jornada del Muerto, wo der ganze Briefsack auf das

Gras ausgeschüttet wurde, damit ein Individuum die Briefe durchsehen konnte, das für diesen Genuß dem gefälligen Postboten blos einen Dollar bezahlen mußte.

Der derecho de consumo (Innere- oder Verbrauch-steuer) ist eine Abgabe, welche durchschnittlich zwanzig Procent des Einkaufspreises der Waaren in den Vereinigten Staaten beträgt. Sie ersetzt eine direkte Steuer zur Erhaltung der Departements-Regierung und ist gewiß das lästigste, wo nicht drückendste Steuersystem, das je zur Deckung der Verwaltungskosten eingeführt ward. Es ist nicht nur ein Hemmniß für die Handelswohlfahrt des Landes, sondern ein mächtiger Sporn zu Betrügereien. Die Landleute namentlich nehmen zu jedem verbotenen Mittel ihre Zuflucht, um dieser drückenden Last zu entgehen; denn alle Lebensmittel, die sie auf den Markt bringen, seien es Fische, Fleisch, Geflügel, oder Obst und Gemüse, werden mehr oder minder besteuert; während eine andere Steuer von den Waaren erhoben wird, die sie aus dem Ertrage ihrer Erzeugnisse kaufen. Dieses so hübsch mit Bestechungen verbundene System wird aus dem Grunde beibehalten, weil es eine direkte Steuer ersetzt, die für ein Uebel gilt, dem sich das „freie und unabhängige" Volk von Mexiko nie unterwerfen würde. Außer den kleinen Plackereien, die mit der Nachlässigkeit der Zollamtseinrichtungen zusammenhängen, kann Niemand ohne Paß durch das Land reisen, was für einen freigebornen Amerikaner eine wahrhaft unerträgliche Last ist.

Als wir endlich alle die ärgerlichen zu unserer Reise nothwendigen Vorbereitungen getroffen hatten, machten wir uns am 22. August auf den Weg nach Chihuahua. Ich selbst hatte für diesen Markt nur sechs Wagen geladen; da ich mich aber an einige andere Kaufleute angeschlossen, bestand unsere kleine Karavane wieder aus vierzehn Wagen und etwa vierzig Mann. Obgleich unsere Straße durch das Innere von Nord-Mexiko führte,

so war es doch der feindseligen Wilden wegen, die den größten Theil des Weges, den wir ziehen mußten, unsicher machten, höchst nothwendig, in starken Karavanen zu reisen, und keine von den Sicherheitsmaaßregeln zu sparen, die in den Prairien erforderlich sind.

Unser Weg führte die ersten hundert und dreißig Meilen durch die neumexikanischen Ansiedelungen am östlichen Ufer des Rio del Norte. Auf der ganzen Strecke war keine Schenke irgend einer Art zu finden, wir mußten uns also mit sehr geringen Bequemlichkeiten begnügen. Da wir uns vor unserer Abreise mit Decken und Büffelhäuten zu unserer Bettung versehen hatten, waren wir vorbereitet, um selbst in den Dörfern unter freiem Himmel zu schlafen; denn in dieser trockenen und gesunden Luft kommt es selten vor, daß sich die Reisenden die Mühe geben, Zelte aufzuschlagen. *) Wenn ich allein oder mit einigen Gefährten reiste, habe ich immer viel Gastfreundschaft bei den Rancheros und Landleuten angetroffen. Welche Sünden dieses unwissende Volk auch zu verantworten haben mag, müssen wir ihm wenigstens zwei glänzende Tugenden zugestehen — Dankbarkeit und Gastfreundschaft. Ich hatte mich nur gleich Andern über eine sehr unangenehme Gewohnheit zu beklagen, die unter ihnen herrschend ist. Statt den Preis für die Dienste zu bestimmen, die sie den Reisenden leisten, sagen sie blos, „Lo que guste," oder

*) So dürftig auch unsere Nachtlager scheinen mögen, so waren unsere mexikanischen Maulthiertreiber noch viel schlechter versehen. Es ist wirklich bewunderungswürdig, wie viel diese abgehärtete Race ertragen kann. Sogar im kältesten Winter haben sie selten mehr als eine einzige Decke — den Sarape, welcher ihnen bei Tage als Mantel dient, und bei der Nacht ihr einziges Bett und Bettzeug ist.

„Lo que le de la gana“ (was Ihnen beliebt, oder was Sie geben wollen), wobei sie dann natürlich von dem freigebigen Fremden mehr erwarten, als sie mit gutem Gewissen fordern dürften.

Nach einer zehntägigen Fahrt erreichten wir die südlichen Niederlassungen von Neu-Mexiko, und zwanzig bis dreißig Meilen weiter abwärts am Flusse die Trümmer von Valverde. Dieses Dorf wurde ungefähr vor zwanzig Jahren in einem der fruchtbarsten Thäler des Rio del Norte gegründet. Seine Bevölkerung vermehrte sich schnell, bis durch einen Einfall der Navajoes die Einwohner genöthigt wurden, dasselbe mit bedeutendem Verluste zu verlassen, und seitdem wurde das Dorf nie wieder bewohnt. Die Niederungen des Thales, welche an vielen Orten aus einem fruchtbaren angeschwemmten Lehme bestehen, sind seitdem brach gelegen und werden vielleicht noch lange vernachlässigt werden, bis der Geist der Civilisation seinen wohlthuenden Einfluß über dieses Land verbreitet haben wird. Dieser Boden ist für die Bebauung am werthvollsten, weil die Nähe des Flusses die Bewässerung erleichtert; da nur zu oft die besten Ländereien der Niederlassungen wegen Mangel an Wasser unfruchtbar bleiben.

Unser nächster bemerkenswerther Lagerplatz war Frai Cristobal, der gleich manchem andern längs der Straße weder eine Stadt noch ein Dorf, sondern nur ein einsamer Platz am Ufer — ein bloßer parage, oder Lagergrund ist. Wir waren schon über San Pascual, El Contadero hinaus und hörten unterwegs von Aleman, Robledo und einem Dutzend anderer sprechen, die einen Fremden hätten auf die Vermuthung führen können, die Straße sei mit blühenden Dörfern besetzt. Der Arriero mahnt mit den Worten zur Eile — „wir müssen San Diego vor Schlafenszeit erreichen.“ Wir reiten vielleicht mit verdoppeltem Eifer, in der Hoffnung, in einer Stadt zu rasten; aber ach! bei unserer Ankunft finden wir nur einen Ort,

wo wir uns mit Wasser versorgen können, und nicht einmal Rasen genug zur Weide für unsere Thiere. So hat jeder Punkt längs der Straße durch diese Wildniß, der als Lagerplatz diente, einen besonderen Namen erhalten, den jeder Maulthiertreiber, der diesen Weg macht, kennt. Viele dieser, jeder menschlichen Spur baren Plätze sind auf den meisten der neuern Landkarten als Städte und Dörfer verzeichnet. Aber es gibt keine einzige Ansiedelung (außer der in der neuesten Zeit angelegten) von den früher erwähnten an bis in die Nähe von El Paso, auf einer Strecke von fast zweihundert Meilen.

Abends kamen wir in Frai Cristobal an, da dies jedoch an der Schwelle der berüchtigten Jornada del Muerto liegt, so schien es uns rathsam, unsere Thiere bis zum folgenden Mittag hier rasten zu lassen. Die Straße, auf welcher wir bis jetzt gereist waren, führt zwar zuweilen über Hügelrücken und wellenförmiges Gelände, läuft aber meistens den Fluß entlang und größtentheils im eigentlichen Thalgrunde: hier jedoch verläßt sie den Fluß und geht beinahe achtzig Meilen lang über ein Tafelland an der Ostseite eines schmalen Gebirgsrandes, dessen westlichen Fuß das geschlängelte Strombett des Rio del Norte umfängt. Die zackigen Klippen, welche von diesem Gebirge vorspringen, machen das östliche Ufer des Flusses fast ganz unzugänglich. Da die gerade Straße über die Ebene ganz ohne Wasser ist, brauchten wir die Vorsicht, alle unsere Tonnen in Frai Cristobal zu füllen, und brachen endlich am späten Nachmittage auf. Wir fanden es in der Regel sehr vortheilhaft, diese dürren Landstriche in den kühlen Abendstunden zu durchziehen, da die Maulthiere weniger Durst leiden und munterer gehen, besonders in der warmen Jahreszeit.

Früh am nächsten Morgen erreichten wir die Laguna del Muerto oder den „See des todten Mannes," wo auch nicht eine Spur von Wasser anzutreffen war. Dieser See ist blos

eine Vertiefung in der Ebene von einigen Ruthen im Durchmesser und nur während der Regenzeit mit Wasser gefüllt. Die Sümpfe, welche nach der Aussage einiger Geschichtschreiber in der Nähe sein sollen, sind nirgends zu finden, und in allen Richtungen sieht man nichts als das festeste und trockenste Flachland. Um den durstigen Thieren Wasser zu verschaffen, ist es oft nöthig, hier Halt zu machen und sie zum Ojo del Muerto zu treiben (Quelle des todten Mannes), fünf oder sechs Meilen westwärts mitten im Schooße des Gebirgsrückens, der zwischen uns und dem Flusse lag. Diese Gegend ist einer der Lieblingsplätze der Apaches und mancher arme Arriero hat da seinen frühzeitigen Tod gefunden. Der Weg zur Quelle windet sich zwei oder drei Meilen lang eine enge Schlucht hinab, die auf beiden Seiten von schroffabfallenden Felsen eingefaßt ist, während die vielen Klippen und Zacken, die ihre finstern Stirnen über den Abgrund verstecken, den mordgierigen Wilden zu blutigen Gräuelthaten einzuladen scheinen.

Es gibt eine Sage unter den Arrieros, aus der hervorzugehen scheint, daß die einzige in alten Zeiten in der Gegend der Jornada bekannte Straße ihren gekrümmten Lauf an der westlichen Seite des Flusses nahm. Um die Entfernung zu verkürzen, unternahm es ein unerschrockener Reisender, diesen öden Landstrich in einem Tage zu durchwandern — weil er jedoch bei dem Versuche umgekommen war, hat die Straße seither immer den Namen la Jornada del Muerto geführt, „die Reise des todten Mannes" oder genauer „die Tagereise des todten Mannes." So viel möchte gewiß sein, daß dieser gefährliche Paß in frühern Zeiten vielen Reisenden das Leben gekostet hat, und als wir endlich Robledo, einen Lagerplatz am Ufer, erreichten, wo wir Holz und Wasser im Ueberflusse antrafen, dankten wir dem Himmel von Herzen, daß die öde Jornada unserer Gesellschaft nicht ernstlichere Nachtheile verursacht hatte. Wir befanden

uns nun in der Statthalterschaft Chihuahua, da die Grenze zwischen ihr und Neu-Mexiko sich nicht weit von Robledo hinzieht.

Wir waren noch immer mehr als sechzig Meilen oberhalb Paso del Norte, aber die Straße senkte sich nun in das Stromthal oder über die dasselbe begränzenden niedern Hügel hinab. Auf unserer Reise von hier bis El Paso kamen wir an den Trümmern mehrerer Niederlassungen vorbei, die früher reich und blühend gewesen, seitdem aber in Folge der räuberischen Einfälle der Apaches verlassen worden waren.

Am 12. September erreichten wir die gewöhnliche Furt des Rio del Norte, sechs Meilen oberhalb El Paso; da jedoch der Strom einigermaßen angeschwollen war, fanden wir es unmöglich, mit unseren Wagen überzusetzen. Der Leser wird ohne Zweifel mit Erstaunen hören, daß es an diesem großen Flusse des Nordens nicht eine einzige Fähre gibt, bis man zur Mündung kommt. Aber wie setzen die Leute hinüber? Nun, während drei Viertheilen des Jahres ist er überall zu durchwaten und wenn die Regenzeit eintritt, so muß jeder auf seinem Ufer bleiben oder schwimmen, denn selbst Boote sind sehr selten. Da wir jedoch weder unsere Waaren noch Wagen schwimmend hinüberschaffen, noch auf das Fallen des Wassers warten konnten, so blieb uns keine andere Wahl, als die Fuhrwerke abzuladen und die Waaren in einem kleineten, wa dreißig Fuß langen und zwei Fuß breiten Kahne hinüber zu führen, den wir uns glücklicher Weise verschaffen konnten.

Es gelang uns, eine Stelle zu finden, die so seicht war, daß wir unsere leeren Wagen hinüber schaffen konnten: ohne diesen glücklichen Zufall wären wir genöthigt gewesen, sie aus einander zu nehmen, wie ich es früher gethan hatte, und in dem früher erwähnten kleinen Kahne an das andere Ufer zu bringen. Ein halber Wagen kann auf diese Weise auf einmal hinüber gebracht

werden, wenn man ihn auf dem Kahne sorgfältig in's Gleichgewicht stellt, aber allerdings ist man in hohem Grade der Gefahr ausgesetzt, auf der Ueberfahrt umzuschlagen.

Dieser Strom verursacht, selbst wenn er durchwatet werden kann, oft große Beschwerden, da er gleich dem Arkansas vielen Triebsand mit sich führt. An einigen Stellen sinken die Wagen, wenn man sie nur einen Augenblick im Flusse anhält, sogleich tief ein. Es sind Fälle vorgekommen, wo es nöthig wurde, nicht allein die Maulthiere bei den Ohren herauszuziehen und einen Ballen der Ladung nach dem andern hervorzuholen, sondern auch die Wagen, Stück für Stück, Rad nach Rad an's Ufer zu fördern.

Am 14. zogen wir in die Stadt El Paso del Norte*) ein, welche die nördlichste Niederlassung in der Statthalterschaft Chihuahua ist. Hier mußte unsere Ladung von einem finsteren mürrischen Beamten untersucht werden, der, wie wir befürchteten, bei dem geringsten Anscheine von Unregelmäßigkeit in unseren Papieren unsere Waaren in Beschlag nehmen würde, allein ungeachtet unserer düsteren Ahnungen bestanden wir die Prüfung ohne Schwierigkeit.

Das Thal von El Paso soll eine Bevölkerung von viertausend Einwohnern haben, die längs dem westlichen Ufer des Rio del Norte über zehn Meilen weit zerstreut sind. Diese Nie-

---

*) Dieser Ort wird von den Amerikanern oft „The pass" genannt. Es wurde an einer andern Stelle angedeutet, daß man seinen Namen von dem Hinziehen der Flüchtlinge bei der Metzelei im Jahre 1680 herleitet, viele meinen jedoch und wohl mit Grund, daß er von dem Durchziehen des Flusses (El Paso del Rio del Norte) zwischen zwei Bergspitzen herkommt, die gerade ober der Stadt zu beiden Seiten gegen ihn vorspringen.

lassungen sind so dicht mit Weingärten, Obstgärten und Kornfeldern untermischt, daß sie eher wie Pflanzungen, als wie eine Stadt aussehen: es verdient in der That nur ein einziger kleiner Theil am vorderen Ende des Thales, wo der „plaza publica“ (Marktplatz) und die Pfarrkirche sich befinden, diesen Namen. Zwei bis drei Meilen ober der plaza ist ein Damm von Steinen und Gesträuch über den Fluß, um seinen Lauf in einen Kanal zu leiten, der bei niedrigem Wasserstand fast die Hälfte des Stromes zur Bewässerung durch dieses fleißig angebaute Thal führt. Hier wurden wir mit den schönsten Früchten bewirthet: die Trauben besonders hatten einen ausgezeichneten Geschmack. Die Einwohner bereiten daraus einen sehr guten, dem Malaga ähnlichen Wein. Sie destilliren auch eine Art Aguardiente (Branntwein) daraus, der zwar sehr schwach ist, aber doch einen äußerst angenehmen Geschmack hat. Diese Getränke nennen die Amerikaner „pass wine“ und „pass whiskey,“ und sie sind ein einträglicher Handelsartikel, der auf die Märkte von Chihuahua und Neu-Mexiko *) gebracht wird.

Wie ich früher bemerkt habe, führt die Straße von Santa Fe nach El Paso stellenweise längs dem Ufer des Rio del Norte, oder über die angränzenden Hügel und Flächen; doch war die Sierra, welche das Wasser dieses Flusses von dem des Rio Pecos trennt, stets zu unserer Linken sichtbar. An vielen Orten theilt sich das Gebirge in einzelne Hügel, von denen einer den

*) In Neu-Mexiko wird sehr wenig eigentlicher „aguardiente“ (Branntwein) bereitet. Es war in der ganzen Provinz keine einzige Brennerei, bis vor etwa zwanzig Jahren Amerikaner eine errichteten. Seitdem hat man hier viel Branntwein erzeugt, besonders in der Gegend von Taos, — größtentheils aus Weizen, weil dieses das wohlfeilste Korn ist, welches das Land hervorbringt.

Namen Sierra Blanca trägt, weil sein Gipfel bis spät in den Frühling mit Schnee bedeckt ist, und ganz das Aussehen einer glänzend weißen Wolke hat. Weiter südlich erhebt sich ein, in noch höherem Grade malerischer Hügel, „Los Organos“ genannt, der aus einer ungeheuren Klippe von Basalt-Säulen besteht, die einige Aehnlichkeit mit Orgelpfeifen haben, woher der Berg den Namen führt. Diese beiden Sierras sind als die Schlupfwinkel der so gefürchteten Apaches verrufen.

Die nördlich von El Paso liegenden Gebirge sind meistens mit Fichten, Cedern und einer Art Zwergeiche bewachsen. Die Thäler sind mit Baumwollenholz und stellenweise mit Mezquites besetzt, die man aber selten höher hinauf als bis zu den niedersten Ansiedelungen Neu-Mexikos findet. In der unmittelbaren Nähe von El Paso gibt es noch ein anderes Gewächs „tornillo“ (Schraubenholz) genannt, seiner spiralförmigen Samenkapsel wegen, die zwar von anderer Gestalt als die Mezquitebohne ist, ihr aber an Geruch gleich kommt. Die Flächen und Hochebenen haben im Allgemeinen den Charakter der Prairien, und unterscheiden sich von jenen im ganzen nördlichen Mexiko nicht sehr, welche fast überall von Holz entblößt sind.

Eine der nützlichsten Pflanzungen für die Bewohner von El Paso ist die Lechuguilla, die im Ueberfluß an den Hügeln und Bergabhängen in der Nähe, und an vielen andern Orten gegen Süden vorkommt. Ihre Stengel gleichen der der Palmilla, geben, wenn sie zerdrückt, geschabt und gewaschen sind, so starke Fasern wie das Manilla-Seegras, und lassen sich eben so gut zu Stricken und andern Gegenständen verarbeiten.

Nachdem wir El Paso verlassen, mußten wir westlich vom Flusse ablenken, da die Stadt Chihuahua noch fast hundert Meilen westlich liegt. Dreißig Meilen weiter erreichten wir Los Médanos, eine Masse Sandhügel, durch die der Weg etwa sechs Meilen weit führt. Da die Gespanne nicht im Stande

sind, einen beladenen Wagen durch diese sandige Gegend zu ziehen, mietheten wir in El Paso einen Zug Maulthiere, auf denen wir unsere Waaren hindurch führten. Diese Médanos bestehen aus ungeheuren Hügeln und Erhöhungen von bloßem Sand, wo man an vielen Stellen keine Spur von Pflanzenwuchs findet. Durch die tiefsten Schluchten zwischen diesen Hügeln windet sich die Straße.

Diese Strecke Weges wird noch unangenehmer und ermüdender durch den großen Wassermangel. Man findet in einer Entfernung von sechzig Meilen von El Paso aus, blos zwei übelriechende Quellen oder Lachen, deren Wasser nur die Noth trinkbar machen kann. Ein wenig weiter entdeckten wir dieses Mal ganz unerwartet einen Ueberfluß dieses unentbehrlichen Elementes. Als wir an dem See Patos vorbei kamen, sahen wir zu unserem größten Erstaunen, daß die Straße vor uns mit einer großen Wassermenge überfluthet war, die ein frischer Wind bewegte, als ob plötzlich ein großer Fluß durch übernatürliche Kräfte hier entstanden wäre. Wir konnten uns das Geheimniß lange nicht erklären. Endlich wurden wir inne, daß vor Kurzem die Flüsse, welche in den See Patos strömen, ausgetreten waren und ihn über seine Ufer trieben, was der Grund dieses unwillkommenen Ereignisses war. Wir mußten einige Stunden lang durch Schlamm und Wasser waten, ehe wir hinüber kamen.

Am folgenden Tage erreichten wir die Acequia unterhalb Carrizal, ein kleines Dorf mit blos zwei bis dreihundert Einwohnern, das aber Erwähnung verdient, weil sich daselbst ein Presidio (Feste) befindet, in welchem eine Kompagnie Soldaten liegt, um das Land gegen die Räubereien der Apaches zu schützen, die jedoch nichts desto weniger fortfahren, die Rauchos in der Nachbarschaft zu verheeren und ihre Gewaltthaten nach Belieben selbst im Angesichte der Feste zu verüben.

Ungefähr zwölf Meilen südlich von Carrizal entspringt eine

der angenehmsten warmen Quellen, Ojo Caliente genannt, wo wir am nächsten Tage ankamen. Sie bildet ein etwa dreißig Fuß langes und halb so breites Becken, das gerade tief und warm genug ist, um in allen Jahreszeiten ein äußerst angenehmes Bad zu gewähren. Wäre diese Quelle, die in einem muntern kleinen Bache abfließt, irgendwo auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten, so würde sie sich ohne Zweifel bald in einen modischen Badeort verwandeln. Mit dieser Quelle scheint eine ziemlich auffallende Naturerscheinung in Verbindung zu stehen. Sie kommt ohne Zweifel aus dem kleinen Flusse Carmen, der eine halbe Meile davon vorbeifließt und endlich in den früher erwähnten See Patos einmündet. Das gesammte Wasser dieses Stromes verschwindet mehrere Meilen oberhalb der Quelle im Sand und es würde für den Geologen anziehend sein, zu untersuchen, welche Erdschichten, die er auf seinem unterirdischen Laufe durchströmt, ihm einen so hohen Wärmegrad mittheilen, bevor er in dieser Quelle hervorbricht.

Nach unserem Uebergange über den Rio Carmen, der zwar gewöhnlich keinen Tropfen Wasser in seinem Bette hat, jetzt aber zu einem ziemlich reißenden Strome angewachsen war, stießen wir auf keinen besonders erwähnenswerthen Gegenstand, bis wir die Laguna de Encinillas erreichten. Dieser See ist zehn bis zwölf Meilen lang und zwei bis drei breit und scheint selbst während der größten Ueberschwemmungen keinen Abfluß zu haben, obwohl sich mehrere kleine beständig fließende Bäche von den umliegenden Bergen herab in ihn ergießen. Das Wasser dieses Sees ist während der trockenen Jahreszeit so stark und widrig mit bittern Salzen geschwängert, daß es für Menschen und Thiere ganz ungenießbar wird. Der vorherrschendste dieser schädlichen Bestandtheile ist eine Art Alkali, das dort unter dem Namen Tequesquite bekannt ist. Auf dem hochliegenden Flachlande in ganz Nord-Mexiko sieht man es oft auf

der Oberfläche sumpfiger Gegenden hervorsickern, wo es eine grauliche Kruste bildet. Es wird in großer Menge in den Seifensiedereien gebraucht, und zuweilen bedienen sich auch die Bäcker desselben, um das Brod aufzutreiben. Wir hatten hier einen neuen Beweis von den beunruhigenden Wirkungen der vor Kurzem eingetretenen Ueberschwemmung, da die Straße mehrere Meilen weit längs dem Ufer des Sees gänzlich unter Wasser stand. Am Empfindlichsten zeigten sich jedoch die verderblichen Folgen der Regengüsse in der Stadt Chihuahua selber. Einige geringere Gebäude aus Lehmziegeln wurden so durchnäßt, daß sie zusammenstürzten, wobei mehrere Menschen ums Leben kamen.

Das Thal von Encinillas ist sehr ausgedehnt und fruchtbar und umfaßt eines jener fürstlichen Landgüter, die weiter gegen Süden so häufig vorkommen und unter dem Namen Haciendas bekannt sind. Es hat Ueberfluß an vortrefflichen Weiden und an Vieh aller Art. In früheren Zeiten, bevor die Apaches das Land so ganz verheert hatten, glichen die Heerden, welche in diesem schönen Thale weideten, sehr den Büffeln der Ebenen, indem sie fast eben so wild und größtentheils von dunkler Farbe waren. Manche Eigenthümer dieser prächtigen Haciendas setzen ihren Stolz darein, bei ihrem Vieh fortwährend die gleiche Farbe zu erhalten: so ist es bei einigen schwarz, bei andern roth, bei andern weiß, oder von jeder andern Schattirung, je nachdem die Laune des Eigenthümers es mit sich bringt.

Als wir uns Chihuahua näherten, hatte unsere Gesellschaft mehr das Aussehen eines Leichenzuges als einer Schaar von Abenteurern, die dem vollen Genusse „gaukelnder Hoffnungen" und der Verwirklichung „goldener Träume" entgegengehen. Jedermann ängstigte sich darüber, wie wohl das Benehmen der Zollbeamten sein würde. Was mich selber betrifft, so hatte ich noch nicht ganz verschiedene Plagereien und Geduldprüfungen

vergessen, die ich im Jahre 1837 bei einer ähnlichen Gelegenheit erfahren mußte. Allein sehr zu unserem Erstaunen und zu unserer Freude wurden wir bei unserer Ankunft von den Gewalthabern des Zollhauses mit einer fast unbegreiflichen Nachsicht behandelt. Sobald wir aber über den Zauber, der zu unsern Gunsten wirkte, Aufschluß bekamen, fanden wir ihn sehr einfach. Im verflossenen Frühling hatte eine Karavane von Chihuahua unmittelbar den Weg nach den Vereinigten Staaten genommen und wurde täglich zurück erwartet. Die Zollbeamten hatten sich bereits durch gewisse gewichtige Gründe verbindlich gemacht, die Eigenthümer der Karavane mit ausgezeichneten Gunstbezeugungen zu empfangen, und der Senor Administrator Delentas, Zuloaga selber, erwartete eine Ancheta von Waaren. Hätten sie uns daher mit der gewohnten Strenge behandelt, so wäre der Gegensatz gar zu auffallend gewesen.

Wir langten in Chihuahua am 1. Oktober an, nach einer Reise von vierzig Tagen, mit schwerer beladenen Wagen, als wir beim Aufbruche in den Vereinigten Staaten gehabt hatten. Die ganze Entfernung von Santa Fe bis Chihuahua beträgt ungefähr 550 Meilen, da man 320 bis Paso del Norte und 230 von dort bis Chihuahua rechnet. Die Straße von El Paso südlich ist meistens fest und schön, mit Ausnahme der bereits erwähnten Sandhügel und wird nur unangenehm durch die Seltenheit und den gelegentlichen schlechten Geschmack des Wassers. Der Weg zieht sich über eine Hochebene zwischen zahlreichen, abgesonderten Rücken niedriger Berge hin, gleichsam Ausläufer des Hauptstocks der Cordilleras, die in bedeutender Entfernung westwärts liegen. Die meisten dieser ausgedehnten Ebenen müssen, obwohl der Boden an manchen Stellen fruchtbar aussieht, wegen ihrer natürlichen Trockenheit und weil es gänzlich an Wasser zur Bewässerung fehlt, für den Ackerbau nutzlos bleiben.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ausflug von Chihuahua nach Aguascalientes, im Jahre 1835. — Handel im Süden und Ferias. — Hacienda de la Zarar und ihre zahllosen Heerden. — Rio Nazas und Seen ohne Abfluß. — Perennirende Baumwolle. — Erpressungen für Wasser und Weide. — Kirchendorf. — Stadt Durango und ihre Eigenthümlichkeiten. — Jagd auf Skorpionen. — Wachsendes Negerthum. — Räuber und ihr **modus operandi**. — Stadt Aguascalientes. — Badescene. — Eilige Rückkehr nach dem Norden. — Mexikanischer Maulthierbeschlag. — Schwierigkeiten und Verlegenheiten. — Ein Freund in der Noth. — Ankunft in Zacatecas. — Stadtbequemlichkeiten. — Unmodische Gasthöfe. — Lage, Befestigungen u. s. w. von Zacatecas. — Belagerung durch Santa Anna und dessen leichter Sieg. — Rückkehr nach Durango. — Bürgerkrieg unter den Machthabern. — Ich komme mit genauer Noth davon. — Schwierigkeiten auf dem Wege. — Glückliche Ankunft in Chihuahua. — Beschaffenheit des südlichen Landes.

Der geduldige Leser, der mich bis hieher begleitet hat, ohne sich von einigen langweiligen Einzelnheiten abschrecken zu lassen, wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich hier einen kurzen Bericht von einer Reise einschalte, die ich nach Aguascalientes im Innern des nördlichen Mexiko im Jahre 1835 machte, und den ich meiner angenommenen Eintheilung zufolge nicht früher in seiner chronologischen Ordnung mittheilen konnte.

Der Verkehr mit dem Süden ist ein sehr wichtiger Handelszweig dieses Landes, bei dem sowohl Fremde als Einheimische stets betheiligt sind. Die meisten Kaufleute, welche Waarenlager

in Chihuahua haben, halten gewöhnlich eine Auswahl mexikanischer Fabricate aus den Manufacturen zu Leon, Aguascalientes und anderen Fabricaten in den südlichern Bezirken der Republik. Es werden dort zu bestimmten Zeiten regelmäßige Ferias (Märkte) gehalten, die stets sehr besucht sind, sowohl von Käufern als Verkäufern. In der Republik finden jährlich etwa zehn solcher Messen statt, von denen jede in der Regel eine Woche und noch länger dauert. Ich ward eben so sehr durch das Verlangen, die sonnigen Gegenden des Südens zu sehen, als durch Handelsgeschäfte bewogen, im Jahre 1835 diese Reise zu unternehmen; und da es mir meine anderweitigen Verbindungen seitdem nicht mehr erlaubt haben diesen Landstrich zu besuchen, so scheinen mir die wenigen bemerkenswerthen Aufzeichnungen, die ich mir machte, hier eher als an irgend einem andern Orte meines Werkes, den ich hätte wählen können, am Platze zu sein.

Ich reiste am 26. Februar 1835 von Cihuahua ab. Meine Gesellschaft bestand, mich selbst eingeschlossen, aus vier Personen, und wir hatten zwei leere Wagen bei uns — keine sehr furchtbare Bedeckung, um sowohl uns als unser Geld und unsere Silberbarren — das einzige versendbare Landesgeld — gegen die Räuberbanden zu schützen, welche zu allen Zeiten den Weg südlich von Durango unsicher machen. Vom Chihuahua bis zu jener Stadt ward die Straße durch die steten Feindseligkeiten der Indianer noch gefährlicher.

Am 7. März erreichten wir jedoch ohne Unfall die Stadt Cerro Gordo, die nördlichste Ansiedelung in der Statthalterschaft Durango, und am folgenden Tage La Zarca, das ansehnlichste Dorf einer der ausgedehntesten Haciendas im Norden. So ungeheuer ist der Viehstand auf diesem Gute, daß, wie es heißt, der Eigenthümer die ganze Hacienda mit Vieh u. s. w. blos unter der Bedingung zum Verkaufe ausbot, daß ihm für jedes daselbst

befindliche Stück Vieh ein halber Dollar bezahlt werden sollte, und doch bis jetzt noch niemand im Stande oder geneigt war, hinlängliche Geldmittel aufzutreiben, um das Anerbieten anzunehmen. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß, wenn je ein solcher Vorschlag gemacht wurde, der Eigenthümer Alles, was er an Ratten und Mäusen, an Gewürm und Insekten besaß, kurz jede Art von „Kleinvieh" auf seinen Meiereien in die Forderung einzuschließen beabsichtigte. Dieses Gut umfaßt ein Gebiet von vielleicht hundert Meilen in der Länge und enthält mehrere blühende Dörfer.

Zwei Tage darauf kamen wir an den Rio Nazas, einen schönen kleinen Fluß, der sich in den See Cayman*) ergießt. Rio Nazas ist wegen des Anbaues jener Baumwolle berühmt, die in Folge der Milde des Klimas zuweilen nur jedes dritte oder vierte Jahr frisch gepflanzt wird. Die leichten Winterfröste zerstören selten mehr als den obern Theil des Stengels, so daß die Wurzel fast perennirend ist. Ungefähr fünf und zwanzig Meilen weiter machten wir im Bergwerkdorfe La Noria Halt, wo wir Wasser für unsere Maulthiere kaufen mußten — eine Ausgabe neuer Art für einen reisenden Amerikaner, die aber kaum Veranlassung zur Klage geben kann, indem das Wasser mit großer Mühe aus Brunnen geschöpft werden muß. Es ist auch nicht ungewöhnlich, daß die Eigenthümer der Haciendas eine Vergü-

*) Die zahlreichen kleinen Seen im Innern Mexikos, die keinen Ausfluß haben und denen doch Flüsse beständig Wasser zuführen, sind eine Erscheinung, die den Bewohnern unserer feuchten Himmelsstriche sehr sonderbar vorkommt. Allein in jenen hohen trockenen Gegenden geht so viel Wasser im Sande und noch mehr durch Verdünstung verloren, daß außer bei ungewöhnlichen Regengüssen kein beträchtliches Steigen in den Seen eintritt.

tung für das Gras in Anspruch nehmen, welches die Thiere der Reisenden auf den offenen Ebenen verzehrt haben — eine Art Erpressung, von der man in Nord-Mexiko nie hört.

Unser nächster Lagerplatz war Cuencame, das wohl das Kirchendorf heißen könnte, denn obwohl es eine sehr kleine Bevölkerung enthält, so gibt es daselbst doch fünf bis sechs Gebäude dieser Art. Da ich in Durango, das vierzig bis fünfzig Meilen westlich von der südlichen Hauptstraße liegt, Geschäfte abzumachen hatte, so schlug ich den geraden Weg nach dieser Stadt ein wo ich am 16. März ankam.

Durango ist eine der schönsten Städte im Norden und zählt ungefähr 20,000 Einwohner. Es liegt in einer flachenen Ebene und ist auf allen Seiten von niedrigen Bergen eingeschlossen. Man sieht daselbst zwei oder drei hübsche Plätze mit vielen schönen Gebäuden und einigen wirklich prächtigen Kirchen. Die Stadt wird aus einem ein paar Meilen entfernten starken Quell durch mehrere offene Wasserleitungen, welche durch die Straßen führen, mit Wasser zur Bewässerung der Gärten und zu vielen anderen gewöhnlichen Zwecken versehen. Da jedoch die Leitungen durch hineingeworfene Abfälle verunreinigt werden, so nehmen die Einwohner, die es zu bezahlen vermögen, ihr Wasser zum Trinken und Küchengebrauche meistens von den Aguadores, die es an der Quelle gewöhnlich in große Krüge füllen und auf Eseln in die Stadt bringen.

Durango ist die erste nördliche Stadt, wo sich das Auge an der Mannigfaltigkeit jener tropischen Früchte weiden kann, wegen welcher das südliche Mexiko mit solchem Rechte berühmt ist. Obwohl es eigentlich nicht die Jahreszeit dazu war, so fand man den Markt doch mit den köstlichsten und auserlesensten Erzeugnissen dieser Art wirklich überfüllt. Die Maguey, aus welcher

man das beliebte Getränk Pulque*) bereitet, wird nicht nur häufig auf den Feldern angebaut, sondern wächst auch überall in den Ebenen wild. Da jetzt die eigentliche Pulque-Zeit war, so sah man hunderte von Karren mit Krügen und Bechern beladen, welche dieses beliebte Getränk vom süßesten ungegohrenen Zustande bis zur Beschaffenheit des starken Ciders enthielten, während das unaufhörliche Geschrei: **Pulque! Pulque dulce! Pulque bueno!** vermischt mit den gellenden und mißtönenden Rufen der Fruchtverkäufer ein Gewirr von Tönen verursachte, bei welchem man unmöglich sein eigenes Wort hören konnte.

Durango ist auch als das Hauptquartier der ganzen Scorpionen-Familie berüchtigt. Besonders im Frühling werden die Häuser von diesen giftigen Insekten stark heimgesucht, so daß viele Leute genöthigt sind, eine Art Moskito-Gitter um ihre Betten zu stellen, um sie davon entfernt zu halten. In der Ab-

---

*) Aus dem Pulque wird auch ein Branntwein, Mezcal genannt, destillirt. Die Maguey (agave americana) wird überdies häufig zu Hecken benützt. Sie ist hier doppelt nützlich, weil sie eine wohlfeile und wirksame Einfriedigung abgibt und zugleich zur Erzeugung von Pulque benützt wird. Wenn sie zu diesen Zwecken nicht mehr länger brauchbar ist, so wird der fleischige Stengel durch Rösten in ein angenehmes Nahrungsmittel verwandelt, während die faserichten Blätter nach gehöriger Zubereitung noch nützlicher sind. Sie werden zu Stricken, Säcken u. s. w. verarbeitet, die den aus gewöhnlichem Seegrase verfertigten gleichen, obwohl die Fasern feiner sind. Es gibt eine Art, die jedoch keinen Pulque liefert, deren in dem Lande unter dem Namen Pita bekannte Fasern fast so fein als zugerichteter Hanf sind und gewöhnlich als Zwirn für Schuhe, Sattlerwerk und andere Arbeit benützt werden.

sicht, die Stadt von dieser schrecklichen Plage zu befreien, hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche eine Belohnung von einer Cuartilla (drei Cent) für jeden Alacran (Scorpion) zahlt, der ihr eingeliefert wird. Durch den Gewinnst angelockt, machen die müßigen Jungen der Stadt immer Jagd auf diese Thiere: so daß im Laufe eines Jahres eine ungeheure Anzahl dieser öffentlichen Feinde gefangen und getödtet wird. Der Körper dieses Insektes ist von der Größe und Gestalt einer mittleren Spinne, mit einem fast zwei Zoll langen Schwanz, an dessen Ende ein Stachel ist, dessen giftige Stiche Kindern oft sehr gefährlich sind und Erwachsenen große Schmerzen verursachen.

Es ist eine sonderbare Eigenschaft dieser Scorpionen, daß sie im Norden viel weniger gefährlich sind als im Süden, was mit der von Kapitän Pike gemachten Bemerkung übereinstimmt, daß selbst die von Durango den größten Theil ihres Giftes verlieren, wenn man sie nur einige Meilen von der Stadt entfernt.

Man erzählte mir so fürchterliche Geschichten von Räubereien, die täglich auf den südlichen Straßen begangen wurden, daß ich mich entschloß, obgleich wir sehr gut bewaffnet waren, zu unserer Schutzwehr noch vor unserer Abreise von Durango einen jener furchtbaren Hunde beizufügen, die man hier zu Lande manchmal findet, und die einem Reisenden in meiner Lage von großem Nutzen sein können. Als ich meinen Wunsch einem freien Neger aus den Vereinigten Staaten, Namens Georg, mittheilte, wies er mich an einen Zollbeamten, seinen besonders guten Freund, der im Besitze des Gegenstandes sei, den ich suchte. Ich ging daher in Gesellschaft meines schwarzen Rathgebers in das Haus dieses Beamten, und wir wurden in ein hübsches Zimmer geführt, wo zwei bis drei wohlgekleidete Senoritas saßen und sich über Tagesneuigkeiten unterhielten. Eine von ihnen, die Gattin des Beamten, wie es schien, und eine sehr artige Dame, stand sogleich auf, grüßte mit sehr verbindlicher

Höflichkeit den Senor Don Jorge und bat ihn, Platz zu nehmen, während ich in meiner stehenden Stellung ganz unbeachtet blieb. Georg machte eine sehr verlegene Miene, denn er hatte die Gebräuche und Sitten seines Vaterlandes noch nicht ganz vergessen und war sogar jetzt noch gewöhnt, sich Amerikanern gegenüber nicht nur mit Ehrerbietung, sondern mit Unterwürfigkeit zu benehmen. Er lehnte daher die angebotene Auszeichnung ab und bemerkte, daß „el Senor" blos in der Absicht gekommen sei, ihren Hund zu kaufen. Auf dieses hin zeigte die Dame auf eine Hundehütte in einer Ecke, und der erste Anblick des grimmigen Thieres überzeugte mich, daß der Kunde gerade von jener Art war, wie ich ihn zum Begleiter brauchte. Nachdem ich also zehn Dollars, den bedungenen Kaufpreis, bezahlt hatte, empfahl ich mich den Damen voll des vernichtenden Bewußtseins meiner eigenen Nichtigkeit in den Augen dieser schönen Donas im Gegensatze zur Herrlichkeit meines schwarzen Gefährten. Die Beliebtheit der Neger in Neu-Mexiko hat jedoch schon lange aufgehört, den Reisenden aufzufallen.

Was Don Jorge und meine Verwunderung über die Aufmerksamkeit betrifft, welche ihm von einer weißen Frau erwiesen wurde, so bekam ich kurz nachher noch mehr Veranlassung zum Erstaunen. Als der rußige Herr neben meinen Wagen schlenderte, näherte sich ihm ein klug aussehender Junge und händigte ihm eine Atlashalsbinde ein, indem er im Namen seiner Schwester (der Frau des Zollbeamten) Grüße hinzufügte und die Hoffnung aussprach, er werde diese von ihrer eigenen Hand gearbeitete Kleinigkeit als ein Zeichen ihrer besonderen Achtung annehmen. Allein ungeachtet dieser Beweise von Auszeichnung, um nicht einen härtern Ausdruck zu gebrauchen, wünschte Georg sehr eifrig, in meinen Dienst zu treten, in welcher Eigenschaft ich ihn auch verwenden möchte, denn er war inne geworden, daß solche Gunstbezeigungen ihm keineswegs seinen Lebensunterhalt

zu sichern vermochten; ich konnte jedoch damals seine Dienste nicht brauchen und habe seitdem nichts mehr von ihm gehört.

Am 22. verließen wir Durango und befanden uns nach einigen Tagen auf dem Camino real, der von Chihuahua nach Zacatecas führt. Alle die furchtbaren Räubergeschichten, die ich gehört hatte, kamen mir nun in den Sinn und bewirkten, daß ich jeden Menschen, der mir auf der Straße begegnete, mit sehr argwöhnischem Blicke betrachtete. Da alle Reisenden bewaffnet sind, so ist es unmöglich, sie von Räubern zu unterscheiden, *) und der arglose Wanderer wird daher oft von ebendemselben Manne, zu dem er sich in anscheinender Vertraulichkeit gesellt hat, angegriffen und auf der Stelle ermordet, oder mit dem Lazo vom Pferde gerissen und aller seiner Habseligkeiten beraubt.

Man hat mir versichert, daß im ganzen Lande ein regelmäßiger Räuberverkehr eingerichtet ist, bei welchem nicht selten die angesehensten Staatsbeamten, besonders vom Richterstande betheiliget sind. Es wird ein Kapital durch Aktien aufgebracht, wie zu irgend einer andern Unternehmung; man rüstet Räuber aus, weist sie an, wo sie wirken sollen, und zu bestimmten Zeiten im Jahre wird den Aktionären eine regelmäßige Dividende ausgezahlt. Man darf sich daher über die Straflosigkeit nicht wundern, deren sich die Herren von diesem Berufe fast überall zu erfreuen haben. Während meines Aufenthaltes in Durango pflegte ein wohlgekleideter Caballero oft in unser Meson zu kommen, den mir mein Wirth bald als einen berüchtigten Räuber

*) Reisende auf den Landstraßen sind nicht nur bis an die Zähne bewaffnet, sondern tragen auch ihre Waffen stets offen. Selbst meine Fuhrleute hatten ihre Gewehre und Pistolen am Sattelknopf hängen. In der Nacht, wo wir gewöhnlich im Freien lagerten, legten wir sie unter den Kopf oder an die Seite.

bezeichnete. „Hüten Sie sich vor ihm," sagte der ehrliche Mann, „er will Ihre Angelegenheiten auskundschaften —" und so stellte sich's auch heraus, denn mein Maulthiertreiber sagte mir, der Kerl hätte versucht, ihm alle Einzelnheiten in Betreff unserer Verhältnisse und unseres Reisezieles abzufragen. Und dennoch ließen die Behörden diesen Ehrenmann nicht nur ungestört umher schleichen, sondern er schien auch mit mehreren Würdenträgern der Stadt auf vertrautem Fuße zu stehen. Allein trotz unserer Besorgnisse kamen wir an unserem Bestimmungsorte an, ohne auch nur von einem Zufalle gehört zu haben, der unsern Vorrath von Klatschstoff hätte vermehren können.

Die Stadt Aguascalientes liegt wunderschön in einer Ebene da und mag gegen zwanzigtausend Einwohner enthalten, die sich hauptsächlich mit der Verfertigung von Rebozos und andern meist baumwollenen Geweben beschäftigen. Sobald ich Muße genug hatte, besuchte ich die berühmte warme Quelle (ojo caliente) in der Vorstadt, von welcher die Stadt ihren wohlklingenden Namen ableitet. Ich folgte der Acequia, die von der Quelle herab führt, einem etwa fünf Fuß breiten Graben, durch den ein drei bis vier Fuß tiefer Strom floß. Das Wasser hatte gerade jenen angenehmen Wärmegrad, der zu einem guten Bade erforderlich ist, wie ich es zu genießen hoffte, aber überall stieß ich nach einigen Schritten auf Männer, Weiber und Kinder, die sich in den Graben getaucht hatten, und als ich bei dem Becken ankam, war es so voll von Mädchen und Frauen, die mit aller Unbefangenheit einer Schaar von Enten herumplätscherten, daß ich genöthigt war, auf die langersehnte Erquickung zu verzichten.

Es war ursprünglich meine Absicht gewesen, meine Reise bis Leon fortzusetzen, einer andern siebzig bis achtzig Meilen von Aguascalientes entfernten Manufakturstadt; als ich aber hörte, daß Santa Anna auf seinem Wege nach Zacatecas, wo er einen

Aufstand dämpfen wollte, mit einem großem Heere gerade dort angekommen sei, so empfand ich sehr geringe Lust, meine Streifereien weiter auszudehnen. Ich machte daher in möglichst kurzer Zeit alle meine Einkäufe und war in einigen Tagen wieder bereit, nach dem Norden aufzubrechen.

Um meine Maulthiere für die beschwerliche Reise, die ich vor mir hatte, in Stand zu setzen, war es nothwendig, sie beschlagen zu lassen: eine Vorsicht, die jedoch im nördlichen Mexiko selten weder bei Maulthieren noch bei Pferden angewendet wird. Diese Thiere haben in Mexiko ungewöhnlich harte Hufe, was zum Theil eine Eigenthümlichkeit ihrer Race ist, ohne Zweifel aber noch mehr der Trockenheit des Klimas zugeschrieben werden muß. Viele ziehen Wochen, ja selbst Monate lang auf den harten *) und oft felsigen Straßen des Innern, die Saumthiere mit ihren schweren Lasten, ohne irgend einen andern Schutz für ihre Füße, als den die Natur ihnen verliehen hat. Da jedoch die Mehrzahl der meinigen ein wenig weichhufig war, so veranlaßte ich mexikanische Herreros, die Thiere nach ihrer eigenthümlichen Weise zu beschlagen. Wie beinahe alle Manufakturarbeiten der Mexikaner sind auch ihre Maulthierhufeisen von ziemlich roher Art — breite dünne Platten mit großen dickköpfigen Nägeln befestigt. Allein die Geschicklichkeit der Hufschmiede leistete einigen Ersatz für die Mängel der Herraduras. Es kam wenig darauf an, wie wild und störrisch das Maulthier war — ein Gehülfe hob ihm augenblicklich den Fuß auf und

*) Einige dieser Straßen auf den Hochebenen haben zwar nur einen trockenen Sand- und Thonboden, sind aber so hart wie Ziegelpflaster. In einigen Gegenden bemerkte ich meilenweit, daß die Nagelköpfe des Beschlags meiner Thiere kaum einen sichtbaren Eindruck hinterließen.

machte es bald wehrlos; dann setzte der Hufschmied einen Nagel an und trieb ihn mit einem einzigen Schlage, gewöhnlich auf Armlänge, bis zum Kopfe hinein, während der Gehülfe den Fuß hielt. So hatten sie in halb so viel Zeit, als ich sonst zu solchem Geschäfte brauchen gesehen, mehr als zwanzig der widerspänstigsten Thiere völlig beschlagen, ohne ein einziges Mal zu dem in solchen Fällen so gewöhnlichen Mittel des Niederwerfens der Thiere ihre Zuflucht zu nehmen.

Gerade als das Beschlagen meiner Maulthiere zu Ende war, trat ein Mann, der sich als Beamten auswies, in den Corral, und benachrichtigte mich sehr artig, indem er auf die Maulthiere deutete, daß die Regierung derselben bedürfe, um Truppen nach Zacatecas zu schaffen. „Man wird sie morgen Nachmittags holen," fügte er hinzu, „laßt sie nicht wegbringen!" Ich konnte natürlich nichts thun, als mich mit einer Verbeugung dieser gebieterischen Anordnung fügen, da ich wohl mußte, daß alle Vorstellungen vergeblich sein würden; indessen war ich fest entschlossen, in beträchtlicher Entfernung auf der Straße nach Norden voraus zu sein, ehe dieses „Morgen" weit vorgerückt wäre.

Aber nun zeigte sich eine neue Schwierigkeit. Ich mußte mir eine Guia oder einen Paß für meine Waarenladung verschaffen, mit einem verantwortlichen Indossenten — eine neu hinzugekommene Forderung, auf die ich ganz unvorbereitet war, da ich zu jener Zeit von einem in Kraft stehenden Gesetze dieser Art nichts wußte und keinen einzigen Bekannten in der Stadt hatte. Ich war wirklich in der größten Verlegenheit; unter allen andern Umständen hätte ich den Betrag des Derecho de Consumo hinterlegen können, wie andere Kaufleute bei ähnlichen Gelegenheiten zu thun genöthigt worden sind; aber ich hatte leider den letzten Dollar meiner verfügbaren Baarschaft ausgegeben.

Als ich über diese Schwierigkeiten nachsinnend aus dem Zoll-

hause trat, ließ mir einer der ersten dort angestellten Schreiber ein Stückchen Papier in die Hand schlüpfen, das die folgende lakonische Weisung enthielt: Aguardeme afuera (warten sie draußen auf mich), ein Bescheid, dem ich willenlos nachkam, obwohl ich den Zweck davon nicht im geringsten begriff. Der Beamte kam bald auf mich zu und sagte: „Sie sind fremd in der Stadt und unbekannt mit unseren strengen Zollgesetzen: kommen sie in einer Stunde in meine Wohnung und wir wollen auf ein Mittel sinnen, Ihnen aus der Verlegenheit zu helfen.“ Man kann wohl denken, daß ich nicht ermangelte, mich pünktlich einzufinden. Ich traf den verbindlichen Beamten mit einer Handvoll unausgefüllter Zollamtpässe in seinem Zimmer. Man muß wissen, daß ein Pase von einer Guia nur darin sich unterscheidet, daß er keinen Indossirer bedarf, aber ein solcher Paß kann nur für einen Waarenbetrag ausgestellt werden, der nicht über fünfzig Dollars werth ist. Der Schreiber nahm mein Waarenverzeichniß und füllte mir bald einen Pase für jeden Waarenballen aus, indem er jeden nach einem andern Orte im Norden ausstellte. „Sind Sie nun geneigt,“ bemerkte mein liebenswürdiger Freund, „ein wenig Schmuggel zu treiben, so werden ihnen diese Papiere Sicherheit verschaffen, wenn Sie die größern Städte vermeiden, bis sie an die Gränze von Chihuahua kommen: ist dies nicht der Fall, so haben Sie vielleicht einen Freund auf dem Wege, der ihre Guia indossirt.“ Ich zog den letzteren Ausweg vor. Ich hatte mit einem wackern deutschen Kaufmann in Durango Bekanntschaft gemacht, von dem ich überzeugt war, daß er mir großmüthig seine Unterschrift für die erforderliche Urkunde gewähren würde.

Da die Zollbeamten in Nord-Mexiko nicht im Rufe der Großmuth und Uneigennützigkeit stehen, so hielt ich es für ausgemacht, daß mein Freund vom Zollamte durch selbstsüchtige Beweggründe getrieben worden sei, und bot ihm daher eine Ver-

gütung für die Mühe an, die er sich meinetwegen genommen; allein zu meinem Erstaunen lehnte er entschieden jedes Geschenk ab und fügte hinzu, daß er es für die Pflicht jedes Ehrenmannes halte, einem Mitmenschen in der Noth zu helfen. Es ist in der That eine angenehme Aufgabe, solche Beispiele von Uneigennützigkeit mitten unter so vielen ansteckenden Einflüssen aufzuzeichnen.

Da gerade von Guias die Rede ist, so will ich noch bemerken, daß sie auch oft für baares Geld und stets für Barren erlangt werden. Dies ist für den Reisenden häufig sehr lästig, nicht blos weil es manchmal schwierig ist, einen Indossirer zu finden, sondern weil die Räuber dadurch auch in den Stand gesetzt werden, genaue und zeitige Nachricht von den Geldvorräthen und dem Wege jedes Reisenden zu erhalten; denn sie haben gewöhnlich in allen ansehnlichen Städten ihre Gehülfen, die mit einigen Zollamtschreibern im Einverständniß zu stehen pflegen und sich auf diese Weise genaue Berichte über die abgehenden Reisenden und den Betrag der mitgenommenen Baarschaft verschaffen.

Ich zögerte nicht lange, von Aguascalientes Abschied zu nehmen und hörte nichts mehr von der Beschlagnahme meiner Maulthiere. Indessen war ich nicht so glücklich, lange Zeit unbehelligt zu bleiben. Da ich wünschte, meinen Weg über Zacatecas zu nehmen, ohne meine Waaren auf's Spiel zu setzen, nahm ich einen Platz auf der „Diligencia," während meine Wagen auf dem Camino real oder der Landstraße weiter fuhren. Bei meiner Ankunft in Zacatecas ward ich bald inne, daß ich mich durch das Zurücklassen meines Bettes und meiner Nahrungsmittel auf den Wagen zu großen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen verurtheilt hatte; nur mit der größten Mühe konnte ich einen Platz, wo ich mich niederlegen, und reinliche Lebensmittel finden, womit ich meinen Hunger stillen konnte. Freilich

standen mir sogar für einen Real täglich in einer jener großen scheunenartigen Mesones, die man in allen diesen Städten findet, Zimmer zu Gebote, allein kein einziges war mit Geräthen versehen. Zuweilen trifft man in einer Ecke eine Erhöhung von Lehm, die sehr einem gewöhnlichen Schmiedeherde gleicht und eine Bettstelle ersetzen soll, auf welche der Reisende seine Decken legen kann, wenn er zufällig damit versehen ist. In diesem Falle gelang es mir ein paar Decken von dem Kutscher zu borgen, der ein Yankee war, und so machte ich mir ein „ganz behagliches" Lager zurecht. Diese Mesones sind eben so schlecht darauf eingerichtet, den Reisenden mit Essen zu versorgen, außer wenn er sich mit einem Gerichte frioles e Chile guisado mit Tortillas begnügen will, die alle auf die schmutzigste Weise aufgetischt werden. Ich suchte daher eine öffentliche fonda auf, die ein Italiener hielt, und bekam da ein ausgezeichnetes Nachtessen. Die fondas sind jedoch blos Speisewirthschaften und daher zum Wohnen nicht eingerichtet.

So sonderbar die Thatsache scheinen mag, man kann fünfzehnhundert Meilen und vielleicht noch mehr auf der öffentlichen Landstraße durch Nord-Mexiko reisen, ohne ein einziges Gasthaus mit gewöhnlichen Bequemlichkeiten zu finden. Dies wird jedoch erklärlich, wenn man die dem Lande eigenthümliche Reiseart in Betrachtung zieht, wodurch solche Anstalten fast unnöthig werden. Arrieros mit ihren Atajos von Lastthieren lagern sich immer unter freiem Himmel, da sie ihre Köche und einen Vorrath von Lebensmitteln mit sich führen. Gewöhnliche Reisende vereinigen sich meistens zu kleinen Karavanen, um sich gegen Räuber und Landstreicher zu schützen, und kein Caballero macht sich je auf den Weg, ohne ein Gefolge von Dienern und ein Packmaulthier, das seine Cantinas (ein Paar große Quersäcke oder lederne Koffer) trägt, die mit Lebensmitteln gefüllt sind, und auf die zu oberst ein ungeheures Behältniß gebunden

ist, das eine Matratze und alle andern Erfordernisse zu einem Bett enthält. So ausgerüstet schlägt der Caballero allen Hotels Garnis der Welt ein Schnippchen und ist in allen seinen Bewegungen ganz unabhängig.

Die Stadt Zacatecas ist, wie meine Leser bereits wissen werden, wegen ihrer Bergwerke berühmt. Gleich andern mexikanischen Städten dieser Art verdankt sie ihre Entstehung kleinen unbedeutenden Ansiedelungen an den Bergabhängen in der Nähe der Minen, bis sie nach und nach zu einer großen, reichen Stadt mit einer Bevölkerung von etwa 30,000 Einwohnern heranwuchs. Sie liegt in einer Vertiefung zwischen schroffen Bergrücken; und da die Häuser meistens in Reihen übereinander, längs den Bergabhängen gebaut sind, haben einige Theile der Stadt ganz das Ansehen eines großen Amphitheaters. Viele Straßen sind hübsch gepflastert, und auf zwei freien Plätzen stehen mit kunstreichen Schnitzarbeiten verzierte Springbrunnen, deren Wasserbedarf durch Maulthiere aus den Quellen der benachbarten Hügel gehoben wird. Aus diesen wird die Stadt größtentheils mit Wasser versehen.

Ich habe bereits bemerkt, daß General Santa Anna mit einer großen Streitmacht eben auf dem Wege nach Zacatecas war. Es mag erwähnt werden, daß, als der General (nach der Einführung des Centralismo) zur höchsten Gewalt in Mexiko gelangt war, er es für angemessen erachtete, eine Verordnung zur Auflösung der unter dem Namen Cívicos bekannten Miliz zu erlassen, als gefährlich für die Freiheit — des Dictator. Statt diesem willkührlichen Befehle zu gehorchen, forderte die Stadt Zacatecas die Cívicos öffentlich zur Vertheidigung ihrer Rechte auf, und Santa Anna zog nun mit einem doppelt so starken Heere, als die Stadt aufbieten konnte, heran, um sie zum Gehorsam zu zwingen. Die Zacatecanos aber verhielten sich nicht müßig. Die Miliz strömte von den umliegenden

Dörfern herbei und es herrschte eine Begeisterung in der Stadt, die das Vorzeichen einer erfolgreichen Belagerung zu sein schien. Die Stadt, schon wegen ihrer Lage fast uneinnehmbar, war auch in der That durch künstliche Befestigungen völlig geschützt. Der einzige zugängliche Punkt war die Landstraße, die von Süden her unmittelbar zum engen Eingange der Schlucht führte. Quer durch diese war einige Jahre früher eine starke Mauer gezogen worden, und die Straße lief durch ein großes Thor, das durch eine Bastei auf der Anhöhe droben beherrscht wurde, wo hundert Mann, mit Waffen und Schießbedarf wohl versehen, leicht Tausende nach Tausenden abschneiden konnten, während sie vorrückten. Die Stadt galt daher für unbezwinglich und da sie für eine langwierige Belagerung mit Lebensmitteln versehen war, so füllte stolze Zuversicht das Herz der Patrioten. Ein paar fremde Ingenieurs waren angestellt worden, um die Befestigungen zu überwachen. Santa Anna erreichte Zacatecas einige Tage nach meiner Abreise. Da es ihm nicht in den Sinn kam, den zweifelhaften Muth seines Heeres durch einen Versuch zur Erstürmung einer so furchtbar aussehenden Festung auf die Probe zu stellen, lagerte er sich ganz ruhig im Dorfe Guadalupe, drei Meilen unterhalb der Stadt. Von diesem Punkte aus begann er seine Operationen, indem er „Wurfgeschoße" in die Stadt schleuderte — nicht von Blei oder Eisen oder ähnliche grausame Kriegswaffen, sondern Papierbomben, die unter die Belagerten fielen und beim Zerplatzen den befehligenden Offizieren freundliche Eröffnungen vorwiesen. Dieses neue „Geschütz" des Diktators brachte eine ganz elektrische Wirkung hervor; denn der Muth des Anführers der Civicos stieg zu einer solchen Höhe, daß er sogleich mit seiner Mannschaft einen Ausfall machte, um die Belagerer im offenen Felde zu bekämpfen. Mann gegen Mann, wie es wahrem Muthe geziemte. Aber gleich beim ersten Angriff wurde dieser tapfere Offizier

durch irgend eine geheimnißvolle Kraft, die sich nicht erklären ließ, plötzlich von seltsamem Schrecken erfüllt und trat mit allen seinen Streitkräften in größter Verwirrung einen eiligen Rückzug an, als ob alle Zerstörungswerkzeuge, die je erfunden worden, gegen sie gerichtet gewesen wären. Santa Anna's siegreiches Heer rückte nun ohne Widerstand in die Stadt ein.

Dieser Vorfall ist ein ziemlich gutes Pröbchen von den meisten glücklichen „Schlachten" dieses großen Feldherrn. Das verrätherische Einverständniß der vorzüglichsten Offiziere von Zacatecas war so offenbar, daß sie es gerathen fanden, sich durch Flucht aus der Stadt in Sicherheit zu bringen, damit nicht die Wuth ihrer erbitterten Mitbürger gegen sie ausbrechen möge. Mittlerweile unterhielten sich die Soldaten mit Plünderung der Stadt und mit Verübung jeder Art von Gewaltthaten, wodurch sie ihrer Habsucht und Zügellosigkeit fröhnen konnten. Ihre wilden Leidenschaften erkoren sich hauptsächlich die wenigen Ausländer zum Opfer, welche sie am Orte fanden.

Um diese Zeit reiste ich gemächlich gegen Durango, wo ich am 21. April ankam. Da die Hauptwagenstraße nach dem Norden nicht durch diese Stadt geht, so konnte ich in meiner Lage nichts Angemesseneres und Klügeres thun, als meine Wagen in einiger Entfernung zurück zu lassen, indem ihre Einfahrt wegen Mangel der „nöthigen Urkunden" die Beschlagnahme meiner Waaren nach sich gezogen hätte, wie ich bereits erwähnte. Nun aber verschaffte ich mir ohne weitere Schwierigkeit eine Guia, die in der That ein Hauptzweck meines gegenwärtigen Besuches in dieser Stadt war.

Bevor ich Durango verließ, war ich Zeuge einer jener Bürgerfehden, die in Mexiko so gewöhnlich sind. Ich merkte nicht einmal, daß es eine Gährung gegeben hatte, bis ich am Morgen des 25. durch Gewehrfeuer geweckt wurde. Als ich hinausging, um mich zu erkundigen, was es gäbe, sah ich die

Azotea der Pfarrkirche mit Bewaffneten bedeckt, die sich damit zu belustigen schienen, ihre Gewehre blindlings auf die Leute in den Straßen abzuschießen. Diese Bravos gehörten, wie ich später erfuhr, zur Partei des Bischofs oder zu jener der Escoceses, die im offenen Kriege mit den Liberalen, Anti-Hierarchisten oder Yorkinos waren und zu diesem summarischen Auskunftsmittel schritten, um eine andere Ordnung der Dinge herbeizuführen, da um diese Zeit die Liberalen das Uebergewicht in der bürgerlichen Verwaltung von Durango hatten.

Da mich die Neugierde plagte, das, was vorging, in der Nähe zu sehen, so ging ich über die Kirche hinaus auf einen Volkshaufen zu, der auf einer jenseits liegenden Plaza versammelt war. Diese Bewegung von meiner Seite war ziemlich unvorsichtig, denn Fremde standen bei beiden Parteien in außerordentlich schlechtem Geruche; auch hatte ich mich noch gar nicht lange unter die Menge gemischt, als mich ein verständig aussehender Bürger am Aermel zupfte und mir rieth, zu Hause zu bleiben, wenn mir meine beiden Ohren lieb wären, und ich nicht wünschte, meine nützliche Laufbahn vor der Zeit abgeschnitten zu sehen. Es bedurfte natürlich für mich keiner weitern Ueberredung, und ich kehrte sogleich in meine Wohnung zurück, wo ich auf der Stelle Vorbereitungen zu einer eiligen Abreise traf. Als ich bald darauf mit meiner Waarenladung durch die Straßen zog, empfing ich, eben als ich das Zollhaus verlassen hatte, von den Kriegführenden einen sehr warmen Gruß, der den Staub fast unter meinen Füßen aufwirbelte. Die Cargadores, welche meine Ballen trugen, waren ohne Zweifel eben so erschrocken wie ich. Sie vermutheten, es sei deshalb auf uns geschossen worden, weil man der Meinung wäre, wir schafften den Tarque (Schießbedarf) der Regierung fort, der in dem Gebäude aufbewahrt war, das wir eben verlassen hatten.

Wir waren bald unterwegs und ich empfand kein großes

Bedauern, als ich die Stadt der Skorpione aus dem Gesicht verloren hatte. Ich war aber noch nicht über alle Schwierigkeiten hinaus. In Folge des Gerüchtes von Feindseligkeiten der Indianer im Norden war es beinahe unmöglich, sich die Dienste mexikanischer Maulthiertreiber für die Reise zu verschaffen. Einer, den ich gedungen, benützte die erste bequeme Gelegenheit, sich in der Nacht davon zu machen und nahm ein Gewehr mit sich, womit ich ihn bewaffnet hatte; ich war jedoch froh, daß er nicht auch ein Maulthier mit sich genommen hatte, da er über die ganze Caballada die ausschließliche Aufsicht führte. Bald nachher wurde auch ein mexikanischer Fuhrmann durch die Gerüchte von den Wilden zurückgescheucht.

Nach einer Reihe solcher Schwierigkeiten und noch größern Gefahren von Seiten der Indianer, welche die Straße umschwärmten, war ich nicht wenig erfreut, als ich am 14. Mai glücklich in Chihuahua ankam. *)

*) Die Entfernung von Chihuahua bis Durango beträgt ungefähr 500 Meilen und von da bis Aguascalientes 300 — nämlich auf der Straße, die wir einschlugen, die aber ein sehr großer Umweg war. Die natürliche Beschaffenheit des dazwischen liegenden Landes gleicht ganz jener der Gegend nördlich von Chihuahua, die bereits beschrieben worden ist.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Besuch der Bergwerkstadt Jesus Maria. — Schwierige Straßen. — Nachtheilige Unternehmungen. — Grube Santa Juliana. — Merkwürdige Bergwerkarbeiten. — Verschiedene Arten, das Erz zu bearbeiten. — Die Stampfmühle u. s. w. — Barras de Plata. — Werth der Barren. — Der Silberhandel. — Rückkehr nach Chihuahua. — Wiederaufnahme des Reiseberichtes. — Sonderbarer Ausverkauf. — Geldverhältnisse. — Ueberfluß an Kupfermünze. — Die Stadt Chihuahua und ihre Eigenthümlichkeiten. — Kirchliche Baukunst. — Hidalgo und sein Denkmal. — Oeffentliche Werke und ihr gegenwärtiger Verfall. — Fest zur Ehre Iturbides. — Unfreundlichkeit gegen Amerikaner. — Vorliebe für Ladenbesuch. — Antifreimaurerisches Auto-da-fe.

Bevor ich meinen Reisebericht wieder aufnehme, mögen meine Leser mir erlauben, hier eine kurze Schilderung eines Ausfluges einzuschalten, den ich im Herbste des Jahres 1835 nach der Bergwerkstadt Jesus Maria unternahm, einem der wichtigsten Bergwerkbezirke in der Statthalterschaft Chihuahua, ungefähr hundert und fünfzig Meilen westlich von der Stadt und mitten in den großen Cordilleras.

Ich hatte schon lange gewünscht, einige Bergwerke in Mexiko zu besuchen, und da sich mir eine günstige Gelegenheit zu einem vortheilhaften Unternehmen darbot, brach ich am 15. Oktober von Chihuahua auf. Meine Gesellschaft bestand blos aus einem amerikanischen Gefährten sammt einem mexikanischen Maulthiertreiber und drei oder vier Maulthieren, die mit der zum Silberhandel bestimmten Baarschaft beladen waren: ein

ziemlich unzulängliches Geleite auf einer Straße, wo man den Anfällen sowohl von Wilden als von Räubern ausgesetzt war. Das fortzuschaffende gemünzte Geld wird gewöhnlich in Säcke von roher Rindshaut gepackt, die beim Trocknen zusammenschrumpfen und dann den Inhalt so dicht pressen, daß Reibung verhindert wird. Ein Paar solcher Päcke, deren jedes in der Regel ein bis zweitausend Dollars enthält, bilden eine gewöhnliche Maulthierladung auf den Gebirgsstraßen.

Der Weg geht in dieser Richtung durch die rauhesten Bergpässe und zieht sich an einigen Stellen so dicht am Rande von Abgründen hin, daß ein einziger Fehltritt das Thier in eine Tiefe von mehreren hundert Fuß hinabstürzen würde. Die Maulthiere haben jedoch einen sehr sichern Tritt und klettern oft längs den schroffsten Klippen beinahe ebenso zuversichtlich wie Ziegen. Man zeigte mir den vorspringenden Rand eines Felsens, über den in frühern Zeiten die Straße ging. Dieser Vorsprung war etwa dreißig Fuß lang und nur zwei bis drei breit. Der Weg, welcher von der Westseite des Berges in die Stadt Jesus Maria führt, ist ebenfalls ungemein gefährlich und steil und scheint fast über die Häuser im Thale herab zu hangen. Schwer beladene Maulthiere sind zuweilen auf diesem Pfade ausgeglitten und kopfüber in die Stadt hinab gestürzt. Dieser Ort ist noch mehr zwischen Bergen eingeschlossen als Zacatecas: das Thal ist enger und die Berge viel höher, während, wie dies bei jener merkwürdigen Stadt der Fall ist, auch hier die Häuser zuweilen in Reihen über einander gebaut sind, so daß die Azoteas der untern den Hof der obern bilden.

Die erste Grube, welche ich besuchte, bestand aus einem ungeheuern wagerechten Schachte, der nicht weit unterhalb der Stadt Jesus Maria mehrere hundert Fuß tief in eine Bergwand getrieben war und auf den die Eigenthümer in dem kurzen Zeitraum eines Jahres die ungeheure Summe von 120,000 Dollars

verwendet hatten! Dies ist oft das Loos der unternehmenden Bergleute, deren Beruf dem Spielergewerbe nahe verwandt und eben so unsicher ist.

Die ansehnlichste Grube in Jesus Maria war zu jener Zeit eine, Namens Santa Juliana, durch welche abwechselnd mehrmals großes Vermögen gewonnen und eingebüßt worden ist. Diese Grube hatte damals schon eine Tiefe von acht bis neunhundert Fuß erreicht, und die Arbeiten gingen noch immer weiter hinunter. Die Erze wurden durch Maulthierkraft, die auf eine Winde wirkte, hinauf gezogen: da jedoch das daran befestigte Seil nur halbwegs hinabreichte, so war eine andere Winde in einer Entfernung von ungefähr hundert Fuß von der Mündung des Schachtes aufgestellt worden, die auch durch Maulthiere getrieben wurde und die Erze u. s. w. von unten herauf zog. Als ich einst an der Oeffnung dieses großen Schachtes stand und das Aufsteigen des Windenseiles beobachtend jeden Augenblick den großen ledernen Eimer zu sehen erwartete, der zum Heraufziehen der Erze sowohl als des Schuttes und Wassers *) dient, kam zu meinem größten Erstaunen ein Maulthier zum Vorschein, das schnaubend und sich windend auf ein zu diesem Zwecke eingerichtetes großes Brett gebunden war und fast so trübselig aussah, wie ein Schaf unter der Scheere. Als man es losgemacht hatte, sprang das entfesselte Thier rasch auf die Beine und ließ seine Blicke auf den glänzenden Scenen der Oberwelt mit solchem Erstaunen umher schweifen, als wahrscheinlich Rip van Winkle empfunden haben mag, da er aus seinem zwanzigjährigen Schlaf erwachte.

Wenn das Erz, welches aus den Gruben gefördert wird, so reich ist, daß es sich der Mühe lohnt, so wird es in die

*) Das Wasser hat sich in dieser Grube oft so schnell gesammelt, daß die Arbeiten dadurch wochenlang unterbrochen wurden.

Schmelzofen gebracht, wo das reine Metall ausgeschieden wird. Glaubt man aber, es sei von geringerem Gehalte, so wird es amalgamirt. Die moliendas oder Quetschmühlen (in einigen Minen arrastres genannt), welche man zum Zermalmen der Erze braucht, sind ziemlich sonderbare Maschinen. Eine kreis- oder ringförmige Cisterne von zwanzig bis dreißig Fuß im Durchmesser ist tief in die Erde gegraben und die Seiten wie der Boden sind mit den härtesten behauenen Steinen besetzt. Durch einen aufrechtstehenden Pfosten, der sich in der Mitte des Bodens um seine Achse dreht, geht ein hölzerner Querbalken, an dessen beiden Enden mit Stricken ein oder zwei glatte Mühlsteine befestiget sind, die durch an die Enden des Balkens gebundene Maulthiere langsam auf dem Boden der Cisterne herum gezogen werden, in die man das in kleine Stücke zerstampfte Erz geworfen hat. Hier wird es mit einer Beimischung von Wasser durch die fortwährende Reibung der Mühlsteine an den Seiten und dem Boden der Cisterne zu einem feinen Schlich gemahlen. Damit wird eine gehörige Menge Queckſilber vermischt, dem man noch etwas Salzsäure, Schwefelsäure und andere chemische Substanzen beimengt, um die Amalgamation zu erleichtern. Diese Masse wird dann in kleinen Haufen aufgeschüttet, und bleibt so liegen, bis man glaubt die Gährung sei vorüber, und kann es in die Waschmaschinen bringen kann. Diejenigen, welche ich gesehen habe, sind sehr einfach, indem sie blos aus einer Art steinerner Tonne bestehen, in die ein beständig fließender Wasserstrom geleitet wird, so daß alle leichtern Stoffe weggeführt werden, welche man mittelst einer aufrechtstehenden mit Pflöcken besetzten Stange, die sich im Mittelpunkte bewegt, aufrührt, während das amalgamirte Metall zu Boden sinkt. Der größte Theil des Queckſilbers wird dann ausgepreßt und das Silber einem Verbrennungsprozeß unterworfen, wodurch der Ueberrest des Queckſilbers verdampft. Das aus dem Ofen kommende

Silber enthält meistens einen Zusatz von Gold, der zehn bis dreißig Procent beträgt; was aber durch Amalgamation ausgezogen wird, scheidet sich gewöhnlich beim Waschen ab. Im flüssigen Zustande setzt sich das Gold seiner größeren spezifischen Schwere wegen größtentheils zu Boden: doch enthält es gewöhnlich noch einen beträchtlichen Zusatz von Silber. Diese Mischung bezeichnet man mit dem Namen Oroche. Die Hauptmasse des Silbers enthält meistens zu wenig Gold, als daß es der Mühe werth wäre, eine Scheidung vorzunehmen.

Alles Silber wird in Barras oder Stangen geschmolzen, jede fünfzig bis achtzig Pfund schwer und ein- bis zweitausend Dollars werth. Diese Stangen werden von einem beglaubigten Beamten der Regierung probirt und mit einem Stempel versehen, der ihr Gewicht und ihre Beschaffenheit angibt und den Eigenthümer in den Stand setzt, ihren Werth nach einer sehr einfachen Regel zu berechnen. Die so gestempelten Barren bilden eine Art Umlaufmittel, das weit sicherer zu Geldsendungen benützt werden kann als Münze. Bei Diebstählen lassen sich die Barras leicht ausmitteln, vorausgesetzt, daß die Verbrecher nicht Zeit gehabt haben, sie in eine andere Form umzuschmelzen. Aus diesem Grunde bewahren reiche Leute ihr Vermögen oft in solchen Stangen, und die Keller einiger Ricos im Süden sind häufig mit einer Menge derselben angefüllt, die das Aussehen eines Wintervorrathes von Brennholz haben.

Da die Kosten der Scheidung des Goldes und Silbers gewöhnlich einen bis zwei Dollars und die Prägekosten ungefähr fünfzig Cents auf das Pfund betragen, so werfen diese gestempelten Barren in der Münze der Vereinigten Staaten einen Gewinn von beinahe zehn Procent auf ihren Umlaufwerth ab; sind sie aber ungestempelt, so gewinnt man daran meistens ungefähr das doppelte dieses Betrages gegen die gewöhnlichen Kosten in den Gruben. Die Ausfuhr von Barren ist jedoch

verboten und es bedarf dazu einer besonderen Erlaubniß von Seiten der Staatsregierung. Auf diese Weise wird eine große Menge ausgeführt und ein beträchtlicher Theil geht durch Schleichhandel aus einigen Häfen.

In diesen Bergwerken wird ein beständiges und oft gewinnreiches Geschäft in „Silberhandel" gemacht. Da die Grubenbesitzer meistens im Falle sind, baares Geld zu brauchen, so müssen sie ihre Barren gegen Münze umsetzen und zwar häufig mit großem Verlust, um sich die Mittel zur Forsetzung ihrer Bergwerkarbeiten zu verschaffen. In diesem Handel einen Gewinn zu machen, war, wie schon erwähnt, ein Hauptzweck meines gegenwärtigen Besuches. Nachdem ich meine Geschäfte beendigt und meine Neugierde zum Theil befriedigt hatte, kehrte ich nach Chihuahua zurück, wo ich am 24. November 1835 ankam, ohne weder von Räubereien noch von Indianern belästigt worden zu sein, obgleich der Weg zuweilen durch diese unabhängigen Herrn unsicher gemacht wird.

Da es jetzt aber hohe Zeit ist, dieser Abschweifung ein Ende zu machen, so will ich meine Erzählung dort wieder aufnehmen, wo sie unterbrochen worden ist, nämlich bei meiner ersten Ankunft in Chihuahua 1839.

Jeder Kaufmann pflegt bei seiner Ankunft in dieser Stadt einen Laden zu miethen und seine Waaren auszulegen, sowohl um sie im Ganzen als im Einzelverkaufe zu veräußern. Die besten Kunden sind die kleinen Landkrämer aus den umliegenden Dörfern. Einige Kaufleute setzen den Einzelverkauf allerdings während der Marktzeit und noch länger fort, die meisten aber halten sich nur kurze Zeit auf und verkaufen im Ganzen, so bald sie vortheilhafte Anerbietungen erhalten.

Die in Chihuahua gewöhnliche Art loosweise zu verkaufen, ist etwas sonderbar. Kattune und andere Baumwollenzeuge, sowohl gedruckte als gebleichte, braunes und blaues Haustuch, so-

wohl glattes als gewirktes, gestreifte und gewürfelte Zeuge u. s. w. werden zu zwei bis drei Realen*) die Vara angeschlagen, ohne die mindeste Rücksicht auf Beschaffenheit oder Einkaufspreis, und ein ganzes Sortiment zu 60 bis 100 Procent des Kostenpreises je nach der Nachfrage. Das Verhältniß der Vara zum Yard wird meistens durch einen Zuschlag von 8 Procent ausgeglichen; da aber die Vara beinahe 33 Zoll mißt, so beträgt der wirkliche Unterschied mehr als 9. Bei diesen Verkäufen werden Zeuge und zuweilen alle meßbaren Waaren mit Ausnahme von Bändern und andern Dingen nach der Vara geschätzt. Ich habe von noch seltsameren Verträgen bei diesen ellenweisen Verkäufen gehört, die in der frühesten Zeit des amerikanischen Handels, besonders in Santa Fe, vorgekommen sind. Alles wurde manchmal nach der Vara angeschlagen — nicht allein Gewebe, sondern auch Hüte, Messerschmiedarbeiten, Putzwaaren u. s. w. In solchen Fällen entstanden oft wunderliche

---

*) Folgendes sind die in Mexiko gebräuchlichen Geldsorten: zwölf Granos machen einen Real, acht Realen einen Peso oder Dollar. Dies sind die gewöhnlichen Rechnungsmünzen; aber statt der Granos bestehen die Kupfermünzen in Chihuahua und vielen andern Orten aus dem Claco oder Jola ($\frac{1}{8}$ Real) und der Cuartilla ($\frac{1}{4}$ Real). Die Silbermünzen sind der Medio ($6\frac{1}{4}$ Cents), der Real ($12\frac{1}{2}$ Cents), die Peseta (2 Realen) der Toston oder halbe Dollar, und der Peso oder Dollar. Die Goldmünzen sind der Doblon oder die Onza (Dublone) mit den nämlichen Unterabtheilungen wie sie der Silberdollar hat, die auch genau so viel wiegen. Der Gleichwerth der Dublone sind 16 Dollars; da es aber kein Papiergeld gibt, so erhält man auf Gold, weil es zu Geldsendungen am bequemsten ist, gewöhnlich ein hohes Aufgeld — zuweilen wirklich so hoch, daß der Doblon im Norden 18 bis 20 Dollars gilt.

Streitigkeiten über die Art, gewisse besondere Waaren zu messen, z. B. ob Stücke Band im Ganzen oder aufgerollt oder Elle für Elle gemessen werden sollten, Spiegel nach der Breite oder nach der Länge, Taschenmesser geschlossen oder offen, Schreibpapier im Ries, im Buche oder nach den einzelnen Bogen, und im letzteren Falle nach der längern oder kürzern Seite u. s. w.

Vor Ende Oktober 1839 hatte ich Gelegenheit, meine Waaren im Ganzen an einige englische Kaufleute zu veräußern, was mir die Verzögerungen und die Unbequemlichkeiten des Einzelverkaufes ersparte, wozu auch die Anhäufung von Kupfergeld gehört, das bei kleinen Käufern fast die ausschließend vorkommende Münze bildet. Auf diese Weise häuft sich in den Händen des Kaufmannes oft ein Werth von einigen tausend Dollars an, und da die Kupfermünze einer Statthalterschaft in der andern nicht mehr gilt, als ihr Metallwerth beträgt, der selten 10 Procent des Nennwerthes übersteigt, so sind die Eigenthümer großer Mühe und Plackereien ausgesetzt.

Was die Stadt betrifft, so läßt sich von ihr wenig sagen, was den Reiz der Neuheit hätte oder besonders anziehend wäre. Mit Santa Fe und allen andern Städten des Nordens verglichen, kann Chihuahua in der That für eine prächtige Stadt gelten, allein den ansehnlicheren Städten der **Tierra Afuera** gegenüber sinkt es zur Bedeutungslosigkeit herab. Kapitän Pike zufolge soll Chihuahua im Jahre 1691 gegründet worden sein. Ihre Anlage ist viel regelmäßiger als jene von Santa Fe, und in dem Baustyl vieler Häuser zeigt sich weit größere Zierlichkeit und ein reinerer Geschmack; denn obgleich der Haupttheil derselben aus Lehmziegeln besteht, so haben doch die besten Häuser Ecken von behauenen Steinen und die Thüren und Fenster sind auch damit eingefaßt. Die Straßen bleiben aber fast in dem nämlichen Zustande, wie die Natur sie schuf, mit Ausnahme einiger rohgepflasterten Seitenwege. Obgleich über

hundert Meilen östlich von der Hauptkette der mexikanischen Cordilleras gelegen, ist Chihuahua doch auf allen Seiten von abgesonderten Bergrücken umgeben, die aber nicht sehr hoch sind. Die Meereshöhe der Stadt beträgt zwischen vier und fünftausend Fuß; sie liegt unter 28° 36′ der Breite und zählt gegen 10,000 Einwohner.

Das prächtigste Gebäude in Chihuahua ist die Hauptkirche, die an großartiger Architektur allen ihren Schwestern in der Republik gleichkommen soll. Die Thürme, deren einer an jeder Ecke der Vorderseite steht, erheben sich mehr als hundert Fuß über die Azotea. Sie bestehen aus sehr wunderlich geschnitzten Säulen, und in einigen Nischen der Vorderseite, die sich ebenfalls durch zierliche Bildhauerarbeit auszeichnet, sieht man eine Anzahl lebensgroßer Standbilder, welche Christus und die zwölf Apostel vorstellen. Diese Kirche wurde vor ungefähr hundert Jahren von einer auf die Bergwerke (besonders jene von Santa Eulalia, die 15 bis 20 Meilen von der Stadt entfernt sind) gelegten Abgabe gebaut, die von allen daselbst zu Tage geförderten Metallen bezahlt werden mußte, und wie ich glaube, einen Medio auf jeden Marco von 8 Unzen betrug. So wurde ungefähr eine Million Dollars erhoben und im Laufe von mehr als dreißig Jahren ausgegeben, welchen Zeitraum man zur Vollendung des Baues brauchte. Es ist jedoch eine merkwürdige Thatsache, daß es trotz der ungeheuren auf äußere Verzierungen verwendeten Summen vielleicht keine Kirche von da nach Süden gibt, wo die Einrichtung im Innern so auffallende Spuren von Dürftigkeit und Vernachlässigung trägt. Wenn wir indessen auch nicht von dem Anblick jenes kostbaren Schmuckes, wegen dessen die Kirchen im südlichen Mexiko so bewundert werden, geblendet werden, so haben wir doch das Vergnügen zu erfahren, daß die Thürme gut mit Glocken versehen sind, eine Thatsache, von welcher jeder Besucher Chihuahuas bald ohrenscheinliche Beweise erhält. Besonders eine

ist so groß und volltönend, daß man sie oft, wie ich versichert worden bin, in einer Entfernung von fünf und zwanzig Meilen gehört hat.

Ein wenig unterhalb der Plaza mayor stehen die Trümmer wie man sie nennen kann, von Santa Francisco — das bloße Knochengerüste einer andern großen Kirche aus gehauenen Steinen, die von den Jesuiten vor ihrer Vertreibung im Jahre 1767 begonnen, aber nie vollendet wurde. Nach den Außenlinien, die man mitten unter dem ringsum herrschenden Gräuel der Verwüstung noch unterscheiden kann, scheint der Plan dieses Gebäudes mit noch größerer Pracht angelegt gewesen zu sein, als bei der Parroquia, die ich beschrieben habe. Die Fülle von baulichen Schätzen, welche verwittern und zusammenzustürzen drohen zeigt hinlänglich, daß der Geist, von dem hier die Leitung ausgieng, kühn, kräftig und umfassend war.

Dieses verfallene Gebäude ist seitdem in eine Art Staatsgefängniß verwandelt worden und diente besonders ausgezeichnetern Gefangenen zum Kerker. Hier wurden die Anführer des berühmten Zuges der Texaner nach Santa Fe eingesperrt, als sie auf ihrem Wege nach Mexiko durch diese Stadt kamen. Dieses Gebäude ist auch dadurch zu ansehnlicher Berühmtheit gelangt, weil es in seine düstern Mauern mehrere der ausgezeichnetesten Patrioten aufgenommen hat, die während der ersten Kämpfe für Mexikos Unabhängigkeit gefangen wurden. Unter ihnen befand sich der berühmte Priester Don Miguel Hidalgo y Costilla, der am 16. September 1810 im Dorfe Dolores zuerst die Unabhängigkeit ausrief. Es wurde im März 1811, nicht lange nach seiner gänzlichen Niederlage bei Guadalaxara gefangen genommen, nach Chihuahua gebracht und am 30. Juli auf einem kleinen Platze hinter dem Gefängnisse erschossen, wo man ihm ein einfaches Denkmal von weißem behauenem Stein errichtet hat. Es besteht aus einem achtseitigen Sockel von ungefähr fünf und

zwanzig Fuß im Durchmesser, auf dem sich eine vierseitige unverzierte Pyramide etwa dreißig Fuß hoch erhebt. Dieses Denkmal ist in der That kein unpassendes Sinnbild von dem reinen und schlichten Charakter des Pfarrers.

Zu den wenigen bemerkenswerthen Gegenständen, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden anziehen, gehört eine Reihe Säulen, die eine große Anzahl ungeheurer Bogen tragen, die man lange bevor man sich der Stadt vom Norden her nähert, von den Höhen herab erblickt. Dies ist eine Wasserleitung von beträchtlicher Größe, die aus dem kleinen Flusse Chihuahua Wasser zu einer Anhöhe oberhalb der Stadt führt, das von hier durch eine Röhrenleitung weiter gefördert wird und sich auf dem Marktplatze in eine große steinerne Cisterne ergießt, wodurch die Stadt mit Wasser versehen wird. Dieses und andere öffentliche Bauwerke welche man in Chihuahua und in den südlichen Städten antrifft, sind glorreiche Ueberreste aus den gedeihlichen Zeiten der spanischen Herrschaft. Unter der republikanischen Regierung sind nie Verbesserungen in so großartigem Maßstabe bewerkstelligt worden. In der That, Alles in diesem umnachteten Lande scheint jetzt im Verfall zu sein, und man hört den schlichten, ehrlichen Bürger aus der alten Schule seinen Empfindungen nicht selten durch den Ausruf Luft machen; „**Ojalá por los dias felices del Rey!** — Ach! über die glücklichen Tage des Königthums!" kurz es läßt sich nicht bezweifeln, daß das gemeine Volk mehr Behaglichkeit, mehr Schutz gegen die Wilden, mehr Sicherheit seiner Rechte und seines Eigenthums, ja mehr Freiheit unter der spanischen Herrschaft genoß, als es jetzt besitzt.

Es gibt keinen bessern Beweis von den umfassenden Arbeiten, die einst in diesem größten Bergwerksbezirke von Nord-Mexiko betrieben worden sind, als die kleinen Berge von Schlacken, die man in den Vorstädten der Stadt findet. Eine große Zahl armer Taglöhner macht sich ein regelmäßiges Geschäft dar-

aus, diese metallischen Abfälle in Stücke zu zerschlagen, aus denen sie Silber genug gewinnen, um sich ihr tägliches Brod zu verschaffen. Sachverständige haben oft die Meinung ausgesprochen, daß eine erneute Bearbeitung dieser Schlacken die Mühe wohl belohnen würde. In der Stadt sind noch mehrere Schmelzöfen im Gang, wo das in den Gruben der umliegenden Berge gewonnene Silbererz geschmelzt wird. Auch gibt es in Chihuahua, wie in allen Bergwerksbezirken, eine einfache Münzstätte. Das meiste Silber und alles Gold wird jedoch in den weiter südlich gelegenen Städten ausgeprägt.

Als ich im Jahre 1839 in Chihuahua ankam, hatte gerade ein großes Fest stattgefunden, zu dem doppelten Zwecke, das Jahresgedächtniß der Geburt des Kaisers Iturbide (27. Septbr. 1783) und seines siegreichen Einzuges in die Stadt Mexiko im Jahre 1821 zu feiern. Man wird sich erinnern, daß, nachdem Mexiko schon mehrere Jahre lang für seine Unabhängigkeit gestritten hatte, General Iturbide, welcher der Krone treu geblieben war und sich bei der Verfolgung der mexikanischen Freiheitskämpfen thätig gezeigt hatte, gegen das Ende des Jahres 1820, als er an der Spitze einer beträchtlichen Abtheilung des königlichen Heeres gegen den Patrioten Guerrero geschickt wurde, plötzlich mit seinen gesammten Streitkräften zur Unterstützung der republikanischen Sache überging und endlich so glücklich war, die letzte Spur der spanischen Herrschaft in Mexiko zu vertilgen. Wie er nachher zum Kaiser gekrönt, dann wieder entthront, durch einen öffentlichen Erlaß geächtet, und darauf hingerichtet wurde, erzählt die Geschichte. Aber es ist, glaube ich, nicht allgemein bekannt, daß dieser unglückliche Soldat seitdem zu der Ehre gelangt ist, der Vater der Republik genannt zu werden, eine Würde, auf die er wahrscheinlich eben so gut Anspruch hatte als irgend Jemand — so thöricht es „Republikanern aus Jeffersons Schule" scheinen mag, einen solchen Helden als „Vertheidiger der

Freiheit" anzuerkennen. Es findet jährlich ein großes Freudenfest zu Ehren dieser politischen Heiligsprechung, an dem oben erwähnten Tage statt. Zu dem großen Balle wurden jedoch keine Amerikaner eingeladen, außer einigen in Mexiko eingebürgerten, auf deren Einladungskarten bemerkt ist, daß der Zutritt zu diesem berühmten Feste — einem von der Regierung und andern Würdenträgern des Landes zu Ehren des Helden der Unabhängigkeit gegebenen Balle — 25 Dollars koste.

Bälle oder Zusammenkünfte dieser Art sind in Chihuahua nicht so häufig wie in Neu-Mexiko: und zu den sogenannten „fashionablen" werden selten Amerikaner eingeladen. Es herrscht wirklich wenig freundschaftlicher Umgang zwischen Fremden und Eingebornen, außer im Geschäftsverkehr oder mit einer gewissen Klasse der Erstern am Spieltische. Dieser Mangel an Gastfreundschaft ist einer der häßlichsten Züge im Charakter des Chihuahuenos, und ihre Engherzigkeit erscheint noch in hundertmal üblerem Lichte, wenn man sie mit der freundlichen und artigen Behandlung vergleicht, die jenen, welche die Vereinigten Staaten besuchen, von den Gesetzgebern der feinen Welt bei uns stets zu Theil wird. Diese Ausschließung empfindet man in Chihuahua desto schmerzlicher, da es dort weder Kaffeehäuser, noch Lesezimmer, kurz außer Spielhäusern gar keine beliebten öffentlichen Orte gibt, wo Männer zusammen kommen können, um sich die Zeit zu vertreiben.

Außer dem Hahnenplane, dem Spieltische und der Alameda, dem gewöhnlichen Spaziergange für die Reichen und Müssiggänger, ist der Ladenbesuch ein Lieblingszeitvertreib der Frauen, und die Modedamen verrichten ihn gewöhnlich bei Licht, nachdem sie sich an ihrer Chokolade und ihren Cigarritos gütlich gethan haben. Die Straßen und Kaufläden sind von der Dämmerung bis gegen neun und zehn Uhr buchstäblich vollge-

pfropft, und ich habe sehr oft den Ladentisch bis zu einer späten Stunde mit den schönsten und feinsten Senoritas der Stadt besetzt gesehen. Bei solchen Gelegenheiten ist es eben so peinlich als mühsam, daß man sich gezwungen sieht, ein scharfes Auge auf das Eigenthumsrecht zu haben, nicht als ob alle Kunden unehrlich wären, sondern weil es nie an solchen fehlt, die stark an der Aneignungssucht leiden, selbst unter den niedlichst aussehenden Senoritas. Dies und andere nicht minder strafbare Absichten haben ohne Zweifel dazu beigetragen, den Gebrauch der nächtlichen Ladenbesuche einzuführen.

Es bedarf vielleicht keiner besonderen Erwähnung mehr, daß die herrschende Partei in Mexiko, besonders im Norden, entschieden gegen die Freimaurer gesinnt ist. Während meines Aufenthaltes in Chihuahua hatte ich Gelegenheit, mich von ihrem Widerwillen gegen diese geheimnißvolle Brüderschaft zu überzeugen. Er brachte mir die Beschlagnahme von ein paar Dutzend baumwollenen Taschentüchern zu Wege, welche ohne mein Wissen einen Abdruck des maurerischen Teppichs trugen. Diese anstößigen Gegenstände hatten die Aufmerksamkeit eines luchsaugigen Paters auf sich gezogen und eines Tages erschien zu meiner größten Bestürzung der Alcalde und einige Geistliche in meinem Laden. Die Taschentücher wurden ohne Umstände weggenommen und verurtheilt, mittelst eines Auto-da-fe öffentlich verbrannt zu werden.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Abreise nach Santa Fe. — Mangel an Lebensmitteln. — Nothbehelf. — Verhaftung eines unserer Gefährten. — Streit mit einem Nico. — Sein gemeines Verfahren. — Große Rüstungen in Chihuahua, um uns zu verhaften. — Ankunft mexikanischer Truppen. — Ein höflicher Offizier. — Ich und drei meiner Leute müssen nach Chihuahua zurück. — Freundschaftliches Benehmen des Senor Artalejo. — Junta de partamental und Verhandlungen über meine Angelegenheit. — Nichtvorhandensein einer Habeas-Corpus-Akte. — Der Handel wird beigelegt und ein Paß bewilligt. — Die Nutzanwendung. — Straflosigkeit räuberischer Wilden. — Endlicher Aufbruch. — Gesellschaft von Pasenos mit ihren Früchten und Getränken. — Ankunft in Santa Fe.

Nachdem ich alle meine Geschäfte in Chihuahua beendigt und mich vollständig reisefertig gemacht hatte, brach ich am 31. Oktober 1839 von dieser Stadt nach dem Norden auf. Meine Karavane bestand aus zweiundzwanzig Wagen, die bis auf einen alle mir gehörten, und einigen vierzig Männern, die bis an die Zähne bewaffnet und auf jeden Nothfall gerüstet waren, der uns begegnen konnte: eine Vorsicht, welche durch die Schaaren feindseliger Wilden, die den vor uns liegenden Weg zu allen Zeiten unsicher machten, durchaus geboten wurde.

Wir machten uns auch mit einem reichen Vorrathe von Brod und anderen Bedürfnissen auf den Weg; denn von den Vorstädten Chihuahuas an bis zu dem Dorfe Carrizal, eine Strecke von beinahe hundert fünfzig Meilen, gibt es keine Niederlassungen am Wege, wo man sich Lebensmittel verschaffen

kann. Um die Gesellschaft mit frischem Fleisch zu versehen, hatte ich zwanzig Schafe bestellt, die einige Meilen vor der Stadt abgeliefert und für unseren täglichen Bedarf mitgetrieben werden sollten. Da jedoch der Lieferant ausblieb, so hatten wir beim Eintritt in die Wildniß keinen Bissen Fleisch. Am zweiten Tage begannen unsere Leute zu murren — es war in der That eine harte Aufgabe, blos mit Brod und Kaffee vorlieb zu nehmen, und als wir in das „Gebiet" der Hacienda de Encimillas kamen, von dem früher die Rede war, litten die Leute wirklich Hunger. Ich sah mich daher genöthigt, drei mexikanische Maulthiertreiber von der Karavane abzuschicken, um mit dem Lazo ein Rind aus einer Heerde einzufangen, die in einiger Entfernung von unserem Lagerplatze weidete und zu jenen büffelartigen Schwärmen gehörte, welche in beinahe wildem Zustande auf diesem ausgedehnten Landgute herumlaufen. Seit undenklichen Zeiten pflegten Reisende, wenn sie Mangel an Fleisch litten, ihren Bedarf aus dem wilden Rindvieh zu holen, das dem Namen nach zu dieser Hacienda gehörte, indem sie sich das Recht vorbehielten, dem Eigenthümer für den zugefügten Schaden eine angemessene Entschädigung zu zahlen. Ich muß jedoch sagen, daß ich, obwohl ich schon einmal auf der nämlichen Straße gereist war, noch nie zu diesem Nothbehelfe gegriffen hatte, und ich würde auch, obgleich mich das Herkommen theilweise dazu berechtigte, im gegenwärtigen Falle von meiner bisherigen Gewohnheit nicht abgewichen sein, wenn wir nicht in solche Noth gerathen wären und ich nicht darauf gerechnet hätte, einem Mayordomo oder einigen Vaqueros zu begegnen, denen ich den Werth des Rindes bezahlen konnte, ehe wir die Gränze der Hacienda überschritten, auf deren Ländereien wir noch sechzig bis achtzig Meilen zu reisen hatten.

Die Maulthiertreiber hatten eben angefangen, auf die Rinder Jagd zu machen, als wir mehrere Reiter hinter einer nahen

Anhöhe hervorkommen und sie in vollem Galopp verfolgen sahen. Da wir glaubten, die Angreifer seien Indianer und bemerkten, daß sie auf einen der Leute schossen, dem andern nachsetzten und den dritten ergriffen und gefangen fortführten, so schickten sich Mehrere von uns an, ihnen zu Hülfe zu eilen. In diesem Augenblicke kamen aber die zwei andern Maulthiertreiber herbeigelaufen und benachrichtigten uns, daß die Angreifer mexikanische Vaqueros wären. Wir folgten ihnen dessen ungeachtet bis zum Dorfe Torreon, fünf bis sechs Meilen westlich, wo wir bereits einen Haufen Volkes um unsern armen Freund versammelt sahen, der an allen Gliedern zitterte, wie wenn er wirklich in die Hände von Wilden gefallen wäre. Ich erkundigte mich sogleich nach dem Mayordomo, erhielt aber zur Antwort, daß der Eigenthümer selber, Don Angel Trias, zugegen sei. Dem zu Folge wendete ich mich an seine Herrlichkeit, zeigte ihm die Unschuld meines Dieners und erklärte, daß ich allein verantwortlich sei, welches Verbrechen auch begangen worden. Trias beharrte jedoch unerschütterlich auf seinem Entschlusse, den Burschen nach Chihuahua zurück zu schicken und wegen Raub vor Gericht zu stellen, und alle weitern Vorstellungen dienten blos dazu, mir und meinem Vaterlande, das er ziemlich genau zu kennen schien, *) einen Strom der gröbsten und plumpsten Schmähungen zuzuziehn.

*) Trias war in der Jugend von seinem Adoptiv-Vater nach Europa und den Vereinigten Staaten auf Reisen geschickt worden. Als „Taschengeld" erhielt er, wie man mir erzählt hat, gegen hundert Barras de plata, jede tausend Dollars oder darüber werth. Dieses Geld wurde er auf seinen Reisen ohne Mühe los, behielt aber zum größten Theile seine angeborne Bigotterie und seinen Selbstdünkel, und mit seiner Kenntniß

Der Streit wurde zuerst blos auf spanisch geführt; da aber der vornehme Senor es müde wurde, so viele bittere, ihn selber betreffende Wahrheiten vor seinen eigenen demüthigen und erstaunten Dienern in der Muttersprache anzuhören, so trat er aus dem Haufen und redete mich englisch an, worin er sich auf seinen Reisen einige Fertigkeit erworben hatte. Der Wechsel der Sprache veränderte aber seine Ansichten so wenig, als er seine Hartnäckigkeit minderte. Da ich endlich fand, daß durch diesen Wortkampf nichts zu gewinnen war, befahl ich dem Burschen, sein Pferd zu besteigen und zu den Wagen zurück zu kehren. „Hüten Sie sich vor den Folgen!" schrie der wüthende Trias. „Wohlan, sie mögen kommen," erwiederte ich, „hier stehen wir." Aber man ließ uns mit dem Gefangenen ungestört abziehen.

Damit sich der Leser von der Feigheit dieses prinzlichen Haciendero einen Begriff machen kann, brauche ich nur beizufügen, daß wir uns, als der Streit vorfiel, innerhalb der Befestigungen befanden, und man uns blos durch Schließen des äußeren Thores den Ausgang leicht hätte verwehren können. Wir waren umringt von der ganzen Einwohnerschaft des Dorfes und überdies von einer kleinen Abtheilung Soldaten, deren Befehlshaber an dem Zanke einen sehr thätigen Antheil nahm und ungemein tapfer mit seiner Zunge focht. Allein der Muth des erlauchten Senor Don Angel kannte einen viel sicherern Weg, als sich auszulassen, wo auch nur eine entfernte Möglichkeit persönlicher Gefahr vorhanden war. Seinem Einflusse konnte es nicht mißlingen, das Publikum für seine Sache zu gewinnen, und er meinte ohne Zweifel, sein Streit könnte eben so gut durch die Justizbeamten ausgefochten werden als durch ihn selber.

---

der Ueberlegenheit jener Völker, zu welchen ihn die Reise führte, stieg auch sein Haß gegen Ausländer.

Unbekannt mit seinen Absichten und in der Voraussetzung, die Sache sei abgethan, setzten wir am nächsten Tage unsere Reise fort und waren beim Anbruch der Nacht volle zwanzig Meilen vom Schauplatz unserer Verlegenheiten entfernt. Als wir uns am folgenden Morgen beim Frühstück befanden, wurden wir sehr durch die Ankunft zweier Amerikaner überrascht, die geraden Weges von Chihuahua kamen und diesen weiten Ritt absichtlich unternommen hatten, um uns zu melden, was in der Stadt gegen uns im Werke war. Wie es schien, hatte Trias einen Eilboten an den Statthalter geschickt und mich beschuldigt, einen Verbrecher durch Waffengewalt den Händen der Gerechtigkeit entrissen zu haben, was große Rüstungen zur Folge hatte, um mich einzuholen und zurück zu bringen. Um den Leser in den Stand zu setzen, den vollen Umfang und die Abscheulichkeit meines Vergehens zu ermessen, brauche ich ihm blos zu sagen, daß der Eigenthümer einer Hacienda zugleich Gouverneur, Friedensrichter, überhaupt Alles ist, was er vorzustellen Lust hat — ein vollkommener Despot innerhalb der Gränzen seiner kleinen Herrschaft. Verachtung gegen *seine* „Excellenz" war es also, wodurch ich die Majestät der Gesetze beleidigt hatte!

Nachdem ich meinen wackern Landsleuten für die Mühe gedankt hatte, welche sie sich meinetwegen genommen, setzten wir unsere Reise wieder fort, entschlossen, das Schlimmste an uns kommen zu lassen. Dies geschah am 3. November: am 5. lagerten wir uns bei Ojo Caliente, etwa 130 Meilen von Chihuahua. Gegen eilf Uhr Nachts sahen wir eine starke Abtheilung Soldaten näher kommen. Sie zogen bald an uns vorüber und lagerten sich ruhig einige hundert Schritte von uns. Ihre Zahl belief sich auf mehr als hundert.

Bis zum nächsten Morgen ereignete sich nichts weiter; da aber erschien, als ich eben mein Nachtlager verlassen hatte, ein Soldat und fragte, ob ich auf sei. Nach einigen Minuten kam er

mit einer Botschaft von El Senor Capitan, der sich erkundigte, ob er mich sehen könne. Als ich dies bejaht hatte, fand sich ein sehr artiger und freundlicher Mann ein, der nach vielen Verbeugungen und Kratzfüßen, welche mich ernstlich befürchten ließen, sein Körper werde auseinanderbrechen, endlich seinen Auftrag eröffnete und mir einen Pack Briefe einhändigte, deren einer einen Befehl des Gouverneurs enthielt, mich sammt den drei Maulthiertreibern, welche ich den Rindern nachgeschickt hatte, sogleich in Chihuahua zu stellen; beigefügt war die Warnung, daß ich durch Widerstand nicht zu andern Maßregeln Anlaß geben möchte, die mir persönliche Unannehmlichkeiten verursachen könnten. Das andere Schreiben war von Senor Trias selber, der sein Bedauern darüber aussprach, die Sache so weit getrieben zu haben, und mit dem gewöhnlichen Anerbieten seiner Dienste zur Herbeiführung einer Ausgleichung endete. Am meisten Einfluß auf meinen Entschluß hatte jedoch ein Brief von Don Jose Artalejo (Juez de Hacienda in Chihuahua), der sich für einen günstigen Ausgang verbürgte, wenn ich ruhig zurückkehren würde, und ein anderer von einem Herrn Sutton, mit dem ich früher in Geschäftsverbindung gestanden hatte. Das mannhafte und biedere Benehmen dieses Gentlemans hatte mir das Zutrauen eingeflößt und deshalb legte ich auf seine Ansichten viel Gewicht. Aber außer meiner Verpflichtung, einem wenn auch noch so willkürlichen und drückenden Befehle der Regierung zu gehorchen, trieb mich noch ein anderer mächtiger Beweggrund, der Weisung des Statthalters Folge zu leisten und zurückzukehren: nämlich eine geheime Besorgniß, eine feindselige Bewegung von meiner Seite, wie gerecht oder nothwendig sie auch sein möchte, könnte die Interessen, vielleicht sogar das Leben vieler meiner Landsleute in Chihuahua gefährden.

Hätten wir nur uns selber und unsere eigene Sicherheit im Auge gehabt, so würden wir es gar nicht schwer gefunden haben,

uns mit Gewalt den Weg aus dem Lande hinaus zu bahnen. Wir waren alle wohl bewaffnet und viele von uns schienen sogar Lust zu haben, mit den Belagerern ein Gefecht zu bestehn. Ich erklärte jedoch dem Hauptmann meine Bereitwilligkeit, mit den drei „Verbrechern" nach Chihuahua zurückzukehren, im Falle uns gestattet würde, bewaffnet und frei den Weg zu machen, da ich mir nicht bewußt wäre, ein Verbrechen begangen zu haben, das die Verhaftung rechtfertigen könnte. Er antwortete, dies stimme genau mit den ihm ertheilten Befehlen überein, und gewährte mir höflich ein Geleite von fünf bis sechs Soldaten, die unter meinen Befehlen stehen sollten, um uns zur Verstärkung gegen die Indianer zu dienen, welche, wie man wußte, die Straße unsicher machten. Ich dankte ihm für diese Gefälligkeit und machte mich sogleich nach Chihuahua auf den Weg, indem ich mit den Wagen die Reise langsam fortzusetzen befahl und es dem liebenswürdigen Hauptmann mit seiner Schaar Valientes überließ, mit Muße nach der Hauptstadt zurückzukehren.

Spät am Abend des dritten Tages erreichte ich die Stadt und kehrte in der amerikanischen Fonda ein, wo ich das Glück hatte, meinen Freund Artalejo zu treffen, der mir sogleich vorschlug, mit ihm stehenden Fußes in das Haus des Statthalters zu kommen. Als wir vor seiner Exzellenz erschienen, begann mein wackerer Freund mit der Bemerkung, daß ich dem Befehle gemäß zurückgekommen sei und daß er mit seiner Person und seinem Vermögen für mich bürgen wolle; und dann wendete er sich, ohne erst eine Antwort abzuwarten, an mich und sprach die Hoffnung aus, ich würde während meines Aufenthaltes in der Stadt sein Haus als meine Wohnung betrachten. Ich konnte eine so freundliche Einladung natürlich nicht ablehnen, besonders da ich es für möglich hielt, daß er als mein Bürge es vorziehen würde, mich in seiner Nähe zu haben. Kaum waren wir aber auf die Straße gekommen, als er mir schnell diesen Argwohn benahm.

„Ich lade Sie ein," sagte er, „bei mir zu wohnen als Freund, nicht als Gefangener. Haben Sie Geschäfte abzumachen, so legen sie sich nicht den geringsten Zwang auf. Morgen will ich trachten, daß die Sache befriedigend ausgeglichen wird."

Am folgenden Tage versammelte sich die Junta Departamental — Staatsrath — dessen einflußreiches Mitglied Artalejo war. Mittlerweile zeigte jeder Amerikaner, dem ich begegnete, das größte Erstaunen, mich in Freiheit zu sehen, da sie, nach der in der Stadt herrschenden Aufregung zu urtheilen, mich im sichersten Gewahrsam glaubten. Man rieth mir, mich nicht in der Straße zu zeigen, da der Pöbel sehr gegen mich aufgebracht sei; ich wurde aber, als ich gleich darauf frei herumging von Niemanden beleidigt, und muß in der That den „Selbstherrschern der Stadt" Gerechtigkeit widerfahren lassen und sagen, daß ich nie höflicher behandelt wurde als während dieser Zeit. Viele meinten, daß, da Trias einer der reichsten und angesehensten Bürger Chihuahuas sei, ich besser thun würde, meinen Weg aus dieser Verlegenheit mit Silber zu pflastern, da ich vor Gericht mit ihm den kürzern ziehen würde. Diesem widersetzte ich mich ernstlich. Ich war überzeugt, daß man mich hauptsächlich nach Chihuahua zurückberufen hatte, um Geld von mir zu erpressen und ich gelobte mir, daß sich die Beamten getäuscht sehen sollten. Ich hatte ein unbegränztes Vertrauen auf die Freundschaft und Rechtschaffenheit Don José Artalejos, der eine gänzliche Ausnahme von dem gewöhnlichen Charakter seiner Landsleute war. Ich werde mich stets mit Dankbarkeit der lebhaften Theilnahme erinnern, mit der dieser großmüthige, aufgeklärte und ehrenwerthe Mann sich meiner Sache annahm, da er keinen andern Grund haben konnte, mir so freundlich entgegen zu kommen, als das Bewußtsein, edelmüthig zu handeln.

Als in der Junta Departamental über meine Befreiung verhandelt wurde, ging es zuerst ziemlich stürmisch zu, da einige

engherzige und störrische Mitglieder des Rathes entschlossen schienen, mir, sei es mit Recht oder mit Unrecht, eine Strafe aufzulegen. Nach einer langen und lästigen Erörterung aber brachte mir mein Freund den Entwurf einer Bittschrift, die ich abschreiben und unterzeichnen, und nach deren Uebergabe an den Statthalter meine Befreiung erfolgen sollte. Diesen Weg hatte man, wie ich hörte, deshalb eingeschlagen, weil der Rath nach reiflicher Ueberlegung zu dem Schlusse gekommen war, daß das Verfahren gegen mich in hohem Grade willkürlich und ungesetzlich gewesen und daß ich, wenn ich später gegen die Statthalterschaftsbehörde Klage einlegte, ansehnlichen Schadenersatz erhalten würde. Die heilsame Lehre, welche Frankreich vor so kurzer Zeit den Mexikanern gegeben, war vielleicht die Ursache der Besorgnisse der Behörden von Chihuahua. Es wurde deshalb in die Bittschrift eine Klausel eingeschaltet, wodurch man mich jeder Absicht entsagen ließ, die Statthalterschaft je wieder wegen dieser Sache zu behelligen, und mir selber die Bitte in den Mund legte, die Angelegenheit als abgethan zu betrachten.

Ich würde mich nie dazu verstanden haben, diese Bittschrift zu unterschreiben, wenn ich nicht die Willkür gesehen hätte, welche man gegen mich ausübte. Aus dem Verhaft an sich machte ich mir nicht viel, aber der gänzliche Verlust meines Eigenthumes, der vielleicht das Ergebniß einer längeren Gefangenschaft hätte sein können, war ein Uebel, welches ich abzuwenden für nöthig fand, selbst wenn ich deshalb meinen Gefühlen schweren Zwang anthun mußte. Ein abgenöthigtes Zugeständniß würde zwar, da ich mich in Haft befand, nach erlangter Freiheit nicht mehr für mich verbindlich gewesen sein; aber ich empfand keine große Lust, mich um Abhülfe zu bewerben, wo ich so wenig Hoffnung hatte irgend etwas auszurichten. Ich hätte die Sache freilich der mexikanischen Regierung vorstellen und vielleicht auch die Anerkennung meiner Ansprüche auf Entschädigung gegen Chihuahua

erwirken können, allein die Bezahlung würde noch sehr zweifelhaft gewesen sein. Was unsere eigene Regierung betrifft, so hatte ich zu viel Erfahrung, um einen Augenblick auf ihre Dazwischenkunft zu bauen.

Während dieser Verhandlungen bemühte ich mich, die Beschaffenheit der gegen mich vorgebrachten Anklagen zu ermitteln, aber umsonst. Alles, was ich erfuhr, war, daß ich einen Rico beleidigt hatte und auf sein Gesuch nach Chihuahua zurück beordert worden war; ob jedoch wegen „Hochverrath" oder wegen eines Raubversuches oder wegen Verachtung seiner Herrlichkeit, blieb mir unbekannt. Es ist jedoch in diesem „Lande der Freiheit" nicht ungewöhnlich, daß Leute verhaftet und wochenlang gefangen gehalten werden, ohne die Ursache zu erfahren. Der Habeascorpus-Erlaß scheint den Gerichtshöfen Nord-Mexikos fremd zu sein.

Nach dem Empfange meiner Bittschrift erließ der Stathalter sogleich folgende Verordnung, die ich zum Besten des Lesers übersetze, da sie keine üble Probe prunkvoller merikanischer Beredsamkeit ist:

„In Erwägung der Bittschrift, welche Sie heute der obersten Regierungsbehörde übergeben haben, hat es seiner Exellenz dem Statthalter gefallen, folgende Verordnung zu erlassen:

„Daß, da Don Angel Trias seine Klage, in so fern sie seine persönlichen Interessen betrifft, zurückgezogen hat, die Regierung, indem sie die Billigkeit eintreten läßt, womit Vergehungen zu betrachten sind, die ohne vorbedachte Absicht einer Verletzung der Gesetze begangen worden sind, was bei der Unbekanntschaft des Bittstellers mit denselben im vorliegenden Falle zu vermuthen steht, ihm die nachgesuchte Begnadigung bewilligt; und in Folge dessen steht es ihm frei, abzureisen, so bald es ihm beliebt: zu welchem Zwecke und damit er nicht von den Behörden aufgehalten werden möge, ihm eine Abschrift dieser Verordnung zugestellt werden wird.

„In Gemäßheit des Vorstehenden lege ich die besagte Verfügung an Sie zu den angegebenen Zwecken bei:

Gott und Freiheit. Chihuahua am 9. November 1839.

Amado de la Vega, Sekretär.

An Don Josias Gregg.

So endigte diese wichtige Angelegenheit. Die Nutzanwendung läßt sich in wenige Worte zusammen fassen. Ein Bürger der Vereinigten Staaten, welcher im Vertrauen auf bestehende Verträge seinen Geschäften nachgeht, kann von den eigenmächtigen Behörden Chihuahuas völlig ungestraft verhaftet und gequält werden, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß die amerikanische Regierung fast bei allen Gewaltthätigkeiten gegen einzelne Personen, als ihrer ernstlichen Beachtung ganz unwürdig, durch die Finger sieht. Zu derselben Zeit können die Indianer, wie dies häufig geschieht, in die Vorstädte von Chihuahua eindringen, rauben, morden und plündern, ohne daß ein einziger Soldat aufgeboten oder ein Versuch gemacht wird, die wilden Uebelthäter der Gerechtigkeit zu überantworten. Nur wenige Tage, bevor mir die Unannehmlichkeit in Torreda zustieß, hatten die Apaches in der unmittelbaren Nähe des nämlichen Dorfes ein Paar Rancheros getödtet, und später, gerade als man in Chihuahua so geschäftig war, zu meinen „besonderen Gunsten" Truppen aufzubieten, thaten die Indianer einen Einfall in die zu den Vorstädten gehörenden Kornfelder und tödteten mehrere Labradores, die daselbst arbeiteten. In keinem dieser beiden Fälle aber standen Truppen zur Verfügung, um die Räuber zu verfolgen und zu züchtigen, obwohl ein ganzes Heer in Bereitschaft war, unserer Karavane nachzusetzen. Freilich fühlten die Leute viel weniger Abneigung, eine Gesellschaft handeltreibender Bürger zu verfolgen, die, wie sie wohl wußten, keine feindselige Stellung einnehmen konnten, als unter eine Horde von Wilden

zu gerathen, die eben so wenig ihr Leben schonen würden, als sie ihre Gesetze und ihr Eigenthum achteten.

Früh Morgens am 10. November nahm ich wieder und zwar zum letzten Male sammt meinen Schicksalsgefährten Abschied von Chihuahua, ohne das geringste Bedauern zu empfinden. In den Nachmittagsstunden begegneten wir meinem alten Freund, dem Hauptmann, mit seiner tapfern Schaar, den ich so voller Höflichkeit fand, wie immer — so höflich in der That, daß er nicht einmal nach meinem Passe fragte.

Am Abend des nächsten Tages, als wir uns mitten im Gebiete der Wilden befanden, wurden wir nicht wenig durch den Anblick eines großen Reiterhaufens beunruhigt, der sich in der Ferne zeigte. Es wies sich aber aus, daß es Pasenos oder Bürger von Paso del Norte waren. Sie reisten nach Chihuahua mit einer Menge Packmaulthieren, die mit Aepfeln, Birnen, Trauben, Wein und Aguardiente, dem Ertrage ihre fruchtbaren Obstpflanzungen und Weingärten, beladen waren. Chihuahua wird hauptsächlich von el Paso mit Früchten und Getränken versorgt, die auf Karren oder Maulthieren fortgeschafft werden. So bringt man die Früchte sowohl frisch als getrocknet nach den entfernten Märkten. Die Trauben, sorgfältig im Schatten getrocknet, geben treffliche Pasas oder Rosinen, von denen jährlich eine große Menge zum Verkaufe von den Einwohnern jener anmuthigen Gartenstadt bereitet wird, die im Ganzen nüchterner und betriebsamer sind als die Bewohner irgend einer andern Gegend von Meriko, die ich besucht habe, und glücklicher Weise weniger unter dem Uebermaße von Reichthum und Armuth leiden.

Am 13. holte ich meine Wagen einige Meilen südlich von el Paso ein. Wir setzten unsere Reise ohne weitere Zufälle fort und kamen am 6. Dezember gesund und wohlgemuth in Santa Fe an.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Vorbereitungen zur Heimreise. — Ausbruch der Blatternkrankheit. — Aufbruch. — Unsere Karavane. — Mamuel, der Comanche. — Ein neuer Weg. — Die Prairienfeuer. — Gefahr, von solchen Bränden ergriffen zu werden. — Büffeljagd der Comanches. — Scharmützel mit den Pawnees. — Ein unerschrockener Mexikaner. — Die Verwundeten. — Werth eines dicken Schädels. — Rückzug der Feinde und Mißlingen ihrer Plane. — Scharfer Nordwestwind. — Verlust unserer Schafe. — Die Llano Estacado und Quellen des Red River. — Der Canadian. — Grausamkeit gegen Büffel. — Thaten auf der „Schleichjagd". — Herrn Wethered's Abenteuer. — Ankunft auf vaterländischem Gebiete. — Der falsche Washita. — Wir schlagen unsern früheren Weg ein. — Beschaffenheit des durchreisten Landes. — Ankunft in van Buren. — Die zwei Straßen nach Santa Fe. — Vorzüge jener von Arkansas aus. — Ruhelosigkeit der Prairienreisenden im civilisirten Leben und Sehnsucht nach Rückkehr in die Wildniß.

Gegen Anfang des Februars 1840 und gerade als ich Vorbereitungen zur Rückkehr nach den Vereinigten Staaten traf, brach unter meinen Leuten die Blatternkrankheit aus, und zwar auf eine Weise, die zuerst eben so viel Erstaunen als Besorgniß erregte. Einer von ihnen, der in einen benachbarten Bezirk gereist war, wo sich mehrere Blatternkranke befanden, klagte über einen leichten Fieberanfall, dem ein schwacher Ausschlag folgte, der jedoch den ächten Pocken so unähnlich war, daß ich der Sache keine große Bedeutung beilegte und nicht einmal Varioloiden argwöhnte. Nachdem diese leichten Krankheitserscheinungen verschwunden waren, dachten wir nicht mehr daran, bis acht oder zehn

Tage später jedes ungeimpfte Mitglied unserer Gesellschaft von jener grausamen Krankheit befallen wurde, die bald einen sehr bösartigen Charakter anzunehmen begann. Indessen wurde sie in keinem Falle tödtlich, doch besorgten wir sehr, daß die Seuche auf dem Wege abermals ausbrechen würde, allein zu unserer großen Freude blieben wir von dieser Geißel verschont.

Eine Gesellschaft, die kurz darauf von Santa Fe nach Missouri aufgebrochen war, hatte viel mehr Unglück. Unterwegs wurden mehrere Leute von den Blattern befallen und einige derselben starben; und da bei andern die Ansteckung nicht eher ausbrach, als bis sie sich der Gränze von Missouri näherten, so mußten sie sich einer Quarantaine in der benachbarten Prairie unterziehen, bevor man ihnen gestattete, die Ansiedelungen zu betreten.

Am 25. Februar brachen wir von Santa Fe auf, konnten aber in Folge einiger Zögerungen San Miguel erst am ersten März verlassen. Da die Weide für unsere Thiere noch nicht hinreichte, so versahen wir uns hier mit mehr als sechshundert Scheffeln Korn, um unterwegs Futter zu haben. Diesmal bestand unsere Karavane aus achtundzwanzig Wagen, zwei kleinen Kanonen und sieben und vierzig Mann mit Einschluß von sechszehn Mexikanern und einem Comanche-Indianer, der die Dienste eines Wegweisers verrichtete.*) Zwei Gentlemen aus Baltimore,

*) Manuel el Comanche war ein ächter Indianer, in den großen Prairien geboren und aufgewachsen. Lange nachdem er das männliche Alter erreicht hatte, begleitete er einige mexikanische Rancheros in das Gränzdorf San Miguel, wo er sich in eine junge Mexikanerin verliebte und sie heirathete. Seit zehn bis zwölf Jahren lebte er an diesem Orte als verständiger und gesitteter Bürger, der weit mehr Herzensgüte und Biederkeit besaß als die Mehrheit seiner mexikanischen Nachbarn. Er hatte sich

die Herren S. Wetherel und J. R. Ware, hatten sich mit einem Wagen und drei Dienstleuten unserer Karavane angeschlossen, was die obenerwähnte Gesammtzahl voll machte. Wir hatten also eine Caballada von mehr als zweihundert Maulthieren mit beinahe dreihundert Schafen und Ziegen. Die Schafe wurden zum Theile in der Absicht mitgenommen, um uns im Nothfalle mit Fleisch zu versorgen: den Ueberrest aber konnten wir in den Vereinigten Staaten gut absetzen.

Statt dem im verflossenen Jahre eingeschlagenen Wege zu folgen, beschloß ich unter der Leitung des Comanche einen nähern und bessern das südliche Ufer des Canadian entlang aufzusuchen, nach welchem Reiseplane wir abermals auf einer Strecke von 400 Meilen ein ganz unbekanntes Land zu durchwandern hatten. Wir waren gerade über die Laguna Colorado hinaus, wo sich das folgende Jahr eine Abtheilung texanischer Freiwilligen unter General Mac Leod dem Obersten Archuleta ergab, als unser Feuer durch Vernachläßigung das Prairiegras ergriff. Da eben ein entgegengesetzter Wind wehte, kamen wir bald aus dem Bereiche des Brandes: am nächsten Tage aber, als sich der Wind geändert hatte, erblickten wir das Feuer abermals hinter uns und sahen es in sehr schnellem Laufe näher kommen. Der Schrecken, den diese Prairienbrände einflößen, wenn das Gras hoch und dürr ist, wie dies gegenwärtig der Fall war, ist oft beschrieben worden, und obwohl man die Gefahren dieser Unglücksfälle nicht selten übertrieben hat, so sind sie doch zuweilen groß genug, um das kühnste Herz zu erschüttern. Herr Kendall erzählt ein furchtbares Ereigniß dieser Art, das auf dem Zuge

---

das Spanische ganz gut eigen gemacht und war daher ein trefflicher Dolmetscher zum Verkehr mit den Comanches; und da er mit allen Theilen der Prairien gut bekannt war, so leistete er als Führer treffliche Dienste.

der Texaner nach Santa Fe vorfiel, und alle diejenigen, welche durch die Prairien gezogen sind, haben mehr oder weniger die Gefahr kennen gelernt, womit diese plötzlichen Heimsuchungen die Karavanen zuweilen bedrohen. Das schlimmste Unglück aber, welches die nach Santa Fe bestimmten Züge zu besorgen haben, ist eine Pulverentzündung, da gewöhnlich ein paar Tonnen von je fünfundzwanzig Pfund auf jedem Wagen mitgeführt werden. Als wir uns das Feuer so rasch nachkommen sahen, mußten wir uns sehr schonungslos der Peitsche bedienen, und erst als die schwarzgelben Flammen beinahe schon die Hufe unserer Maulthiere leckten, gelang es uns, eine mit kurzem Grase bewachsene Prairie zu erreichen, wo keine weitere Gefahr zu befürchten war.

Das Umsichgreifen des Brandes wurde bald durch einen kleinen Fluß gehemmt, der quer über unsern Weg floß; und als wir am folgenden Tage (am 9.) eben aus dem Rauche hervorkamen, lenkte unser Comanche-Führer, dessen Posten voraus war, plötzlich um, und meldete uns, daß er ganz in der Nähe drei Büffel entdeckt hätte. Es waren die ersten, die wir antrafen, und wir sehnten uns sehr, unser dürres Rindfleisch mit etwas Besserem zu vertauschen. Ich befahl daher dem Comanche, der bei Weitem unser zuverläßigster Jäger war, sich sogleich zur Jagd vorzubereiten. Da er mir sagte, er würde lieber zu Pferde mit Pfeil und Bogen jagen, und ich mein Reitpferd für das schnellste hielt (welches freilich nur ein ganz gewöhnlicher Klepper und sehr schmächtig war), so stieg ich ab, gab ihm den Zaum, und ermahnte ihn, das Thier so viel als möglich zu schonen, da wir noch eine weite Reise vor uns hätten. „Ihr braucht nur einen zu erlegen — das genügt für den Augenblick!“ rief ich ihm nach, als er fortsprengte. Dieser Comanche war einer der größten Männer seines Stammes — stark, muskelkräftig und gegen zweihundert Pfund schwer — als er aber jetzt auf seiner Lieblingsjagd war, vergaß er sowohl meine Ermah-

nungen, als die Schwäche meines Pferdes. Er hatte bald zwei Büffel niedergeschossen — und äußerte sich gegen die, welche ihm gefolgt waren, schlauer Weise, daß ihm der dritte gewiß nicht entgangen wäre, wenn er keinen Verweis von mir gefürchtet hätte.

Am Abend des 10. wurde unser Lager in der Nähe einer Schlucht in der Prairie aufgeschlagen, und da die Nacht finster und traurig war, suchte sich die Wache zu erheitern, indem sie ein loderndes Feuer anzündete, um welches sich die Leute drängten und lange Geschichten von mexikanischen Fandangos und schwarzäugigen Mädchen zu erzählen begannen. Plötzlich wurde die Stille der Nacht durch den lauten Knall von Feuergewehren unterbrochen, und ein Hagel von Kugeln pfiff an den Ohren der sorglosen Schildwachen vorbei. Glücklicher Weise wurde Niemand verwundet, was sehr auffallend erscheinen muß, wenn man bedenkt, welch bequemes Ziel unsere Leute, die um ein loderndes Feuer saßen, den Gewehren der Indianer darboten. Das wilde Geschrei, welches überall in der Schlucht ertönte, leistete sehr überzeugenden Beweis, daß dies kein falscher Lärm war. Und der „Pawneepfiff," den wir auf allen Seiten hörten brachte uns sogleich auf den Gedanken, daß wir es mit einer Rotte dieser berüchtigten Prairienräuber zu thun hatten.

Alle sprangen mit dem Gewehr in der Hand von ihrem Lager auf, denn auf den Prairien schlafen wir immer mit unsern Waffen an der Seite oder unter dem Kopfe. Unser Comanche schien zuerst sehr in Verlegenheit zu sein, was er thun sollte. Endlich aber begann er in der Meinung, es könne vielleicht eine Abtheilung seines eigenen Stammes in der Nähe sein, eine sehr lärmende Anrede in seiner Muttersprache, die er mehrere Minuten lang fortsetzte; als er jedoch fand, daß der Feind keine Kenntniß von ihm nahm und ein Pawneewort, das er zufällig hörte und verstand, ihn überzeugte, daß er seinen Athem gegen

die Todfeinde seines Stammes verschwendet hatte, machte er seinen Vorstellungen plötzlich ein Ende, und schoß mit einem Ernste, der wirklich erbaulich war, sein Gewehr ab, als ob er überzeugt wäre, dieß sei das Beste, was er für uns thun könne.

Es war nun offenbar, daß die Indianer von der ganzen Schlucht Besitz genommen hatten, deren nächster Punkt kaum fünfzig Schritte von unseren Wagen abstand: eine Warnung für Prairienreisende, ihr Lager in größerer Entfernung von Stellen aufzuschlagen, die einem Feinde zum Schutz dienen können. Die Wände der Schlucht waren niedrig, bildeten jedoch immer eine sehr gute Brustwehr, hinter welcher der Feind sich verbarg und einen Hagel von Kugeln auf unsere Wagen abschoß, zwischen denen wir zerstreut waren. Einmal kamen wir auf den Gedanken, einen Versuch zu machen, die Wilden aus ihrer festen Stellung zu vertreiben; da wir aber ihre Anzahl nicht kannten und in der schrecklichen Dunkelheit, die ringsum herrschte, keinen Gegenstand zu unterscheiden vermochten, so mußten wir uns damit begnügen, blindlings hinter unsern Wagen hervor zu feuern, indem wir auf den Blitz ihrer Gewehre oder nach der Richtung hin zielten, woher ein Geräusch zu kommen schien. Ihr Geschrei war in der That fast unablässig und ging zuweilen in das scheußlichste Geheul und lärmendste Geschnatter über, das darauf berechnet war, die furchtsamen Personen einzuschüchtern, welche etwa bei unserer Karavane sein mochten. All ihr Schreien und Heulen hatte jedoch keinen Erfolg — sie konnten es nicht dahin bringen, daß unsere Thiere aus der Wagenburg hervorbrachen, worin sie zum Glück eingesperrt waren, was ohne Zweifel den Hauptzweck ihres Angriffes auf uns ausmachte.

Ich kann es nicht unterlassen, eine sehr kühne That zu erwähnen, die ein merikanischer Maulthiertreiber, Namens Antonio Chatez, im Getümmel des ersten Angriffes verrichtete. Da er die Gefahr erblickte, in der meine zwei Lieblingsreitpferde schweb-

ten, die außerhalb nur wenige Schritte von den Wilden entfernt angebunden waren, stürzte er hinaus und brachte das werthvollste derselben glücklich zurück, obwohl ihn während der ganzen Zeit ein Kugelregen umsauste. Das andere Pferd zerriß seine Halfter und suchte das Weite.

Obgleich viele Schüsse auf uns abgefeuert wurden, zählten wir doch nur zwei Verwundete. Einer, ein Mexikaner, war blos leicht an der Hand verletzt; aber die Wunde des andern, eines Italieners, hatte ein bedenklicheres Ansehen und verdient besondere Erwähnung. Er war ein kurzer wohlbeleibter Bursche, dem man den Spottnamen „Holländer" gab — ein geschwätziger feigherziger Tagedieb, der überdies die Gewohnheit hatte, sich täglich in solchem Maße vollzustopfen, daß er jede zweite Nacht auf der Krankenliste stand. Bei dieser denkwürdigen Gelegenheit hatte der Holländer abermals über die Schnur gehauen und das gewöhnliche Mittel einer doppelten Gabe Epsom-Salz war sein Abendtrank gewesen. Das Scharmützel hatte ungefähr eine Stunde gedauert, und obgleich im Wagen des Holländers eine Zeitlang ein furchtbares Stöhnen laut geworden, so gab doch Niemand darauf Acht, da man allgemein voraussetzte, es rühre von den Wirkungen seines Trankes her. Endlich aber rief Einer: „Der Holländer ist verwundet!" Ich ging sogleich zu ihm hin und fand ihn sich winden und krümmen, als ob er große Schmerzen litte, während er immerfort schrie, ein Schuß habe ihn getroffen. „Ein Schuß!" — wo?" fragte ich: „Ach! in den Kopf, Herr." „Pah! Holländer, nicht doch, Du hast nur den Kopf angeschlagen, indem Du Dich verstecken wolltest." Als ich aber ein Zündhölzchen angesteckt hatte, gewahrte ich, daß eine Kugel mitten durch seinen Hut gedrungen war, und zu meiner Bestürzung sah ich seinen Scheitel im Blut gebadet. Bei einer spätern Untersuchung ergab es sich, daß die Kugel den Schädel gestreift und eine gefährlich aussehende Wunde gemacht hatte, die so tief war, daß

ein Zoll gesunder Haut die Löcher trennte, durch welche die Kugel hineingedrungen und herausgegangen war. Ungeachtet ich zuerst eine Verletzung des Schädels fürchtete, so heilte die Wunde doch bald, und der Holländer ward binnen einer Woche wieder frisch und gesund.

Obwohl sich Lehrer nicht selten über die dicken Schädel ihrer Zöglinge zu beklagen haben, so mußte sich der Holländer doch aus guten Gründen zum Besitze eines solchen Schatzes Glück wünschen, da er ihn offenbar vor einen viel gefährlicheren Unfalle bewahrt hatte. Es zeigte sich, daß er beim Beginne des Kampfes Zuflucht in seinem Wagen gesucht hatte, ohne zu bedenken, daß die Bretter und Decken nicht Kugelfest waren, und da die Indianer, besonders zur Nachtzeit, gewöhnlich zu hoch schießen, so befand er sich in einer viel gefährlicheren Lage, als wenn er auf der Erde geblieben wäre.

Die Feinde unterhielten ihr Feuer fast drei Stunden lang, bis sie sich endlich entfernten, um vor Tagesanbruch ihren Rückzug zu sichern. Da es von da an bis am Morgen um 9 Uhr regnete und schneite, wurde jede Spur von ihnen verwischt, und es war uns nicht möglich zu entdecken, ob sie Schaden gelitten hatten oder nicht. Sie waren augenscheinlich zu Fuße gewesen, was unsere Vermuthung, daß es Pawnee waren, noch mehr bestätigte; denn diese berüchtigten Räuber gehen nie zu Pferde auf ihre Plünderungen aus, kommen aber sehr oft gut beritten wieder zurück.

Ihre Schüsse hatten unsere Wagen stark mitgenommen: wir zählten bis auf acht Kugellöcher in einem. Doch sahen wir zu unserer Zufriedenheit, daß sie nicht ein einziges unserer Thiere erwischt hatten. Das Pferd, welches gleich Anfangs das Weite suchte, war ohne Zweifel entflohen; und ein Maulthier, das zu schwer verwundet war, als daß es die Reise hätte fortsetzen können wurde von den Treibern getödtet, damit es nicht in die Hände

der Wilden falle oder eine Beute der Wölfe werde, indem sie es für menschlicher hielten, es lieber todt als lebendig fressen zu lassen. Die Wölfe hatten unserer Schafheerde großen Schaden gethan. Sie hatten sich gleich beim Anfange des Angriffes zerstreut und waren in ihrer Angst, von dem Kampfplatze zu entfliehen, gleichsam in den Rachen ihrer raubgierigen Feinde gesprungen.

Am 12. März erreichten wir den berühmten Llano Estacado, und zogen einige Tage an dessen Gränzen weiter. In der zweiten Nacht, die wir auf dieser dürren Fläche zubrachten, erlebten wir einen der heftigsten Nordwestwinde, die stets über diese Prairien wehen: unsere Heerde Schafe und Ziegen, die man ungehütet gelassen hatte, flohen über die Fläche, wahrscheinlich um Schutz gegen das wüthende Element zu suchen. Ihr Verschwinden wurde nicht sogleich bemerkt, da man bei der Dunkelheit der Nacht nichts unterscheiden konnte, und wir mußten es bis auf den folgenden Morgen versparen, sie wieder aufzusuchen. Nach mühevollen und fruchtlosen Nachforschungen, während welchen die Wirkungen der Luftspiegelungen beständig zu Täuschung und Verdruß Anlaß gaben, sahen wir uns am Ende genöthiget, unsere Verfolgung aufzugeben, und zur Karavane zurückzukehren, ohne ein einziges Thier gefunden zu haben.

Diese heftigen Winde sind auf den großen westlichen Prairien sehr vorherrschend, obgleich sie selten so rauh sind. In manchen Jahreszeiten wehen sie beinahe so regelmäßig und beständig wie die Passatwinde im Ozean. Oft stürmt es Tage, ja Wochen lang ohne einen Augenblick nachzulassen, außer zuweilen in der Nacht. Aus diesem Grunde sowohl als wegen der Regengüsse sind Percussionsgewehre in den Prairien vorzuziehen, besonders für diejenigen, die sich ihrer zu bedienen wissen. Die Winde sind häufig so heftig, daß sie Funken und Zündkraut von

der Pfanne wehen und sogar das Gewehr ganz unwirksam machen.

Am folgenden Tage setzten wir unsere Reise an dem Rande des Llano Estacado fort. Da ich wußte, daß unser Comanche-Führer mit all' diesen großen Ebenen so bekannt war wie ein Gutsbesitzer mit seinem Gebiete, so fragte ich ihn unterwegs über die verschiedenen Ströme, welche sie südwärts durchschnitten. Nach dieser Richtung zeigend, sagte er, daß dort in der Entfernung eines scharfen Tagesrittes ein Wasserlauf wäre, den er Canada oder Thalweg nannte, worin man an gewissen Stellen immer Wasser finden könnte, daß aber keines im Flußbette ströme, außer in der Regenzeit. Nach seiner Beschreibung hat diese Canada ihren Ursprung auf dem Llano Estacado, fünfzig bis sechzig Meilen östlich vom Rio Pecos und ungefähr in gleicher Entfernung südlich von der Straße, die wir zogen, und läuft in etwas südöstlicher Richtung südlich von dem nördlichen Zweige des Witchitagebirges, das bei den mexikanischen Ciboleros und Comancheros unter dem Namen Sierra Jumanes bekannt ist. Es ließ sich daher kein Zweifel hegen, daß dieses Flußbett der bedeutendste nördliche Arm des Red River war. Der falsche Wachita oder Rio Negro, wie ihn die Mexikaner heißen, entspringt nach seiner Versicherung zwischen dem Canadian und dieser Canada nicht weit südöstlich von dem Wege, welchen wir eben verfolgten.

Am 15. rieth uns unser Comanche, in der Besorgniß, wir würden auf der Ebene kein Wasser finden, eine nördlichere Richtung einzuschlagen, so daß wir nach einem anstrengenden Tagmarsche abermals längs der Ceja oder dem Rücken des Llano Estacado in das wellenförmige Gelände an das Ufer des Canadian hinunterkamen und uns am folgenden Tage auf dem südlichen Ufer dieses Stromes befanden.

Obgleich der Canadian nur einige Tagreisen oberhalb dem Punkte, wo wir nun waren, in ein enges, kaum vier Ruthen breites Bett eingezwängt fließt, so fanden wir ihn hier doch zu einer Breite von drei bis sechshundert Yards ausgedehnt und so voll Sandbänke, die bloß von schmalen Rinnsalen durchschnitten sind, daß er mehr das Aussehen eines sandigen Thales als eines Flußbettes hatte. Wirklich verschwindet das Wasser in den trockenen Jahreszeiten an manchen Stellen gänzlich. Als der Rittmeister Boone vom Dragoner-Regimente der Vereinigten Staaten, welcher sich im Sommer 1843 auf einer Erforschungsreise befand, in der Gegend unserer westlichen Gränze an den Canadian kam, fand er das Flußbett völlig trocken. Der Canadian scheint zwar während Ueberschwemmungen zu den größten Strömen des Westens zu gehören, aber selbst dann würde er wegen seines reißenden Laufes und seiner Seichtigkeit nicht schiffbar sein. Denjenigen, die mit den Prairienströmen unbekannt sind, könnte es fast unglaublich vorkommen, daß ein beinahe fünfzehnhundert Meilen langer Fluß, der seine Quelle an den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln der Felsengebirge hat, fünfzig Meilen oberhalb seiner Mündung kaum für die kleinsten Fahrzeuge schiffbar ist.

Wir verfolgten mehrere Tage unseren Weg auf der nämlichen Seite des Stromes und setzten während dieser Zeit über eine Menge kleiner Flüsse, die sich von den angränzenden Ebenen in den Canadian ergoßen, wogegen sich andere bloß als trockene Sandbetten zeigten. Einer von diesen war wegen seiner Eigenthümlichkeit und Größe so merkwürdig, daß wir ihn den „trockenen Fluß" nannten. Das Bett war wenigstens zweihundert Yards weit, doch ohne eine Spur von Wasser; dessenungeachtet versicherte uns der Führer, daß er einige Meilen aufwärts ein rasch fließender Strom sei und aus dem Treibholz längs seinen Ufern

ging es deutlich hervor, daß er selbst hier zur Zeit der Ueberschwemmung ein bedeutender Fluß sein mußte.

Während wir am Ufer des Canadian hinunterzogen, fanden wir zuweilen Büffel in großer Menge. Als einst zwei bis drei Jäger, die der Karavane ein wenig vorausgezogen waren, in einer offenen Lichtung eine Heerde ruhig weiden sahen, krochen sie langsam an sie heran, nach der Weise der „Schleichjäger." Nachdem ihr erster Schuß eine hübsche fette Kuh niedergestreckt hatte, schlüpften sie hinter dieselbe, legten ihre Gewehre auf den Leib des Thieres und schossen noch zwei oder drei andere, ohne unter den Gefährten irgend eine besondere Störung oder Ueberraschung zu erregen; denn so außerordentlich dies scheinen mag, der Büffel, welcher den Jäger weder sieht noch wittert, achtet wenig auf den Knall von Gewehren oder auf die Niederlage, die sie unter den Heerden anrichten.

Die Metzelei unter diesen Thieren wird häufig bis zu einem Uebermaß getrieben, das die Verdorbenheit des menschlichen Herzens sehr stark hervortreten läßt. Die Aufregung, welche der Anblick dieser fetten Bewohner der Prairien erweckt, ist so groß, daß nur wenige Jäger sich enthalten können, so lange zu schießen, als das Wild im Bereiche ihre Gewehre bleibt; auch können sie es nicht über sich gewinnen, die Gelegenheit zu einem guten Schusse unbenützt vorüber gehen zu lassen. Ob bloße Mordlust der Beweggrund dieser rohen Uebertreibungen ist, will ich nicht entscheiden; aber Eines ist gewiß, daß nämlich die Zahl der Büffel, welche jährlich auf diesen Prairien getödtet werden, den Bedarf der Reisenden weit übersteigt und viel größer ist, als zur Befriedigung vernünftiger Jagdlust angemessen erscheinen könnte. *)

*) Die nämliche barbarische Leidenschaftlichkeit zeigt sich im Betreff der wilden Pferde. Viele Leute sind gar nicht im Stande,

Während ich jedoch diese Bemerkungen mache, muß ich mein Bedauern aussprechen, daß ich meine guten Lehren nicht mit dem eigenen Beispiele bekräftigen kann: ich selbst bin nämlich nicht immer im Stande gewesen, der grausamen Versuchung zu widerstehen. Als ich einst nicht lange nach dem erwähnten Vorfalle meiner Gewohnheit nach den Wagen ein paar Meilen vorausschlenderte, um den besten Weg zu erspähen, erblickte ich in einer Lichtung einige Schritte vor mir mehrere hervorragende Gegenstände, die mir zuerst keinen geringen Schrecken verursachten, da ich sie im hohen Grase nicht deutlich unterscheiden konnte und für die Gipfel von Indianer-Hütten hielt. Ich entdeckte jedoch bald, daß es die mächtigen Höcker einer ruhig weidenden Büffelheerde waren.

Ich stieg sogleich ab und näherte mich den arglosen Thieren unbemerkt auf vierzig bis fünfzig Schritte. Ich war mit einer neunläufigen Flinte von Cochrane's Erfindung versehen, zielte auf einen Büffel, der mir die Seite zukehrte, und feuerte. Die Uebrigen streckten die Köpfe empor und blickten umher, als sie aber nichts bemerkten, weil ich im Grase versteckt war, weideten sie fort, als wenn nichts begegnet wäre. Derjenige, auf den ich geschossen hatte, war nämlich vielleicht nur unbedeutend verwundet; denn, wie es dem unerfahrnen Jäger, ja oft selbst dem geübten gewöhnlich geht, da die erste Aufregung nicht Zeit zur Besinnung gestattet, ich hatte ohne Zweifel zu hoch gezielt, so daß die Kugel in den Höcker fuhr. Das Herz des Büffels liegt sehr tief, so daß der Schuß, wenn er es treffen soll, nicht höher als in den vierten Theil der Tiefe des Leibes über dem untern Rande des Brustbeines eindringen darf.

---

muthwilliger Mordlust zu widerstehen, wenn sich Ihnen ein Mustang auf Schußweite nähert. Manch stattlicher Hengst wird auf diese Weise ein Opfer der menschlichen Grausamkeit.

Die Thiere waren kaum wieder ruhig, als ich noch einmal und schärfer auf mein früheres Opfer zielte, was den nämlichen Erfolg hatte. Da ich jedoch glaubte, er sei jetzt tödtlich verwundet, so feuerte ich schnell hintereinander auf vier andere. Nun aber kam es mir in den Sinn, daß ich besser thäte, meine drei übrigen Schüsse zu sparen; denn mein Feuern konnte leicht die Aufmerksamkeit herumstreifender Wilden erregen, die vielleicht meine Wehrlosigkeit benützten, um mich anzugreifen — allein dort standen meine Büffel und einige derselben grasten noch immer ruhig fort.

Als ich aus meinem Verstecke hervortrat, sprengten einige unserer Leute nicht wenig bestürzt von den Wagen herbei. Sie hatten die sechs Schüsse gehört, und da sie sich an mein Doppelgewehr nicht erinnert, vermuthet, ich sei von Indianern angegriffen worden, weshalb sie mir zu Hülfe eilten. Bei ihrer Annäherung flohen alle Büffel mit Ausnahme von dreien, die schwer verwundet schienen. Einer fiel auch wirklich bald todt nieder. Die zwei andern würden ohne Zweifel dem Beispiele des ersten gefolgt sein, wäre ihnen nicht ein Jäger, der ihnen schneller den Rest geben wollte, zu nahe gekommen; da verlieh ihnen die Aufregung neue Kräfte, sie flohen vor ihm und entrannen gänzlich, ungeachtet er sie auf eine beträchtliche Entfernung verfolgte.

Einige Tage nach diesem Vorfalle kehrte Herr Wetherel gegen Abend mit sieben Büffelzungen, dem gewöhnlichen Siegeszeichen der Jäger, an seinem Sattel, in das Lager zurück. Er sagte, daß des Morgens einer der Jäger sich unfreundlich geweigert habe, einen Büffel mit ihm zu theilen; worauf Herr Wetherel aufbrach, mit der Betheuerung, er wolle für sich selber Büffel erlegen, und brauche dann Niemanden dafür zu danken. Er war nicht lange fort, als er eine aus blos sieben Büffelstieren bestehende Heerde erspähte, die ruhig an einer

Schlucht grasten; er schlüpfte hinter die Wand und schoß einen nach dem andern nieder, bis alle vor ihm lagen; die sieben Zungen aber brachte er als Zeichen seiner Geschicklichkeit mit.

Nicht lange nachdem wir den Dry River (trockener Fluß) übersetzt hatten, erstiegen wir die Hochebene und befanden uns bald auf dem hohen Rücken, welcher die Wasserscheide zwischen dem Canadian und dem falschen Waschita bildet, dessen Zuflüsse wir auf ihrem Laufe vom Llano Estacado hinab weit gegen Südwesten verfolgen konnten. In der Nacht vom 25. März unter 35° 51′ 30″ nördlicher Breite fand ich durch Beobachtung einer Verfinsterung eines Jupiter-Trabanten, daß wir sehr nahe an 100° westlicher Länge von Greenwich waren. Am folgenden Tage feierten wir daher unseren Eintritt in das Gebiet der Vereinigten Staaten. Wer nie die Gränzen seines Heimatlandes überschritten hat, kann sich nur eine schwache Vorstellung von der Freude machen, die der Wanderer durch ferne Himmelsstriche empfindet, wenn er wieder den Boden seines Geburtslandes betritt! Wir waren zwar noch weit von den Wohnungen gesitteter Menschen und noch weiter von unserer Heimat, aber unsere Herzen durchbebten dennoch freudige Regungen, denn wir waren wieder im eigenen Lande, athmeten unsere Heimatluft, und waren glücklich aus dem Bereiche der willkürlichen Gewalt, die wir hinter uns gelassen hatten.

Als wir unseren Weg über diese schmale Wasserscheide fortsetzten, drang sich uns die Bemerkung auf, wie nahe diese Ströme einander kamen: an einer Stelle schienen sie kaum fünf Meilen entfernt. Unser Comanche-Wegweiser so wie mehrere Mexikaner in unserer Gesellschaft, welche mit diesen Prairien ziemlich bekannt waren, sprachen daher die Ansicht aus, daß der Waschita oder Rio Negro wirklich ein Arm des Canadian sei, denn sein Zusammenfluß mit dem Red River lag außerhalb der Gränzen unserer Wanderungen.

Da nun der Wald van Cross Timbers in der Entfernung zum Vorschein kam, und wir besorgten, daß es uns schwer fallen würde, südlich vom Canadian einen Weg durch diese bewachsene Gegend zu finden, so gingen wir am 29. ohne die geringste Schwierigkeit über diesen Fluß und kamen bald auf unseren früheren Weg, ein wenig westlich von Spring Valley. Dies befeuerte von Neuem unsern Muth, denn wir waren mehr als zwanzig Tage ohne irgend eine Wegspur durch eine Gegend gereist, von der wir durchaus nichts wußten, außer was wir aus den Berichten unseres Comanche entnehmen konnten. Die Spur, welche unsere Wagen im vorigen Sommer zurückgelassen hatten, war noch sichtbar und alle Besorgnisse hatten deshalb ein Ende.

Werfen wir einen Rückblick auf das Land, das wir durchzogen, so finden wir nur wenig, was den Ackerbau jemals anziehen könnte. Die meisten niedrigen Thäler des Canadian auf einer Strecke von fünfhundert Meilen sind für den Anbau entweder zu sandig oder zu sumpfig, und die hochgelegenen Prairien sind in vielen Stellen wenig mehr als bloße Sandhügel. In einigen Gegenden haben sie freilich einen festen und fruchtbaren Boden, doch fehlt es gänzlich an Holz, wenn man einen Theil des Rückens zwischen dem Canadian und dem North Fork ausnimmt, den ein schmaler Streifen des Cross Timbers bedeckt. Der Canadian selbst ist noch mehr von Holz entblößt als der obere Arkansas. Auf seinem ganzen Laufe durch die Ebenen kommt fast kein anderes vor als der Baumwollenbaum, und dieser ist sehr spärlich längs den Ufern zerstreut — an einigen Stellen aber sieht man stundenweit keinen Stock. Die Thäler in der Nähe der Berge ausgenommen, welche etwas fruchtbarer sind, zeigen blos die kleinen Thalschluchten, welche viele Nebenflüßchen einschließen, einige Anmuth. Manche derselben sind außerordentlich reich und schön und mit Wallnußbäumen, Maulbeerbäumen,

Eichen, Ulmen, Vogelkirschen und zuweilen an den hohen Ufern mit Cedern bewachsen.

Wir setzten nun unsere Reise ohne weitere Unfälle fort, außer daß uns beim Uebergang über den Arkansas einige Maulthiere ertranken; und am 22. April hielten wir unseren Einzug in Van Buren. Diese Reise war weit beschwerlicher und langwieriger, als ich gemeint hatte, und zwar in der ersten Zeit wegen der rauhen Witterung und des Mangels an Weide für unsere Thiere und gegen das Ende wegen der heftigen Regengüsse, welche die Wege in elenden Zustand versetzten.

Es bleiben mir über diesen Zug nur ein paar Bemerkungen zu machen übrig. Was die zwei verschiedenen Wege nach Santa Fe betrifft, so bietet der von Arkansas viele Vortheile dar, obgleich Missouri aus verschiedenen Gründen, die ich hier nicht auseinander zu setzen brauche, ohne Zweifel das Monopol des Santa Fe-Handels behalten kann. Der erstere ist um mehrere Tagreisen kürzer*) und wird überdies weniger von großen Strömen durchschnitten; es gibt daselbst weniger sandige Strecken und eine größere Mannigfaltigkeit von waldbewachsenen Bächen, die auf der ganzen Reise sehr angenehme Lagerplätze darbieten. Da hier auch das Gras fast um einen Monat früher hervor sproßt als in Ober-Missouri, so können die Karavanen viel früher aufbrechen und die Eigenthümer haben doppelt so viel Zeit, ihre Handelsgeschäfte zu betreiben. Die rückkehrenden Gesellschaften würden überdies auf dem Wege bessere Weide finden und ihre Heimat erreichen, bevor die Frostzeit weit vor-

---

*) Independence liegt unter 39° 8′ der Breite, Van Buren hingegen unter 35° 26′, wenige Meilen vom Parallelkreise von Santa Fe, und da es beinahe unter gleichem Meridian mit Independence liegt, so ist die Entfernung bedeutend kürzer.

gekückt wäre. Ebenso brächten diejenigen, welche sich mit dem Viehhandel abzugeben wünschen, ihre Maulthiere und Pferde sogleich in ein gleichartigeres Klima, das mit jenem ihres Heimatlandes mehr übereinstimmt. Denn die strengen Winter von Missouri werden den nicht daran gewöhnten merikanischen Thieren oft gefährlich.

Dies war meine letzte Reise durch die Ebenen, denn obgleich ich im folgenden Sommer einen Ausflug zu den Comanche-Indianern und andern wilden Stämmen unternahm, die im Innern der Prairien wohnen, so kehrte ich doch zurück ohne bis Meriko gekommen zu sein. Die Beobachtungen, welche ich auf dieser Wanderung machte, habe ich dem Berichte über die Prairien und ihre Bewohner einverleibt, der später folgt.

Seit dieser Zeit habe ich mich vergebens bemüht, mich an den gleichförmigen Ton des gesitteten Lebens in den Vereinigten Staaten zu gewöhnen, und in seinen Belustigungen und seiner Geselligkeit einen Ersatz für jene lebhaften Aufregungen gesucht, die mir das Leben in den Prairien so werth machten. Ich schäme mich aber beinahe, zu gestehen, daß kaum ein Tag vergeht, ohne daß ich schmerzliches Bedauern empfinde, nicht mehr auf jenen westlichen Ebenen herum zu schweifen. Auch finde ich nicht, daß dies eine Sonderlingslaune sei, denn ich habe kaum jemand gekannt, der, wenn er mit der Lebensweise, die ich so viele Jahre lang geführt, einmal vertraut geworden, sie ohne Bedauern aufgegeben hätte.

Dieser scheinbare Widerspruch läßt sich auf mehr als eine Weise erklären. Erstens macht das wilde unstäte unabhängige Leben des Prairien-Händlers ihn von allen gesellschaftlichen Verbindungen gänzlich frei, was auch durchaus nothwendig ist. Sein Leben und sein Eigenthum sind täglich, ja stündlich gefährdet, wodurch er sich gewöhnt, nur von seinem eigenen Arm und Gewehr Schutz und Beistand zu erwarten. Wird er beleidigt, so

ruft er keine Behörde und kein Schwurgericht an, um über seine Streitigkeiten oder die ihm zugefügten Beleidigungen Recht zu sprechen, sondern hält sich an sein Gewissen; und keine Macht wird in Anspruch genommen, ihm Genugthuung zu verschaffen, außer derjenigen, mit welcher Gott und die Natur ihn ausgerüstet hat. Er kennt keine Regierung — keine Gesetze, außer denen, die er selbst gegeben und angenommen hat. Er lebt in keiner Gesellschaft, die er für sich zu gewinnen suchen muß. Die Vertauschung dieser ungebundenen Lage — dieser vollkommenen Unabhängigkeit, gegen ein Leben in der gebildeten Welt, wo die körperliche und geistige Freiheit bei jedem Schritte durch das verwickelte Triebwerk der gesellschaftlichen Einrichtungen gehemmt wird, kann gewiß nur Wenigen angenehm sein — selbst nicht allen denjenigen, deren Erziehung sie gelehrt hat, ihre Genüsse in den Künsten und in der Verfeinerung zu finden, die dem gesilteten Leben eigenthümlich sind; wie dies die häufigen Beispiele von gelehrten, feingebildeten und weisen Männern beweisen, die freiwillig das gesellschaftliche Leben verlassen, um sich in die Prairien oder die noch wildern Gebirgseinöden zu begeben.

Eine Reise auf den Prairien ist sicher ein gefährlicher Versuch für denjenigen, der in der Heimat unter seinen Freunden und Verwandten ein ruhiges und zufriedenes Leben zu führen wünscht: nicht so fast gefährlich für Leben und Gesundheit, als nachtheilig für seine häuslichen Gewohnheiten. Wer in unsere großen Städte eingeengt gewohnt hat, weiß nur wenig von der schrankenlosen ungehemmten Freiheit in den großen westlichen Prairien. Betrachtet er sie von dem behaglichen häuslichen Heerde, so scheinen sie mit Gefahren, Mühen und Leiden angefüllt, ist er aber einmal dort, so verliert er diese aus den Augen und vergißt sie bald.

Es gibt noch einen andern Umstand, der es den meisten

Menschen, welche die Prairien durchwandert haben, sehr erschwert, sich wieder in die Gewohnheiten des gesitteten Lebens zu fügen. Mögen sie auch von Natur mit Geschmack und feinem Sinne begabt und früher mit den Sitten und Gebräuchen gebildeter Kreise bekannt gewesen sein, so verwischt doch eine lange Abwesenheit aus denselben aus ihrer Seele gewöhnlich die meisten jener allgemeinen Gesetze des geselligen Verkehrs, deren Kenntniß für den Weltmann so nothwendig ist. Das blöde Wesen und linkische Benehmen, welches so oft aus der Unbekanntschaft mit den Einzelnheiten dieser Gesetze entsteht, ist für Leute von reizbarem Gemüthe sehr lästig. Viele eilen daher in die Prairien zurück, blos um jenen Bekrittelungen und Spöttereien zu entgehen, die sie nicht zu entwaffnen verstehen.

Man wird sich daher kaum wundern, wenn ich beifüge daß diese Leidenschaft für das Leben auf den Prairien, wie seltsam dies auch scheinen mag, mich leicht noch einmal auf die Ebenen locken könnte, um neben dem Mustang und dem Büffel mein Nachtlager unter dem weiten Himmelszelte aufzuschlagen, um dort zu trachten, mein Vertrauen auf die Menschen ungestört zu erhalten, indem ich brüderlich lebe mit den kleinen Prairienhunden und den wilden Füllen und den noch wildern Indianern — den unbesiegten Sabäern der großen amerikanischen Wildniß.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ende des Santa Fe-Handels

Weichen der Preise. — Statistische Tabelle. — Handel nach Chihuahua. — Seine Ausdehnung. — Häfen, die zur Einfuhr von Waaren auf diesen Markt dienen. — Zug zwischen Chihuahua und Arkansas. — Neuere Schicksale der Karavanen nach Santa Fe. — Abenteuer im Jahre 1843. — Beraubung und Ermordung von Shatez. — Zug von Texas. — Niederlage des Vortrabs von General Armijo. — Sein eiliger Rückzug. — Beschwerden der Teraner. — Unglückliche Folgen unüberlegter Rachsucht. — Zuchtlosigkeit der Teraner. — Sie werden von Capitän Cook entwaffnet. — Rückkehr der aus Dragonern der Vereinigten Staaten bestehenden Bedeckung und der Teraner. — Forderungen der merikanischen Regierung. — Schluß des Handels nach Santa Fe.

Ehe wir zu den bedeutendern Gegenständen übergehen, welche die folgenden Kapitel ausfüllen sollen, werden, wie ich glaube, einige Worte über die Geschichte des Santa Fe-Handels, welche ich zwischen die Erzählung meiner persönlichen Abenteuer und den Bericht über seinen 1843 durch die merikanische Regierung verfügten Schluß einschalte, den neugierigen Lesern nicht unangenehm sein.

Obgleich der Handel von Santa Fe seit seinem Ursprung mehr oder weniger schwankend war, nahm er doch bis zum Jahr 1831 durchschnittlich stets zu. Während dieses Zeitraumes sanken die Preise der Waaren verhältnißmäßig zu schnell. Seit 1831 ist der Betrag des Absatzs fortwährend kleiner geworden,

obgleich keine durchschnittliche Zunahme in der Zahl der Unternehmer oder der Menge der Waaren statt fand. *)

*) Einige allgemeine statistische Angaben über den Handel nach Santa Fe sind vielleicht für den kaufmännischen Leser nicht ganz ohne Interesse. In dieser Voraussetzung habe ich in der folgenden Tabelle den wahrscheinlichen Werth der Waaren, die von 1822 bis einschließlich 1843 nach Santa Fe gingen, so wie den Theil derselben, die während des nämlichen Zeitraumes auf die südlichen Märkte, besonders Chihuahua, gebracht wurden, zusammengestellt und annäherungsweise die Zahl der jedes Jahr dabei betheiligten Wagen, Leute und Eigenthümer beigefügt.

Jahre.	Betrag der Waaren in Dollars.	Wagen.	Leute.	Eigenthümer.	Waaren für Chihuahua	Bemerkungen.
1822	15,000	—	70	60	—	Blos Lastthiere gebraucht.
1823	12,000	—	50	30	—	Blos Lastthiere gebraucht.
1824	35,000	26	100	80	3,000	Lastthiere u. Wagen.
1825	65,000	37	130	90	5,000	Lastthiere u. Wagen.
1826	90,000	60	100	70	7,000	Von nun an blos Wagen.
1827	85,000	55	90	50	8,000	
1828	150,000	100	200	80	20,000	Drei Mann getödtet die ersten.
1829	60,000	30	50	20	5,000	Erstes Geleite von den V. Staaten aus. Ein Kaufmann getödtet.

Von 1831 an bis jetzt haben die Durchschnittspreise für mittlere Kattune kaum 37 Cents und für glattes Haustuch 31

Jahre.	Betrag der Waaren in Dollars.	Wagen.	Leute.	Eigenthümer.	Waaren für Chihuahua.	Bemerkungen.
1830	120,000	70	140	60	20,000	Die Kaufleute bedienen sich zuerst der Ochsen.
1831	250,000	130	320	80	80,000	Zwei Mann getödtet.
1832	140,000	70	150	40	50,000	Niederlage einer Gesellschaft am Canadian. Zwei Mann getödtet, drei verunglückt.
1833	180,000	105	185	60	80,000	
1834	150,000	80	160	50	70,000	Zweites Geleite von den V. St. aus.
1835	140,000	75	140	40	70,000	
1836	130,000	70	135	35	60,000	
1837	150,000	80	160	35	80,000	
1838	90,000	50	100	20	40,000	
1839	250,000	130	250	40	100,000	Arkansas-Unternehmung.
1840	50,000	30	60	5	10,000	Chihuahua-Unternehmung.
1841	150,000	60	100	12	80,000	Texanische Santa Fe-Unternehmung.
1842	160,000	70	120	15	90,000	
1843	450,000	230	350	30	300,000	Drittes Geleite von den V. St. aus. — Schließung der Häfen.

Cents für die Elle betragen. Bei Verkäufen im Ganzen galten hundert Procent des Ankaufspreises in den Vereinigten Staaten im Allgemeinen für ein treffliches Geschäft: viele Vorräthe sind

---

Die vorstehende Tabelle enthält zwar nicht vollkommen genaue, aber doch so richtige Angaben, als bis jetzt überhaupt geliefert werden konnten. Die „Eigenthümer" bezeichnete Rubrik gibt, wenn sie auch weniger verläßlich ist als die andern, doch die Anzahl der jedes Jahr betheiligten Eigenthümer verhältnißmäßig an. Anfangs war, wie man sieht, fast jedes Mitglied einer Karavane Eigenthümer, während sich später das Kapital vergleichungsweise nur in wenigen Händen befand. Im Jahre 1843 bestand der größere Theil der Kaufleute aus Neu-Mexikanern, von denen mehrere während der drei frühern Jahre sich in dieses Handelsgeschäft eingelassen hatten, dessen Alleinbetrieb an sich zu ziehen sie sich sehr bemühten.

Der Betrag der jährlich nach Santa Fe gebrachten Waaren ist nach dem wahrscheinlichen Preise in den östlichen Städten der Vereinigten Staaten geschätzt. Außer Fracht- und Versicherungskosten bis Independence mußte noch eine jährliche Auslage, die durchschnittlich 25 Procent des Preises der Waarenvorräthe beträgt, gemacht werden, um die Kosten der Wagen, Zugthiere, Lebensmittel, den Tagelohn der Dienstleute u. s. w. für die Reise durch die Prairien zu bestreiten. Da jedoch ein beträchtlicher Theil dieser Dinge nicht aufgebraucht wird, so machte der endliche Verlust an der Ausrüstung nicht mehr als die Hälfte des obigen Betrages aus. Statt selber Wagen und Zugthiere zu kaufen, ziehen einige Kaufleute vor, sich der

um niedrigen Preis losgeschlagen worden. In Chihuahua sind die Durchschnittspreise eben so niedrig, doch hat eine lebhaftere Nachfrage diesen Handelszweig zum angenehmsten und einträglichsten gemacht.

Der erste Versuch, amerikanische Waaren auf die südlich von Santa Fe gelegenen Märkte Mexikos zu bringen, ward im Jahre 1824 gemacht. Der Betrag war jedoch sehr klein bis gegen das

---

Frachtfuhrleute zu bedienen, von denen man gewöhnlich eine Anzahl an den Gränzen von Missouri antrifft, die sich bereit halten, Waaren, das Pfund für zehn bis zwölf Cents, nach Santa Fe zu schaffen.

Der durchschnittliche Brutto-Ertrag der Kaufleute hat selten 50 Procent des Einkaufspreises der Waaren überstiegen, was einen reinen Gewinn von 20 bis 40 Procent ergab, obwohl die Unternehmungen nicht selten weniger als 10 Procent abwarfen und zuweilen, wie schon früher erwähnt wurde, sogar Verlust brachten. (a)

(a) Diejenigen, welche Herrn Mayers anziehendes Werk über Mexiko kennen, werden bemerken, daß ein Theil der obigen Tabelle im Wesentlichen mit einer auf Seite 318 stehenden dieses Werkes übereinstimmt. Zu meiner Rechtfertigung muß ich nun erwähnen, daß ich im Jahre 1841 im Daily Advertiser von Galredton eine Tabelle über den Santa Fe-Handel von 1831 bis einschließlich 1840 veröffentlichte, von welcher die des Herrn Mayer ein genauer Abdruck ist. Ich habe seitdem Zusätze und Verbesserungen hinzugefügt, allein die Uebereinstimmung ist noch so groß, daß ich diese Erläuterung geben zu müssen glaubte.

Jahr 1831. In den ersten Jahren pflegten die Kaufleute kleine Ladungen nach Senora und Californien zu schaffen, allein dieser Handelszweig hat, wie ich glaube, in der neuesten Zeit gänzlich aufgehört. Die nach Chihuahua gebrachten Vorräthe haben aber im Ganzen zugenommen, so daß in den letzten Jahren dieser Handel beinahe die Hälfte der gesammten Einfuhr der Karavanen aus Missouri weggenommen hat.

Der gesammte Absatz fremder Waaren in der Statthalterschaft Chihuahua ist von einsichtsvollen merikanischen Kaufleuten auf zwei bis drei Millionen jährlich geschätzt worden, während der Einkaufspreis etwa die Hälfte dieser Summe betragen haben mag. Wie aus obiger Tabelle hervorgeht, hat der Santa Fe-Handel nicht ein Zehntheil davon geliefert, da der Ueberschuß durch andere Häfen eingeführt ward, nämlich: Matamoros, woher Chihuahua beinahe die Hälfte seines Bedarfs erhielt — Vera Cruz über die Hauptstadt Mexiko, woher beträchtliche Vorräthe in diese Statthalterschaft gebracht worden sind — Tampico am Meerbusen von Mexiko und Mazatlam am stillen Meere, woher die Einfuhr über Durango von ziemlicher Bedeutung war — während beinahe der ganze westliche Theil der Statthalterschaft und besonders der ansehnliche Bedarf der Bergwerkstadt Jesus Maria seine Zufuhr meistens aus dem Hafen Guaymas am Meerbusen von Californien erhält, woher in der That mehrere Waarenladungen sogar bis in die Stadt Chihuahua selber gebracht worden sind. Im Jahre 1840 wurde eine beträchtliche Menge Waaren von der Gränze von Arkansas am Red River geradewegs nach Chihuahua geschafft, doch hat in dieser Richtung keine andere Unternehmung mehr stattgefunden. *)

*) Um Unternehmer aufzumuntern, hatte die Regierung von

Bei weitem der größte Theil der Einfuhr in die eben erwähnten Seehäfen wurde von brittischen Kaufleuten besorgt. Der Vorzug, welchen man den amerikanischen Fabrikaten gibt, hat

---

Chihuahua zu Gunsten eines einen neuen Weg einschlagenden Zuges die Eingangszölle beträchtlich herabgesetzt und sich anheischig gemacht, zum Schutze der Kaufleute eine Bedeckung von Dragonern zu liefern.

Der Zug wurde hauptsächlich von Merikanern unternommen; da jedoch ein amerikanischer Kaufmann, Dr. H. Comelly, ein Kapital dabei eingelegt hatte, so erhielt ich von diesem einsichtsvollen Gentleman eine sehr anziehende Skizze von den Abenteuern dieser wegbahnenden Reisenden, und bedaure, daß der Plan meines Werkes mir nicht erlaubt, auf die Einzelnheiten einzugehen.

Die Abenteurer verließen Chihuahua am 3. April 1839 unter den Segenswünschen der Einwohner und in der sichern Hoffnung, daß sie den einträglichen Handel mit dem Norden ihrer Stadt zuwenden würden. Die Karavane bestand mit Einschluß von fünfzig Dragonern aus mehr als hundert Mann, doch waren blos ungefähr sechs davon Eigenthümer. Ungeachtet sie nur sieben Wagen hatten, so führten sie doch gegen siebenhundert Maulthiere und zwei bis dreihunderttausend Dollars in baarem Gelde und Barren für ihre Handelszwecke mit sich.

Sie reisten über Presidio del Norte, wendeten sich dann nordwestlich, und kamen endlich nach einer ununterbrochenen Reise von drei Monaten glücklich in Fort Towson an, ohne feindlichen Indianern zu begegnen, oder nam-

die nach Santa Fe handelnden Kaufleute hauptsächlich in den Stand gesetzt, auf den südlichen Märkten die Bewerbung mit den durch die Seehäfen eingeführten Waaren auszuhalten, die

---

haftes Mißgeschick zu erleiden, außer daß sie sich verirrten, nachdem sie den Red River überschritten hatten, den sie für den Brazos hielten. Deshalb wandten sie sich nun fast ganz nördlich, um den erstern aufzusuchen, bis sie den Canadian erreichten, wo sie einige Delaware-Indianer antrafen, von denen sie die erste gründliche Nachricht über ihren Weg erhielten und sicher nach Fort Towson geleitet wurden.

Diese Abenteurer hatten im Sinn, nächsten Herbst nach Chihuahua zurückzukehren; verschiedene Vorfälle und Hindernisse machten es ihnen aber unmöglich, sich bereit zu halten, ehe die Jahreszeit zu weit vorgerückt war; und sie konnten deshalb und wegen der anhaltenden Regengüsse ihre Reise erst im kommenden Frühling antreten. Als sie erfuhren, daß die Texaner freundschaftlich gegen sie gesinnt seien, zogen sie mitten durch die nördlichen Niederlassungen dieser Provinz. Ueber die liebreiche Behandlung, die ihnen auf ihrer Durchreise zu Theil geworden, drückt sich Dr. Comelly in folgenden Worten aus: „Ich wurde nie gastfreundlicher behandelt und fand nirgends thätigeren Beistand, als bei den Anwohnern des Red River. Alle wetteiferten, uns jeden möglichen Dienst zu leisten; und unsere merikanischen Freunde wurden trotz der feindlichen Stellung, in der sich diese beiden Länder einander gegenüber standen, mit einer Güte behandelt, deren sie sich stets dankbar erinnern werden." Dieses bildet einen sehr auffallenden Ge-

den Vortheil des Rückzolles genossen hatten. In dieser letzten Beziehung mußten unsere Kaufleute unter einer sehr unbilligen Härte leiden.

---

gensatz zu der Behandlung, welche die texanischen Kaufleute, die nachher Santa Fe besuchten von den Mexikanern erlitten.

Die Karavane bestand nun aus etwa siebzig mit Waaren beladenen Wagen, und ungefähr zweihundert und fünfundzwanzig Mann mit Einschluß der Bedeckung von mexikanischen Dragonern. Sie überschritten die texanische Gränze in den ersten Tagen des Aprils und hofften ihren frühern Weg jenseits der Cross Timbers zu durchschneiden. Da aber die Spur davon zum Theil verwischt war, so kreuzten sie ihn unbemerkt und wanderten mehrere Tage an den Ufern des Flusses Brazos in der Irre umher. Nachdem sie jedoch einige Tage lang eine südliche Richtung eingeschlagen hatten, entdeckten sie glücklicher Weise ihren alten Weg an einem Arme des Colorado.

Nun setzten sie ihre Reise ohne weitere Zufälle fort, denn ungeachtet sie mit einer bedeutenden Anzahl Comanches zusammentrafen, so zogen sie doch in Freundschaft an ihnen vorüber und erreichten bald den Rio Pecos. Obgleich sehr schmal, war dieser Strom doch zu tief, um durchwatet zu werden, und sie mußten zu einem für die Prairien bezeichnenden Auskunftsmittel ihre Zuflucht nehmen. Da nirgends ein Stück Holz zu finden war, um auch nur eine Fähre zu bauen, so banden sie unter den Obertheil eines Wagens mehrere leere Wassertonnen, die ihn schwebend

Es läßt sich schwerlich irgend ein stichhaltiger Grund anführen, warum Kaufleute, die ihre Waaren durch die Prairien fortschaffen, nicht eben so sehr auf den Schutz der Regierung Anspruch haben sollten, wie diejenigen, welche sie in Schiffen über das Meer führen. Ein solcher Beistand würde es unseren Kaufleuten möglich gemacht haben, sich allein in den Besitz des reichen Handels nach Chihuahua zu setzen, und sie hätten ohne Zweifel einen Antheil an dem Handel mit den noch reichern Statthalterschaften Durango und Zacatecas erhalten und sich an jenem mit Senora und Californien ebenfalls betheiligen können. Schlägt man nun den Handel mit Chihuahua auf zwei Millionen an, die Hälfte desjenigen mit Durango eben so hoch, und rechnet für Zacatecas, Senora u. s. w. eine Million, so würde

---

erhielten und verschafften sich auf diese Weise eine Art von Fährboot.

Bei ihrer Ankunft in Presidio del Norte erfuhren sie, daß Gouverneur Irigoyen, mit welchem sie den Vertrag wegen einer Herabsetzung ihrer Zollgebühren abgeschlossen hatte, während ihrer Abwesenheit gestorben war. Da die Stellen mit neuen Beamten besetzt waren, so sahen sie sich nun der Gefahr ausgesetzt, volle Abgaben bezahlen zu müssen. Nachdem sie fünf und vierzig Tage im Presidio hingehalten worden, schlossen sie jedoch einen Vergleich ab und erreichten Chihuahua am 17. August 1840.

Diese Unternehmung hatte wegen der Verzögerungen und vermehrten Ausgaben so mißliche Ergebnisse für alle Betheiligten, daß seitdem keine andere ähnliche mehr gewagt worden ist.

dieser Verkehr die hübsche Gesammtsumme von etwa fünf Millionen Dollars jährlich im Umlauf setzen.

Hinsichtlich der Einkünfte ist der Handel nach Santa Fe für die merikanische Regierung von geringer Bedeutung gewesen. Obwohl der Betrag der jährlich daselbst erhobenen Zölle sich gewöhnlich auf fünfzig bis achtzigtausend Dollars belief, so wurde doch fast die Hälfte davon von den Zollbeamten unterschlagen, und es blieb im Durchschnitt eine jährliche reine Einnahme von vielleicht kaum vierzigtausend Dollars übrig.

Es ist eine nicht unwichtige Thatsache und verdient Erwähnung, daß die bei dem Handel mit Santa Fe betheiligten Kaufleute seit dem Jahre 1831 auf wenige oder gar keine der Schwierigkeiten gestoßen sind, mit denen sie früher zu kämpfen hatten. Auf der gewöhnlichen Straße sind keine Handelsleute von den Wilden getödtet und den Karavanen nur wenige Thiere gestohlen worden. Im Ganzen sollten die Versicherungsgebühren auf Unternehmungen in diesem Handel kaum so hoch sein, als bei Seefahrten zwischen Newyork und Liverpool. Während ich jedoch erkläre, daß die wirklichen Gefahren und Störungen im Allgemeinen so unbedeutend gewesen sind, darf ich wenigstens nicht unterlassen, die Schwierigkeiten anzudeuten, welche im Jahre 1843 in den Prairien vorkamen und sehr ernstliche Folgen hatten.

Es ging schon im November 1842 in Santa Fe das Gerücht, daß eine Abtheilung Texaner in den Prairien sei und sich in Bereitschaft halte, alle merikanischen Kaufleute anzugreifen, die im folgenden Frühjahre über die Ebenen ziehen würden, und da einige Amerikaner beschuldigt wurden, Spionen zu sein und im Einverständniß mit den Texanern zu stehen, so wurden viele nach Santa Fe zum Verhör geladen, was mehreren Unschuldigen viele Unannehmlichkeiten verursachte. Mit Ausnahme dieser

Maßregel wurde jedoch dem Gerücht keine weitere Aufmerksamkeit geschenkt, da viele es nur für eine jener Sagen von texanischen Einfällen hielten, die schon so oft unnütze Bestürzung im Lande verbreitet hatten.

Man schien so wenig Besorgnisse zu hegen, daß im Februar 1843 Don Antonio Jose Chavez aus Neu-Mexiko nur mit fünf Dienern, zwei Wagen und fünfundvierzig Maulthieren von Santa Fe nach Independence aufbrach. Er führte zehn bis zwölftausend Dollars in baarem Gelde und Goldbarren, nebst einem kleinen Vorrath von Pelzwerk mit sich. Da der März ungemein rauh war, so hatte die kleine Gesellschaft außerordentlich viel durch Kälte und Mangel zu leiden. Die meisten erfroren die Glieder und alle ihre Thiere, bis auf fünf, kamen in Folge der strengen Witterung um, weßhalb Chavez einen seiner Wagen in den Prairien zurücklassen mußte. Er hatte sich jedoch mit den andern Wagen und seinen Habseligkeiten bis gegen den 10. April hin fortgeschleppt, wo er sich in der Nähe des kleinen Arkansas befand, wenigstens hundert Meilen innerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten. Hier traf er auf fünfzehn Mann von der Gränze von Missuri, die sich für texanische Soldaten unter dem Befehle eines gewissen John M'Daniel ausgaben. Diese Leute waren größtentheils an der Gränze von ihrem Anführer gesammelt worden, der eben aus Texas gekommen war, von dessen Regierung er eine Hauptmannsbestallung zu haben behauptete. Sie waren ohne Zweifel in der Absicht aufgebrochen, zu einem gewissen Oberst Warfield zu stoßen, der angeblich auch in texanischen Diensten stand und mit einer kleinen Schaar seit mehreren Monaten auf den Ebenen in der Nähe der Gebirge gewesen war, mit dem offen erklärten Vorhaben, die mexikanischen Kaufleute anzugreifen.

Als jedoch M'Daniels Haufen mit Chavez zusammentraf,

beschloß jener sogleich, sich lieber der Habe desselben zu bemächtigen, als außerhalb der Gränze der Vereinigten Staaten eine ähnliche Beute zu erwarten. Der unglückliche Mexikaner wurde daher einige Meilen südlich von der Straße überfallen und sein Gepäck geplündert. Sieben aus dem Haufen brachen nun mit ihrem Antheil an der Beute, der sich für jeden auf vier bis fünfhundert Dollars belief, nach den Ansiedelungen auf, und machten den Weg zu Fuß, da ihre Pferde entlaufen waren. Die übrigen acht beschlossen bald nach der Abreise ihrer Gefährten Chavez umzubringen — aus welchem Grunde scheint schwer zu bestimmen, da er seit zwei Tagen ihr wehrloser Gefangener gewesen war. Es wurde daher das Loos geworfen, um die vier Genossen zu bezeichnen, welche die grausame That vollziehen sollten; sie führten den Armen einige Schritte abwärts und schossen ihn mit kaltem Blute nieder. Nach seiner Ermordung fand man eine große Menge Gold in seinen Taschen und in seinem Koffer. Der Leichnam des unglücklichen Mannes wurde sammt seinem Wagen und Gepäck in eine nahe Schlucht geworfen, und als die Räuber einige ihrer verlorenen Thiere wieder gefunden hatten, packten sie ihre Beute auf und brachten sie an die Gränze von Missuri.

Man gab sich große Mühe, diese gesetzlose Bande auf ihrem Wege aufzufangen; sie entging jedoch sogar der Wachsamkeit einer Dragoner-Abtheilung, die ihr über hundert Meilen gefolgt war. Die redlichen Bürger der Gränzgegenden waren jedoch zu sehr auf ihrer Hut, um sie ungestraft in das Innere zurückkehren zu lassen.

Zwar entkamen fünf von dem ganzen Haufen, darunter drei der bei dem Morde Betheiligten; die andern zehn aber wurden ergriffen, zur Haft gebracht und nach St. Louis geschickt, um vor den Gerichtshof der Vereinigten Staaten gestellt zu werden. Es scheint, daß diejenigen, die an dem Morde von Chavez An-

theil hatten, seitdem ihres Verbrechens überwiesen, und die Andern, die nur bei dem Raube mithalfen, des Diebstahls schuldig erklärt und mit Geldbuße und Gefängnißstrafe belegt worden sind.

Gegen Anfang Mai's im nämlichen Jahre sammelte sich im nördlichen Texas eine Schaar von 175 Mann unter einem gewissen Obrist Seively, die von den Ansiedelungen aus den Weg nach Santa Fe nahmen. Das Gerücht sagte Anfangs, sie hätten im Sinne, Santa Fe zu überfallen; sie waren aber offenbar zu schwach, um in diesem Zeitpunkt einen Einfall wagen zu dürfen. Ihr Hauptzweck schien vor der Hand zu sein, die Mexikaner, welche bei dem Santa Fe-Handel betheiligt waren und die während der Monate Mai und Juni in den Prairien erwartet wurden, anzugreifen und Wiedervergeltung auszuüben.

Als die Texaner den Arkansas erreicht hatten, gesellte sich Oberst Warfield mit einigen Gefährten zu ihnen. Dieser Offizier hatte kurz vorher das Dorf Mora an der mexikanischen Gränze überfallen, und wie berichtet wurde, fünf Leute getödtet und viele Pferde weggeführt. Sie wurden darauf von einer Abtheilung Mexikaner verfolgt, welche ihnen die Pferde scheu machten und nicht nur die gestohlenen, wieder abnahmen, sondern noch die eigenen dazu fortführten. Darauf verbrannten die Texaner ihre Sättel und gingen nach Bent's Fort, wo sie aufgelöst wurden; nur Warfield schloß sich wie oben bemerkt, an Seively's Trupp an.

Als nun die Texaner auf der Straße von Santa Fe jenseits der Sandhügel südlich vom Arkansas hinzogen, gewahrten sie, daß sich eine Gesellschaft Mexikaner dem Flusse näherte Sie fielen sogleich über sie her, und in dem Scharmützel wurden achtzehn Mexikaner getödtet und eben so viele verwundet, von denen später noch fünf starben. Die Texaner litten keinen Schaden, obgleich die Mexikaner an hundert Mann stark waren. Die Uebrigen wurden alle gefangen bis auf zwei, welche entkamen und den General Armijo, der mit beträchtlichen Streit-

kräften an Coold Spring, hundertvierzig Meilen weiter, gelagert war, von diesem Unfalle benachrichtigten. Sobald der General die Niederlage seiner Vorhut erfahren hatte, brach er auf das Eiligste sein Lager ab und zog sich nach Santa Fe zurück. Ein Gentleman von der Karavane, der kurz darauf vorbei kam, erzählte mir, daß auf dem Lagerplatze Armijos Sporen und andere Monturstücke überall herum zerstreut lagen, welche seine Soldaten in der Verwirrung ihres plötzlichen Rückzuges zurückgelassen hatten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Texaner, wenn sie außerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten blieben, ein Recht hatten, den Handel der Mexikaner zu stören, mit denen sie sich im offenen Kriege befanden: indessen sollte man meinen, daß eine andere Rücksicht sie von Angriffen dieser Art hätte abhalten sollen. Es konnte ihnen nicht unbekannt sein, daß nur ein Theil der Kaufleute aus Mexikanern bestand und daß sich viele amerikanische Bürger zu den nämlichen Karavanen hielten. Die Texaner behaupten freilich, das Leben und Eigenthum der Amerikaner hätten sollen geachtet werden, vorausgesetzt, daß sie die Mexikaner verließen. Aber bedachten sie auch, wie entehrend die Bedingungen waren, welche sie auferlegten? Welcher dieses Namens würdige Amerikaner konnte wohl, um seine eigenen Interessen, ja sogar um sein Leben zu schützen, seine Reisegefährten zum Opfer hingeben? Und hätten sie die Amerikaner im Stiche gelassen oder an ihre Feinde verrathen — denn solch eine Handlung würde mit Recht für Verrath gegolten haben — wohin hätten sie gehen sollen? Sie konnten dann die Reise nach Mexiko nicht fortsetzen und mit ihren Waaren nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren, würde den meisten von ihnen zum Verderben gereicht haben.

Dieser zweite Zug der Texaner wurde durch die unmenschlichen Gewaltthätigkeiten entschuldigt, welche die im Jahr 1841 in Mexiko gefangenen Texaner erduldeten, von denen viele bei der jetzigen Expedition waren. Wenn wir ihre Beschwerden betrachten, müssen wir zugeben, daß dieselben fast jede Art von Wiedervergeltung, die sich mit dem Natur- und Völker-Rechte vereinbaren läßt, entschuldigen, sogar rechtfertigen: ob jedoch unter den obwaltenden Umständen dieser Einfall in die Prairien angemessen war, will ich bei den verschiedenen Meinungen, die darüber herrschen, nicht entscheiden. Die folgenden Bemerkungen werden zeigen, was für traurige Ergebnisse ein rücksichtsloses Rachesystem herbeiführen kann.

Der unglückliche Chavez (zu dessen Ermordung wahrscheinlich die an den Texanern verübten Grausamkeiten, wegen deren M'Daniels Haufen zusammengetreten war, den Vorwand hergab) gehörte einer der reichsten und vornehmsten Familien Neu-Mexiko's an, die mit dem gegenwärtigen Gouverneur Armijo in nichts weniger als freundschaftlichem Verhältniß stand. Der Bruder des Verstorbenen, Don Mariano Chavez, ist ein sehr liebenswürdiger Mann, wie man sie selten in diesem unglücklichen Lande findet. Man versichert, daß er Oberst Cooke's Abtheilung gefangener Texaner eine Menge Lebensmittel, Decken u. dgl. zusandte. Seine Frau, Senora Chavez, soll von dem Dorfe Padillas weg, wo sie ihren Wohnsitz hatten, über den Fluß gegangen sein, um den unglücklichen Texanern Trost und Erquickung zu bringen. Obgleich die Ermordung des jungen Chavez von den Texanern im Allgemeinen durchaus nicht gebilligt wurde, mußte sie doch diese mächtige Familie sehr gegen dieselben erbittern — eine Texaner Familie, deren freisinnige Grundsätze sonst nicht ungünstig für Texas gewesen sein würden *).

*) Diese Familie hat nichts mit einem gewissen Manuel Chavez

Obgleich der Angriff auf das Dorf Moro keine so wichtigen Folgen hatte, machte er doch keine günstige Wirkung. Die Bewohner dieses Ortes sind größtentheils einfache, unschuldige Rancheros und Jäger, und da sie durch die Schneegebirge von Hauptniederlassungen Mexiko's getrennt sind, so scheinen ihre Herzen stets den Texanern zugewendet gewesen zu sein. Dieses Dorf wurde von einigen Amerikanern angelegt, und die mexikanischen Bewohner haben, wie es scheint, etwas von ihrem Charakter angenommen.

Die Niederlage von Armijo's Vorhut hatte für die Amerikaner sowohl als für die Texaner noch weit verderblichere Folgen. Diese Abtheilung bestand aus der Miliz des Nordens — der Gegend um Taos — und ein Theil davon waren Leute aus den Pueblos von Taos. Diese Leute waren nicht nur seit der Revolution 1837 gegen den Gouverneur Armijo erbittert geblieben, sondern waren für Texas stets besonders gut gesinnt. So abgeneigt waren sie gegen die Texaner zu kämpfen, daß der Gouverneur, wie man mir versicherte, es für nöthig hielt, einige derselben auf ihre Pferde binden zu lassen, um ihr Entrinnen zu verhindern, bis er sie glücklich in die Prairien gebracht hatte. Und doch mußten die armen Bursche unter der Rache leiden, die ihren schuldigen Befehlshaber hätte treffen sollen.

Als die Nachricht von ihrer Niederlage nach Taos kam, geriethen die Freunde und Verwandten der Erschlagenen, ja die ganze Bevölkerung in die größte Erbitterung, und zwei oder drei eingebürgerte Fremde, von denen man glaubte, sie seien der

---

gemein, der, obwohl ein Neffe des Gouverneurs Armijo, in sehr schlechtem Rufe steht und bei den Verrätherein, die an der texanischen Santa Fe-Expedition verübt wurden, hauptsächlich mitwirkte.

Sache von Texas günstig, und die früher in Ansehen standen, waren nun gezwungen, ihr Leben durch die Flucht zu retten, und mußten ihre Häuser und ihr Eigenthum dem wüthenden Pöbel zur Beute überlassen. Auf solche Art machte sich die Rückwirkung geltend, welche die Katastrophe in den Prairien auf die öffentliche Meinung übte.

Wären die Texaner anders verfahren, hätten sie die Mexikaner bewogen, sich ohne Kampf zu ergeben, was ihnen ohne Zweifel leicht gelungen wäre, so würden sie dieselben gewiß vermocht haben, ihnen als Führer zu General Armijos Lager zu dienen, und dieser rohe Tyrann wäre ihnen vielleicht selber in die Hände gefallen. Die Schwierigkeit, unter den Texanern die Ordnung aufrecht zu erhalten, mag wohl die Ursache vieler ihrer unglückseligen Schritte gewesen sein. Da keine Nachricht von der Karavane kam, so brach eine Abtheilung von siebzig bis achtzig Mann auf, um nach Texas zurückzukehren.

Bald darauf langten die Kaufleute mit einer Bedeckung von ungefähr zweihundert Dragonern der Vereinigten Staaten unter dem Befehle des Rittmeisters Cook an. Oberst Sinvely, der mit hundert Mann auf dem südlichen Ufer des Arkansas, etwa zehn bis fünfzehn Meilen unterhalb der Caches gelagert war, setzte über den Fluß und traf mit dem Rittmeister Cook zusammen, der ihm sogleich seine Absicht erklärte, ihn und seine Gefährten zu entwaffnen — ein Vorhaben, das er sich auf der Stelle ins Werk zu setzen anschickte. Einige Texaner täuschten jedoch den amerikanischen Offizier auf folgende Art. Sie versteckten ihre eigenen Büchsen, meistens colt'sche Doppelgewehre, und überlieferten dem Ritteister die werthlosen Flinten, welche sie den Mexikanern weggenommen, so daß sie, als sie später frei gelassen wurden, wieder in den Besitz ihrer eigenen guten Waffen kamen. Es scheint jedoch, daß sie, so weit es sich um die

fragliche Karavane handelte, keine Gelegenheit gehabt haben, sich derselben zu bedienen.

Ich erzähle diese Thatsachen gerade so, wie sie sich dem Gerüchte zufolge ereignet haben sollen. Rittmeister Cook ist von den Texanern sehr geschmäht und beschuldigt worden, eine befreundete Flagge mißachtet und Oberst Sinvely zum Gefangenen gemacht zu haben, während ihm derselbe einen freundschaftlichen Besuch abstattete. Dies wird von Cook und andern Personen geläugnet, die sich damals an Ort und Stelle befanden. Aber abgesehen von den Mitteln, die der amerikanische Befehlshaber anwendete und deren Schicklichkeit oder Unschicklichkeit ich nicht erörtern will, gereichte der Schritt, den er that, offenbar der Santa Fe-Karavane zur Rettung, von welcher ein beträchtlicher Theil aus Amerikanern bestand. Hätte er den Texanern ihre Waffen gelassen, so wäre er von den Kaufleuten ohne Zweifel beschuldigt worden, daß er sie bis an die Schwelle der Gefahr geleitet und dann dem gewissen Verderben preisgegeben habe, während es in seiner Gewalt stand, ihnen Sicherheit zu gewähren.

Rittmeister Cook kehrte mit seinen Leuten bald darauf nach den Vereinigten Staaten zurück, *) und ihn begleiteten etwa

*) Da die Truppen der Vereinigten Staaten unsere Gränze, welche auf dieser Straße der Arkansas bildet, nicht überschreiten dürfen, so geben solche Bedeckungen den Karavanen nur wenig Schutz. Auf eine so ausgedehnte, unbewohnbare Wüste, wie die Prairien sind, sollten nothwendig ähnliche Gesetze angewendet werden, wie sie auf dem Meere gelten. Es sollten zwischen den Vereinigten Staaten und Texas oder Mexiko (je nachdem das Eigenthumsrecht auf das Gebiet jenseits unserer Gränze bestimmt wäre) völkerrechtliche Verabredungen getroffen werden,

vierzig der entwaffneten Texaner, unter denen sich manche befunden haben sollen, die eines besseren Schicksals würdig waren. Ein großer Theil der Texaner schlug vom Arkansas den geraden Weg nach Hause ein, während sechzig bis siebzig Mann, die Warfield zu ihrem Anführer wählten, die Bestimmung erhielten, die Karavane zu verfolgen und aufzufangen, welche bereits mehrere Tagmärsche auf dem Wege nach Santa Fe voraus hatte. Sie gingen, wie es heißt, der Spur der Kaufleute bis zum Point of Rocks (zwanzig Meilen östlich von der Furt durch den Colorado oder Canadian) nach, machten aber keinen Angriff auf sie und kehrten von dort unmittelbar nach Texas zurück. So endigte der zweite texanische Zug nach Santa Fe, wie man ihn genannt hat, und obwohl er nicht so verderblich war, wie der erste, so hatte er doch ein eben so unvortheilhaftes Ergebniß.

Obgleich dieser Zug ganz aus Texanern oder solchen Leuten bestand, die keinen Anspruch auf das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten machten, und blos in Texas gesammelt wurde, und ungeachtet die Regierung der Vereinigten Staaten kräftige Maßregeln getroffen hatte, um die Karavanen sowohl von Mexikanern als von Amerikanern gegen ihre Feinde zu schützen, so stellte doch Senor Bocanegra, mexikanischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, eine förmliche Forderung an die Vereinigten Staaten, für den aus diesem Einfall entstandenen Schaden Entschädigung zu leisten. In einer Antwort an den General Thompson sagte er mit Beziehung auf Sinvelys Gesellschaft, daß „Independence in Missuri die Aufbruchstation dieser Leute war.“ Aus der vorstehenden Erzählung geht hervor, wie sehr sich der ehrenwerthe Staatssecretär darin irrte.

---

kraft deren die Heere dieser Staaten ohne Unterschied durch diese Wildniß ziehen könnten, wie Kriegsschiffe auf dem Ozean.

Ein Theil des Haufens, der Chavez ermordete, war von der Gränze von Missuri; aber man erwäge die eifrigen Anstrengungen der Gränzbewohner, um diese Verbrecher der Gerechtigkeit zu überliefern und stelle dann diese Angelegenheit zu der Straflosigkeit in Gegensatz, mit welcher täglich in ganz Mexiko Räubereien begangen werden, wo bekannte Straßenräuber oft frei umherziehen, ohne weder von den Bürgern noch von den Behörden belästigt zu werden. Was würde Senor Bocanegra sagen, wenn jede Regierung Schadloshaltung für die Räubereien verlangen würde, welche an ihren Bürgern in Mexiko verübt werden.

Aber die unglücklichste Folge, welche dieser Einfall in die Prairien hatte, unglücklich wenigstens für die Vereinigten Staaten und für Neu-Mexiko, war die Schließung der nördlichen Häfen für den auswärtigen Handel, die ohne Zweifel größtentheils dem oben erwähnten Zuge zuzuschreiben ist und dem Verkehr mit Santa Fe mindestens für jetzt natürlich ein Ende machte *).

---

*) Folgendes ist der wesentliche Inhalt der Verordnung Santa Annas, datirt aus seinem Pallaste in Tacubaya, den 7. August 1843:

„Erster Artikel. Die Gränz-Zollämter von Taos in der Statthalterschaft Neu-Mexiko, von Paso del Norte und Presidio del Norte in der Statthalterschaft Chihuahua sind für allen Handel gänzlich geschlossen.

„Zweiter Artikel. Diese Verordnung soll 45 Tage nach ihrer Bekanntmachung in der Hauptstadt der Republik in Kraft treten."

Ich muß dabei bemerken, daß der einzige Eingangsort in Neu-Mexiko für ausländische Waaren dem Namen nach Taos war, obwohl sich das Zollhaus in Santa Fe befand, welches der Stapelplatz für die gesammte Einfuhr war.

Ich bin jedoch der Meinung, daß man kaum zu befürchten braucht, diese Verordnung des Generals Santa Anna werde noch längere Zeit in Kraft bestehen, wenn anders unsere friedlichen Beziehungen zu Mexiko nicht gestört werden — ein Ereigniß, das unter allen Umständen ernstlich zu bedauern sein würde. Wenn der Frieden zwischen beiden Staaten fortdauert, so werden die Mexikaner gewiß genöthigt sein, ihre nördlichen Gränzhäfen zu öffnen, um eine Revolution in Neu-Mexiko zu vermeiden, von welcher sie stets bedroht sind, so lange die Sperre besteht. Sollte die verderbliche Verordnung zurückgenommen werden, so wird der Handel nach Santa Fe ohne Zweifel wieder mit erneuerter Kraft und Unternehmungsluft beginnen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Geographie der Prairien.

Ausdehnung der Prairien-Berge. — Mesos oder Hochebene. — El Llano Estacado. — Canones. — Ihre Beschwerlichkeit für die ersten Karavanen. — Ungeheure Schluchten. — Kohlenlager und andere geologische Produkte. — Gyps. — Metalle. — Salinen. — Kapitän Boone's Forschungsreise. — „Salzebene und „Salzfels." — Kapitän Sibley's Besuch. — Salzige Ausschwitzungen. — Unbewohnbarkeit der hohen Prairien. — Ausgezeichnetes Weideland. — Fruchtbares für zwei Staaten hinlängliches Gränzland. — Nord-Texas. — Prairienflüsse. — Ihre Unschiffbarkeit. — Holz. — Cross-Timbers. — Zunehmender Holzwuchs auf den Prairien. — Früchte und Blumen. — Gesundes Klima.

Während ich auf den vorhergehenden Blättern versucht habe, dem Leser ein allgemeines Bild von dem Leben in den Prairien zu entwerfen, verhehle ich mir nicht, daß es mir bis jetzt ganz mißlungen ist, ihm richtige Ansichten von ihrer natürlichen Beschaffenheit beizubringen. Ich werde nun in den folgenden Blättern diesem Mangel nach Kräften abzuhelfen und einen flüchtigen Abriß von diesem unermeßlichen Gebiete, seiner physischen Geographie und dem Thier- und Pflanzenleben, das dort seine Nahrung findet, vorzulegen suchen. Es ist zu bedauern, daß dieses weite Feld der Beobachtung von wissenschaftlichen Männern noch so wenig beachtet worden ist; denn es gibt kaum einen Bezirk in dem ganzen weiten, noch unerforschten Naturgebiete, der des Studiums der Naturforscher so würdig wäre und dem sie bis jetzt so wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben.

Wenn wir die großen westlichen Prairien ohne Rücksicht auf die Staaten betrachten, in deren Gränzen Theile derselben eingeschlossen sind, so finden wir, daß sie das ganze ungeheure Gebiet umfassen, welches zwischen den Ausläufern der Felsengebirge im Norden und den Flüssen von Texas im Süden liegt — eine Strecke von sieben bis achthundert Meilen in einer Richtung; und von den Gränzen von Missuri und Arkansas im Osten zu den östlichen Zweigen des südlichen Felsengebirges im Westen — ungefähr sechshundert Meilen in der Quere: ein Gesammtflächenraum von beinahe 400,000 Quadratmeilen, wovon über 30,000 innerhalb der ursprünglichen Gränzen von Texas und 70,000 innerhalb der Gränzen von Neu-Mexiko liegen, wenn wir diese östlich bis zur Gränze der Vereinigten Staaten ausdehnen, so daß etwa 300,000 zu dem Gebiete dieser letzteren gehören.

Dieses weite Gebiet wird durch keine bedeutenden Gebirgszüge unterbrochen, ausgenommen längs der Gränzen der großen westlichen Sierras, und durch einige niedrige Felsenrücken an der Gränze vom Arkansas, Rändern des Ozarkgebirges. Freilich gibt es auf dem Rücken der Wasserscheide zwischen dem Red River und dem falschen Waschita eine Hügelreihe, deren südwestlicher Theil sich ungefähr bis zum 100° westlicher Länge von Greenwich ausdehnt, d. h. bis zur Gränze der Vereinigten Staaten. Sie werden gewöhnlich Witchita-Berge, von den Jägern aber oft Towiasch genannt, wahrscheinlich von Toyaviſt, was in der Comanche-Sprache Berg heißt. Ich fragte einst einen Comanche-Indianer, wie sein Stamm die Bergkette nenne, die wir vor uns sehen. Er antwortete: „Toyaviſt.“ „Aber das bedeutet ja nur einen Berg,“ erwiederte ich. „Wie unterscheidet ihr dieses von den andern Gebirgen?“ „Es gibt keine andern Gebirge im Gebiete der Comanches,“ entgegnete er — „keine, bis wir östlich in euer Land gehen, oder südlich nach Texas, oder westlich in das Land der Mexikaner.“

Mit Ausnahme dieser Gebirge gibt es in dieser unermeßlichen Ebene kaum eine Erhöhung, die den Namen Berg verdiente. Diejenigen, welche die Texaner auf ihrem Zuge nach Santa Fe, ungefähr bei den Quellen des Red River sahen, waren ohne Zweifel die Cejas oder Rücken der Hochebenen, deren es in den Prairien viele gibt, die von tiefer liegenden Flächen aus gesehen, oft wie bedeutende Gebirge erscheinen; ist man einmal auf ihrem Rücken, so sieht man eine andere weite Fläche vor sich.

Diese Tafellande oder Mesas, wie die Mexikaner sie heißen, deren es viele tausend Quadratmeilen zwischen den Gränzen der Vereinigten Staaten und den Felsengebirgen gibt, sind platte Ebenen, die sich bedeutend über das umliegende Land erheben und mit den berühmten Steppen Asiens verglichen werden können. Sie sind von zahllosen Flüssen durchschnitten, von denen die größten mehrere Meilen aufwärts von Hügelland begränzt sind, das größtentheils sandig, trocken und unfruchtbar ist.

Die bedeutendste der großen Tafelflächen in den Prairien ist die bei den Mexikanern unter dem Namen El Llano Estacado bekannte, welche nördlich vom Canadian begränzt wird, und sich östlich mit Einschluß der Quellen des falschen Waschita und anderer Nebenflüsse des Red River bis an die Gränzen der Vereinigten Staaten erstreckt, südlich aber bis an die Quellen des Trinity, Brazos, Colorado und westlich bis an den Rio Pecos reicht. Sie ist eine ganz flache Hochebene ohne bedeutende Hügel oder Rücken, wenn wir die felsigen Ufer der Flüsse, die sie begränzen und durchschneiden, nicht dazu rechnen wollen. Ihr Flächeninhalt beträgt ungefähr 30,000 Quadratmeilen, von denen der größte Theil drei Viertheile des Jahres ohne Wasser ist; während eine große Zahl ihrer beständig fließenden Ströme zu salzig sind, als daß man davon trinken könnte.

Mexikanische Jäger und Indianer versicherten mir, daß man

südöstlich von Santa Fe diese Ebene nur in einer einzigen Richtung während der trockenen Jahreszeit sicher durchziehen könne; und sogar einige Stellen, wo Wasser eingenommen werden kann, fünfzig bis achtzig Meilen von einander entfernt und schwer zu finden seien. Deswegen haben die mexikanischen Kaufleute und Jäger einst, um nicht zu verirren oder nicht vor Durst umzukommen, den Weg durch diese Ebene mit Pfählen bezeichnet; woher sie den Namen El Llano Estacado, oder die gepfählte Ebene erhalten hat.

An einigen Orten erstrecken sich die Rücken der Mesas ganz bis an die Ufer der Flüsse. Wenn dies auf beiden Seiten der Fall ist, so bilden sich tiefe Abgründe oder Schluchten dazwischen, welche die Mexikaner Canones heißen, die in der Nähe der Gebirge oft vorkommen. Der Canadian strömt durch einen der merkwürdigsten dieser Canons auf einer Strecke von mehr als fünfzig Meilen — von der Straße der Missuri-Karavanen abwärts — und in dieser ganzen Ausdehnung ist die Schlucht für Wagen und beinahe auch für Thiere völlig unzugänglich

Dieser Canon, welcher den geraden Weg von Missuri her durchschneidet, verursachte den ersten Unternehmern im Santa Fe-Handel große Beschwerden. Im Jahre 1825 kam eine Karavane mit vielen Wagen etwa fünf Meilen unterhalb der jetzigen Ueberfahrt an. Die Gesellschaft zog sorglos heran, ohne eine Schlucht zu ahnen, da die sich gegenüber liegenden Ebenen von gleicher Höhe waren, bis sie sich plötzlich am äußersten Rande eines ungeheuren, mehrere hundert Ellen tiefen an beiden Seiten fast senkrecht gegen den Fluß ablaufenden Abgrundes befanden. Am Fuße dieser Klippen war, wie gewöhnlich, eine sehr schmales aber fruchtbares Thal, durch welches sich der Fluß seinen Weg bahnte, und bald an dem einen, bald an dem andern Ufer anprallte. Da sie die nahe obere Furt nicht kannten, zogen sie

abwärts bis zu der Stelle, wo die früheren Karavanen übergesetzt hatten. „Wir reisten fünfzig Meilen," sagt Herr Stanley, ein Mitglied der Gesellschaft, „und auf dieser ganzen Strecke war der Fluß mit Klippen eingefaßt, die mehrere hundert Fuß hoch und an manchen Orten beinahe senkrecht waren. Endlich erreichten wir das Ende des Tafellandes; doch welch ein Anblick bot sich uns dar! Das Thal unten konnte nur erreicht werden, wenn man eine furchtbare 1200 bis 1500 Fuß tiefe Klippe hinabstieg, die mehr oder weniger steil war. Nachdem wir mehrere Stunden gesucht hatten, wurde endlich ein gangbarer Weg gefunden und mit der größten Mühe und Anstrengung durch Hemmen der Räder, Halten mit Stricken und buchstäbliches Hinablassen der Wagen an einigen Stellen gelang es uns endlich, den Thalgrund zu erreichen. Wir konnten der Canadian und andere Ströme in Neu-Mexiko ihre Betten so ungeheuer tief im festen Felsen aushöhlen? Es scheint unmöglich, daß das Wasser den Felsen ausgewaschen habe, während er so hart war, wie jetzt. Welches Feld den Forschung eröffnen dem Geologen die Fragen: „Wurden die Klüfte für die Flüsse gemacht oder machten die Flüsse die Klüfte? Sind diese nicht vulkanischen Ursprungs?" Die Reisenden sind auf den flachen Prairien auch nicht immer von diesen Unannehmlichkeiten frei. Sie sind nicht selten von kleinen Klüften oder Rinnsalen durchschnitten, die zwar zuweilen kaum eine Ruthe breit, aber oft fünfzig bis hundert Fuß tief sind. Diese kleinen Canones werden von den Regengüssen ausgewaschen, die sich einen Abfluß zu den angränzenden Strömen bahnen, was bald geschieht, wenn einmal eine Oeffnung durch die Oberfläche geschnitten ist; denn obgleich die thonige Grundlage im trockenen Zustande außerordentlich fest und hart ist, so scheint sie doch die auflöslichste Erdart zu sein und schmilzt durch Einwirkung des Wassers beinahe eben so schnell wie Schnee. Der zähe Rasen des Büffelgrases hält jedoch die Ränder fest

so daß die Seitenwände meistens steil, ja oft unten nach Innen abschüssig und deshalb völlig unzugänglich sind. Ich kam unvermuthet an den Rand einer solchen Kluft, und obgleich es für einen Fremden den Anschein hatte, als sei die Mündung der Schlucht erreicht, so mußte ich doch zuweilen ihrem mäandrischen Laufe meilenweit folgen, ohne daß ich im Stande war, die Uferränder zu umgehen. Dies habe ich besonders an den Ufern des obern Canadian beobachtet.

Die geologische Beschaffenheit der Prairien ist äußerst verschieden. Längs der östlichen Gränze, besonders gegen Norden, gibt es eine Menge Kalkstein, untermischt mit Sandstein, Schiefer und vielen ausgedehnten Lagern harziger Kohlen. Die Kohle ist besonders häufig in einigen Gegenden am Flusse Neosho, wo es auch einige sonderbare bituminöse oder Theerquellen, wie die Jäger sie manchmal nennen, geben soll. Man findet auch noch viele andere mineralische, besonders schwefelhaltige Quellen.

Weiter westwärts herrscht der Sandstein vor: aber einige Hochebenen ruhen auf Schichten einer Art bröckeligen Kalksteins, den man „verfaulten Kalkstein" genannt hat; längs den Gränzen der Gebirge jedoch scheint die Grundlage der Ebenen gemeiniglich aus Trapp und Grünstein zu bestehn. Von den Gewässern des Red River bis zur südwestlichen Ecke von Missuri in der ganzen Reihe der Ozarkgebirge sind Granit, Kalkstein, Feuerstein und Sandstein vorherrschend. Allein der mittlere Theil der Prairien hat meistens keine bemerkbare felsige Grundlage — wir sind zuweilen tagelang gereist, ohne auch nur einen Kiesel zu sehen.

Als ich im Jahre 1839 nach Santa Fe reiste und im Jahre 1840 zurückkehrte, bemerkte ich sowohl nördlich als südlich vom Canadian und zwischen dreißig und fünfzig Meilen östlich von der westlichen Gränze der Vereinigten Staaten ein unermeßliches Lager feinen Gypses. Die ganze Gegend schien dieses Mineral

zur Grundlage zu haben und in allen Richtungen sah man Klippen und große Massen desselben. Es kommt vom gröbsten, dichten, schwefelsauren Kalk oder gewöhnlichen Gyps bis zum durchsichtigsten Selenit vor, welcher letztere in großem Ueberfluß vorhanden ist. Nach glaubwürdigen Berichten anderer Reisenden erstreckt sich dieses Gypslager in einer beinahe nördlichen Richtung fast bis zum Arkansasflusse.

Von Metallen findet man Eisen, Blei und vielleicht auch Kupfer an den Gränzen der Prairien, und es heißt, daß man an unserer Gränze, so wie in der Gegend des Witchita- und des Felsengebirges verschiedene Arten Silbererze gefunden hat. Ohne Zweifel ist auch an verschiedenden Stellen Gold angetroffen worden, doch frägt es sich, ob man es irgend wo in hinlänglicher Menge gefunden habe, um die Mühe des Suchens zu belohnen. Einige Trappers haben erzählt, daß es unweit der Quelle des Platteflusses eine ausgedehnte Goldregion gebe, aber ungeachtet neuerer Nachforschungen hat man sie nicht aufgefunden. Vielleicht das werthvollste und im größten Ueberflusse vorhandene Mineral der Prairien ist Salz. Im Gebiete der Choctav, an den Ufern des Red River, sind zwei Salzwerke im Betrieb, und im Lande der Cherokees gibt es zahlreiche Salzquellen, von denen jetzt drei bis vier in geringem Umfange ausgebeutet werden; aber man könnte leicht eine hinlängliche Menge Salz erzeugen, um selbst die angränzenden Staaten damit zu versorgen. Die große Saline, ungefähr vierzig Meilen oberhalb Fort Gibson in der Nähe des Neosho wurde als eine Merkwürdigkeit in ihrer Art betrachtet, ehe man ihre natürlichen Schönheiten durch „Verbesserungen" verwischt hatte. An der Gränze eines kleinen Thales brechen viele kleine Salzquellen hervor und um die Mündung eines jeden hatte sich in der Form eines Topfes eine Art kalkige Salzmasse gebildet. Keine dieser Quellen ist sehr stark, aber

das Wasser ist reichlich gesättigt und würde für ansehnliche Salzwerke völlig hinreichend sein.

Man hat in verschiedenen Theilen der Prairien mehrere Salinen, oder wenn man sie so nennen darf, Gruben von reinem Salz entdeckt. Die nördlichste, von der ich gehört habe, liegt fünfzig bis sechzig Meilen westlich von Missuri und dreißig bis vierzig südlich vom Platteflusse, in der Nähe eines Nebenflusses, Saline genannt, wo die Otoes und andere Indianer ihr Salz holen. Sie soll den Salinas von Neu-Mexiko gleichen und einen eben so unerschöpflichen Vorrath von Salz besitzen. Südlich vom Arkansas und ein paar Grade weiter westlich gibt es mehrere solcher Salinen, die vielleicht von noch größerem Umfange sind.

Es sind mir einige Auszüge aus dem Tagebuche des Kapitäns Nathan Boone *) vom Dragoner-Regiment der Vereinigten Staaten mitgetheilt worden, der im Sommer 1843 eine Entdeckungsreise durch jene öden Gegenden machte. Er fand auf seinem Wege zwischen dem Canadian und dem obern Arkansas an vielen Stellen Salzanflug, so wie auch starkgesättigtes Salzwasser in Menge; überdies besuchte er auch zwei beträchtliche Salinen.

Von der ersten, welche er die „Salzebene" nennt, bemerkt er, daß „der Besuch sehr belohnend war und man nach dem äußern Ansehen erwarten konnte, in der ganzen Ausdehnung der Ebene Salz in einer festen Masse mehrere Fuß dick zu finden." Sie liegt zwischen den Armen des Salt Fork des Arkansas. Nach seiner Beschreibung ist diese Ebene flach wie ein Estrich und wird offenbar zuweilen von den Strömen überfluthet, die

*) Kapitän Boone ist ein Sohn des verstorbenen Oberst Daniel Boone, des berühmten Abenteurers des Westens. Da er viel praktische Kentnisse hat und diese Wüsten aus Erfahrung genau kennt, so haben seine Beobachtungen großes Gewicht.

sie umgränzen. Die Menge des Salzes schien jedoch den Erwartungen Kapitän Boones nicht zu entsprechen, da er bemerkt, daß sie an der Oberfläche nur mit einem möglichst dünnen Anfluge krystallisirten Salzes, gerade genug, um sie weiß zu färben, bedeckt gewesen sei. Er erforschte jedoch blos einen kleinen Theil der sehr ausgedehnten Ebene.

Aber die wundervollste Saline ist der große Salzfels, den er weiter südwestlich am großen Red Fork fand. „Die ganze Bucht rechts von den beiden Gabeln des Flusses," sagt Kapitän Boone, „scheint eine unermeßliche Quelle von so stark gesättigter Soole zu sein, daß sie beim Hervorbrechen einen Niederschlag zu bilden beginnt. Auf diese Weise hat sich über die ganze, vielleicht hundert sechzig Morgen einnehmende Fläche eine mächtige, felsenähnliche Rinde gebildet. Ueberall in diesem Raume, wo wir einige Zoll tief in den Sand gruben, konnten wir das feste Salz finden, welches so hart war, daß uns alle Mittel fehlten, einen Block davon herauszubringen. Wir zerbrachen unsere Haue bei dem Versuche. An manchen Stellen sprudelte das Wasser durch die Steinsalzkruste krystallhell empor, aber so salzig, daß unsere Hände, nachdem wir sie eingetaucht hatten und wieder abtrocknen ließen, so weiß wurden, wie Schnee. Streckten wir den Arm in diese Oeffnungen, so schienen sie so weit hinunter mit Salz belegt zu sein, als wir reichen konnten. Die Klippen, welche diese Stelle überhangen, bestehen aus rothem Thon und Gyps und sind mit einer Schichte des letzteren bekleidet .... Wir fanden dieses Salz von den Unreinigkeiten, die es enthielt, wahrscheinlich meistens Epsomsalzen, etwas bitter." Da sich über dieser Stelle schwefelsaurer Kalk befindet, der vielleicht auch die Grundlage derselben bildet, so könnte dieser „Salzfels" wohl stark mit diesem Mineral geschwängert und daher dessen ungemeine Härte entstanden sein. Kapitän Boone erwähnt auch, daß er auf seiner Reise an verschiedenen Punkten nördlich

und südlich von der eben bezeichneten Stelle Gyps angetroffen habe.

Herr Sibley, der damals im Fort Osage wohnte und mit den westlichen Prairien völlig vertraut war, besuchte vor mehr als dreißig Jahren eine Saline, welche die vom Kapitän Boone zuerst beschriebene „Salzebene" zu sein scheint. Jener fand freilich das Salz in viel größerer Menge als dieser; der Grund davon könnte aber sein, daß Kapitän Boone nicht bis zu dem von Herrn Sibley angegebenen Punkte vorgedrungen ist. Die Beschreibung des letztern lautet folgendermaßen: *)

„Die größte Saline liegt ungefähr zweihundert achtzig Meilen südöstlich von Fort Osage zwischen zwei Gabeln eines kleinen Armes des Arkansas, deren eine ihre südliche Gränze bespült, während die andere größere fast parallel eine Meile entfernt auf der entgegengesetzten Seite fließt. Die Saline ist eine harte, flache Ebene von röthlichem Sande und von unregelmäßiger Gestalt. Ihre größte Länge geht von Nordwesten nach Südosten, und ihr Umfang beträgt gegen dreißig Meilen. Das Treibholz, mit dem sie bedeckt ist, scheint anzudeuten, daß die ganze Ebene zuweilen durch das Austreten der angränzenden Flüsse überschwemmt wird. Bei trockenem heißem Wetter ist die Oberfläche überall zwei bis sechs Zoll tief mit einer Kruste schönen, reinen, weißen Salzes bedeckt, welches das eingeführte an Güte übertrifft. Es hat auffallende Aehnlichkeit mit einem Felde glänzenden Schnees nach einem Regen, wenn die oberste Schichte eine dünne Rinde hat."

Diese Beschreibung entspricht sowohl, was den Umfang als das Aussehen betrifft, ziemlich genau den Angaben verschiedener Jäger und mit den Indianern handelnden Kaufleute, mit denen

*) Siehe Brackenbrid'ges Voyage up the Missouri River S. 205.

ich gesprochen habe. Oberst Logan, ein würdiger Mann, der früher die Stelle eines Agenten der Creek-Indianer begleitete, besuchte ohne Zweifel ungefähr um die nämliche Zeit das gleiche Salzlager, und entwirft davon eine ähnliche Schilderung — nur meint er, daß die Tiefe des Salzes größer sei. Ueberall, wo er durch die Erdschichte am Rande grub, stieß er in der Tiefe von einigen Zollen auf einen festen Salzfelsen, was ihn auf die Vermuthung führte, daß die ganze Umgegend auf einem Steinsalzlager ruhe. Das Salz war von röthlicher Farbe und sah wie die Oberfläche des umliegenden Landes aus. Herr Sibley bemerkt, daß die Entfernung bis zu einem schiffbaren Arm des Arkansas ungefähr achtzig Meilen beträgt, wobei er vielleicht den Red Fork im Auge hat, obgleich die Saline ohne Zweifel dem Hauptstrom noch näher liegt.

Es ist auffallend, daß so unerschöpfliche Salzlager, die nur zwei bis drei Tagreisen vom Arkansas und eben so weit von Missuri entfernt sind und bei denen man keine andere Mühe hätte, als das Salz aufzugraben und auf Boote zu bringen, um es die Ströme hinunter zu schaffen, unbenützt bleiben, während wir einen großen Theil unseres Bedarfes an diesem unentbehrlichen Artikel vom Auslande beziehen.

Außer den bereits erwähnten Salinen gibt es eine am obern Theile des Canadian, ungefähr zweihundert Meilen östlich von Santa Fe. Auch an den Ufern des Red River sollen sich einige befinden, und viele andere sind ohne Zweifel in jenen Gegenden zerstreut, die man bisher noch nicht aufgefunden hat.

Viele der niedrigen Thäler aller westlichen Ströme des Red River sowohl als des Arkansas und seiner Arme sind mit salzigen Bestandtheilen geschwängert, und bei feuchtem Wetter sickern salzige Ausschwitzungen hervor, welche einen dünnen Schaum bilden. Dies ist zuweilen reines Salz, häufiger aber ein Gemisch von verschiedenen Salzen, nicht blos von salzsaurer, sondern

auch schwefelsaurer Soda und vielleicht Magnesia, oft stark mit Salpeter versetzt. Einige Gewässer in jenen Gegenden, besonders stehende, sind bei trockenem Wetter so sehr mit diesem Gemische gesättigt, daß selbst Thiere sich mit Ekel davon abwenden, was einen einsamen Reisenden in große Bestürzung versetzt. Auf diesen salzigen Flächen wächst nichts als hartes zähes Gras, das sogar ein ausgehungertes Thier kaum frißt.

Diese Ausschwitzungen, so wie die früher erwähnten Salinen oder Salzebenen sind es, welche unsern westlichen Gewässern, besondes vom Arkansas bis zum Red River während der Jahreszeiten, wo sie niedrig stehen, ihren Salzgeschmack verleihen; und nicht die Gebirge, wie einige vermuthet haben. Diejenigen, welche dort entspringen, sind daselbst so rein, frisch und krystallhell, als mit Schneewasser genährte Bäche und eisige Quellen sie machen können.

Man wird nun leicht den Schluß ziehen, daß die großen Prairien vom Red River bis zu den westlichen Quellen des Missuri, wie schon früher angedeutet worden ist, größtentheils unbewohnbar sind — nicht so fast wegen Mangel an Holz, obgleich die Ebenen ganz nackt sind, als an Ackerkrume und Wasser; denn ungeachtet einige Ebenen einen hinlänglich ergiebigen Boden zu haben scheinen, so sind doch die meisten unfruchtbar und alle zu trocken, um angebaut zu werden. Es ist als ob diese großen Steppen nur zum Aufenthalte des Mustang, des Büffels, der Antilope und ihres wandernden Gebieters, des Prairien-Indianers, tauglich seien. Wenn nicht mit dem fortschreitenden Einflusse der Zeit in den Naturwirkungen eine günstige Veränderung vorgeht, welche die Ebenen und hohen Prairien belebt, so sind die hie und da zerstreuten fruchtbaren Thäler zu vereinzelt und entlegen, um die Wohnsitze gesitteter Menschen zu werden.

Gleich den Tafellanden im nördlichen Mexiko könnten diese hohen Prairien gegenwärtig nur zu Weiden verwendet werden,

jedoch blos in der Nähe der Flüsse. Das Gras, womit sie meistens bedeckt sind, ist von vorzüglicher Beschaffenheit. Von dem berühmten „Büffelgrase" gibt es zwei Gattungen, die beide Arten des Grama von Neu-Mexiko und in allen Jahreszeiten gleich nahrhaft sind. Es ist, wie ich glaube, eines und dasselbe mit dem „Mezquitegras" in Texas, das seinen Namen von dem Mezquitebaume hat, der mit ihm in den gleichen trockenen Gegenden wächst. Die großen westlichen Prairien enthalten so viel von diesem unvergleichlichen Weideland, als hinreicht, um Vieh für den Bedarf aller Vereinigten Staaten zu nähren. Es ist vorzüglich zur Schafzucht geeignet, wie die nämliche Grasart in Neu-Mexiko zeigt.

Was ich von der allgemeinen Unfruchtbarkeit und Unbewohnbarkeit der Prairien gesagt habe, bezieht sich, wie die Folge lehren wird, nicht auf jenen bereits erwähnten Theil, der an unsere westliche Gränze stößt. Im Hochlande von der Gränze des Staates Arkansas bis zu den Cross-Timbers sind überall auf das Schönste einzelne Prairien und Lichtungen zerstreut, von denen sich viele fruchtbar zeigen, obgleich einige zu flach sind und daher Anlage haben, sumpfig zu werden. Die Flußthäler haben meistens einen reichen Lehmboden, der zwar Ueberschwemmungen ausgesetzt, aber größtentheils zum Anbau geeignet ist. Die mit Holz bewachsenen Hochlande sind meistens von guter Beschaffenheit, außer auf den zerrissenen Rücken und in den gebirgigen Strichen, welche ich bereits erwähnte. Einige Hochlande jedoch, die unter dem Namen „Post-oak flats" bekannt sind, scheinen gleich den sumpfigen Prairien eine Unterlage von Flugsand zu haben. Der Boden ist öde und unfruchtbar und mit kleinen klumpigen Erhöhungen von verschiedener Gestalt und unregelmäßiger Form bedeckt.

Das Land westlich von Missuri, das die Quellengebiete des Neosho, des Verdigris, des Marais-des-Cygnes und an-

derer Arme des Osage und das untere Flußgebiet des Kansas umfaßt, wetteifert mit jedem Theile des fernen Westen in der Anmuth seiner hohen Prairien, in der Fruchtbarkeit der angeschwemmten Niederungen, in der Schönheit und Frische seiner sprudelnden Quellen und Bäche, und in der Gesundheit seines Klimas.

Wir haben also hier längs der ganzen Gränze einen Landstrich, der wenigstens zweihundert Meilen breit und gegen fünfhundert lang, ja noch länger ist, wenn wir ihn bis zum Missuri ausdehnen, ein Gebiet für zwei ansehnliche Staaten, das zwar ärmer an Holz, aber im Ganzen ergiebiger ist als die zwei angränzenden Staaten Missuri und Arkansas. Aber der größte Theil dieses reizenden Landes ist den verschiedenen Stämmen der Gränz-Indianer abgetreten worden.

Was jenen Theil der Prairien betrifft, der südlich von Red River in Texas liegt, so ersehe ich aus den anziehenden Aufzeichnungen, welche mir Dr. Heinrich Comelly, eines der Haupttheilnehmer an dem bereits erwähnten Wagenzuge von Chihuahua nach Arkansas mitzutheilen die Gefälligkeit gehabt hat, daß außer einigen schönen Geländen innerhalb der Cross-Timbers noch weiter westlich viele reizende Gegenden liegen. Von einem Theile derselben entwirft dieser Gentleman folgende Beschreibung: „Zwischen dem Bonzos und dem Red River liegt sicherlich die schönste und malerischeste Gegend, welche ich je gesehen habe. Ich fand dort das prächtigste Holz, meistens Eichen, nicht von jener kümmerlichen Art, die einem so großen Striche von Texas eigenthümlich ist, sondern mächtige schwarze und Bur-Eichen, die zu allen Zwecken verwendet werden könnten, wozu man das stärkste Holz braucht. Das Land zwischen diesen zwei Flüssen ist ohne Zweifel bestimmt, eine der volkreichsten und gedeihlichsten Ansiedelungen zu werden. Der Boden ist so fruchtbar, als ich je einen angetroffen habe, und bei der hohen Lage und

wellenförmigen Beschaffenheit des Landes läßt sich nicht zweifeln, daß es sehr gesund ist."

Westlich von Rio Brazos und südwärts von einigen sandigen und salzhaltigen Gegenden, welche die obern Theile dieses Stromes begränzen, gibt es nach den Angaben des nämlichen unternehmenden Reisenden viele eben so üppige und fruchtbare Thäler, und die Hochlande sind an vielen Stellen mit Mezquitebäumen bewachsen. Dies ist besonders an den Quellen des Colorado der Fall, wo das Land äußerst angenehm bewässert ist. Aber unmittelbar nördlich davon beginnt jene unermeßliche Wüste des Llano Estacado.

Der hauptsächlichste Nachtheil, unter dem die großen westlichen Prairien leiden, besteht in dem Mangel an schiffbaren Strömen. In dem ganzen weiten Gebiete, das ich versucht habe zu beschreiben, gibt es mit Ausnahme des Missuri keinen einzigen Fluß, der während der ganzen Verkehrszeit schiffbar ist. Die übrigen Ströme sind auf ihrem Laufe durch die Ebenen für alle Handelszwecke gewissermassen nutzlos und müssen es bleiben.

Die ansehnlichsten dieser Ströme sind der Missuri, der Arkansas und der Red River mit ihren zahlreichen Nebenflüssen. Die westlichen Hauptarme des Missuri sind der Yellow Stone, der Platte und der Kansas. Kleine flache Fahrzeuge und Büffelboote sind bei hohem Wasser die zwei erstern eine ziemliche Strecke weit hinuntergefahren; für Dampfboote aber werden dieselben nie in irgend einer Ausdehnung schiffbar sein.

Der Arkansas dringt weit in das Felsengebirge ein und seine Verzweigungen berühren einige Zuflüsse des Missouri Columbia, San Buenakentura, des westlichen Colorado und des Rio del Norte. Das Bett desselben ist auf seinem Laufe durch die Prairien sehr breit und seicht, und seine Ufer erheben sich an vielen Stellen kaum fünf Fuß über den niedrigsten Wasserstand. Von seiner Quelle bis zur Gränze des Staates Arkansas ist er

wahrscheinlich gegen zweitausend Meilen lang. Die Mexikaner nennen ihn Rio Napeste; die ältern französischen Reisenden aber legten ihm den Namen Arkansas oder vielmehr Akansa*) bei, von einem Zweige des Stammes der Dahcotah oder Osage-Indianer, welcher nahe an seiner Mündung wohnte. Dieser Strom hat zahlreiche Nebenflüsse, deren einige von beträchtlicher Länge sind, jedoch ist keiner darunter schiffbar, ausgenommen der Neosho im Norden, den kleine Boote wenigstens hundert Meilen weit hinabgefahren sind. Der Red River hat von der westlichen Gränze an einen viel kürzeren Lauf und ein engeres Bett als der Arkansas, und seine Wassermasse ist nicht viel über die Hälfte so groß. Selbst in seinem geschlängelten Laufe kann er von der Gränze des Staates Arkansas bis zu seiner Quelle kaum über zwölfhundert Meilen lang sein. Dieser Fluß entspringt im Tafellande des Llano Estacado, und wie mir Kaufleute und Jäger erzählt haben, gibt es an seiner Quelle keine gebirgigen Erhöhungen von einiger Bedeutung, obgleich wir die Anwohner seiner untern Ufer fortwährend von den Juni-Ueberschwemmungen sprechen hören, die durch das Schmelzen des Schnees in den Bergen hervorgebracht werden.

---

*) Ein Fremder könnte leicht auf die Vermuthung kommen, daß wir keine Regeln der Rechtschreibekunst besitzen, weil wir so allgemein die französische Schreibart der indianischen Namen angenommen haben, wodurch jede Spur des ursprünglichen Lautes bald verloren geht. Zuerst verderben sie die Franzosen und wir verwandeln sie dann in neue Namen, indem wir unsere Aussprache der Schreibart derselben anpassen. So hat die „feine Sitte" die Mehrzahl der ursprünglichen Arkansa oder Arkansah in Arkansas verwandelt, obgleich unter dem Volke noch immer die annähernde Aussprache Arkansaw gäng und gäbe ist. Mit Osage und einer Menge anderer Namen sind ähnliche Umwandlungen vorgegangen.

Die obern Theile dieses Flusses, hauptsächlich von der Mündung des falschen Maschita aufwärts, sind kaum oder gar nicht zur Schiffahrt geeignet, indem sie sich oft bis zu einer Breite von mehreren hundert Schritten über Sandbänke ausdehnen. Ein sehr glaubwürdiger, mit den Indianern handelnder Kaufmann, der über zweihundert Meilen oberhalb der falschen Maschita am Red River gewesen war, sagte mir, daß er den Strom an einigen Stellen nicht über fünfzig, an andern wenigstens fünfhundert Schritte breit gefunden habe. Dieser und die meisten andern Flüsse in den Prairien haben gewöhnlich sehr niedrige Ufer und ungemein seichte Betten, die zur Zeit der Dürre zuweilen in ihrem Laufe durch die sandigen Ebenen austrocknen *).

---

*) Von allen Flüssen dieser Art ist der Cimarron, da er den Weg von Missuri nach Santa Fe durchschneidet, der berühmteste geworden. Sein Wasser verschwindet an so vielen Stellen im Sande und kommt wieder zum Vorschein, daß einige Reisende behauptet haben, er habe eine regelmäßige Ebbe und Fluth. Dies hat ohne Zweifel darin seinen Grund, daß der kleine Strom, welcher während der Nacht oder bei bewölktem Himmel über dem Sande fließt, an heißen sonnigen Tagen in einem unbeschatteten Bette vertrocknet. An einigen Stellen aber ist der Sand so löcherig, daß ihn das Wasser nie bedeckt, außer bei Ueberschwemmungen.

Ich war einst sehr überrascht, als ich nach einem fürchterlichen Regenguße an einen dieser sandigen Abschnitte des Flusses kam. Unsere Karavane hatte sich am untern Cimarron-Spring gelagert: da sahen wir nicht lange nach Anbruch der Nacht eine finstere, Unheil drohende Wolke am westlichen Himmel aufsteigen, die sich von einem Sturmwinde gejagt sehr bald auf uns niedersenkte und eine jener furchtbaren Entladungen von Donner, Blitz und Regen im Gefolge hatte, welche die Stürme in den Prairien gleich denen unter den Wendekreisen so fürchterlich machen.

Es wäre weder anziehend noch nützlich, wenn ich meinen Lesern einen umständlichen Bericht über alle Nebenflüsse der bereits erwähnten drei Hauptströme abstattete. Es genügt die Bemerkung, daß keiner derselben je für die Schiffahrt in bedeutendem Umfange benützt werden kann.

Was die Bodenerzeugnisse dieser Gegenden betrifft, so wird sich der Leser wahrscheinlich schon im Allgemeinen ein ziemlich richtiges Bild davon entworfen haben; doch dürften einige nähere Angaben nicht ganz unwillkommen sein.

In jenem Theil des Gebietes der Vereinigten Staaten, welcher zwischen der Gränze von Arkansas und den Cross-Timbers liegt, besteht der Holzwuchs im Hochlande größtentheils aus Eichen verschiedener Art, unter denen die **Black-Jack et Post-Oak** genannten vorherrschen, da diese, besonders die erstgenannte, allein fähig zu sein scheinen, den Bränden zu widerstehen, welchen sie ausgesetzt sind, und daher längs der Prairien-

---

Schlossen von der Größe eines Truthenneneies und Ströme von Regen überschwemmten bald die ganze Gegend und so schnell wurden die Ufer des Flusses überfluthet, daß es die größte Anstrengung kostete, die im Thale eingepfählten Maulthiere vor dem Ertrinken zu retten. Als wir am nächsten Morgen über den Landrücken einer Flußkrümmung gezogen waren und uns wieder etwa drei Meilen weiter am Stromufer befanden, sahen wir zu unserem Erstaunen keine andern Spuren der eben vorgefallenen Ueberschwemmung als den feuchten Sand und hie und da zerstreute Lachen, die schon fast aufgetrocknet waren — Wasser aber floß keines im Bette.

An diesen sandigen Strecken des Cimarron und ähnlichen so genannten „trockenen Strömen" verschaffen sich die Reisenden Wasser, indem sie im Flußbett einige Fuß tiefe Becken ausgraben, in welche das Wasser aus dem gesättigten Sande sickert.

gränze häufig vorkommen. Die Black-Jack Eiche hat ein geschwärztes, kümmerliches Aussehen und rauhe Aeste, was zum Theil davon herrührt, weil sie oft von den Prairiefeuern versengt wird. An den Strömen findet man ein Gemisch von Ulmen, Vogelkirschen, Paccans oder Pecans, Eschen, Wallnuß-, Maulbeer- und Kirschenbäumen, Persimmons, Baumwollenbäumen, Sykomoren, Birken u. s. w. mit Abarten der Hickorynuß, des Gummibaumes, der Kornelkirsche und anderer. Alle diese Bäume mit Ausnahme des Paccan, des Gummibaumes und der Kornelkirsche findet man auch westlich von Missuri, wo zwar das Hochland ganz aus Prairien besteht, in den Thälern aber das üppigste Pflanzenleben herrscht.

In vielen der fruchtbaren Niederungen vom Canadian bis zum Red River auf einer Strecke von ein bis zweihundert Meilen westlich von der Gränze wächst das berühmte bois d'arc, wörtlich Bogenholz, in verderbter Aussprache gewöhnlich bowdark genannt. Die Franzosen legten ihm diesen Namen bei, weil es sich besonders zu Bogen eignet. Dieser Baum hat zuweilen einen Stamm von zwei bis drei Fuß im Durchmesser, da er aber sehr ästig ist, wird er selten mehr als vierzig bis fünfzig Fuß hoch. Die Blätter sind groß und die Frucht gleicht so ziemlich der Pomeranze, obwohl sie rauher und größer ist, da sie vier bis fünf Zoll im Durchmesser hat; sie wird aber nicht gegessen. Das Holz ist von schöner, lichtgelber Farbe und wiewohl roh, doch der Politur fähig. Es ist eines der härtesten, festesten und dauerhaftesten Hölzer und wird häufig von Wagnern und Mühlenbauern gebraucht, so wie von den wilden Indianern, die aus den jüngern Schößlingen Bogen machen.

Am Arkansas, besonders an seinen südlichen Nebenflüssen westlich bis zum Verdigris und aufwärts an jenen des Red River bis fast zum falschen Waschita sind die Niederungen meist mit Zuckerrohr bedeckt, und überall im Süden ungefähr eben so weit

westlich wächst in großer Menge der Sassafras, der hier in jedem Boden und jeder Gegend fortkommt.

Die berühmten Cross-Timbers, deren schon oft Erwähnung geschah, erstrecken sich vom Brazos oder vielleicht vom texanischen Colorado quer durch das Quellengebiet des Trinity, gehen über den Red River oberhalb des falschen Waschita und von da nordwestlich zum Red Fork des Arkansas, wenn nicht weiter. Sie sind ein rauhes Hügelland und obgleich sie nicht gebirgig sind, können sie vielleicht doch als eine Verlängerung jener Kette niedriger Berge betrachtet werden, die nördlich von Bexar und Austin in Texas streicht.

Dieses Waldgebiet hat eine Breite abwechselnd von fünf bis dreißig Meilen und schneidet die Verbindung zwischen den innern Prairien und den großen Ebenen gänzlich ab. Man kann es als die Einfassung der großen Prairien betrachten, da es einen ununterbrochenen Streifen bildet, der aus allerlei Strauchholz besteht; z. B. Black-Jacks, Post-Oaks, und an einigen Orten Hickorys, Ulmen u. s. w. das mit einer Art Zwergeiche, welche die Jäger Shin Oak nennen, untermischt ist. Der größte Theil des Holzes scheint in seinem Wachsthum durch die fortwährenden Verheerungen gehemmt zu werden, welche die Prairiebrände verursachen, denn da es fast jährlich umkommt, so wird es beständig durch Schößlinge von Strauchholz ersetzt, so daß es bei jeder Wiedererzeugung an Dichtigkeit zunimmt. In einigen Gegenden aber sind die Eichen von beträchtlicher Größe und können den Bränden widerstehen. Das Unterholz ist an vielen Stellen so sehr mit wildem Wein, Hagebuten u. s. w. durchflochten, daß es fast undurchdringliche Dickichte bildet, welche sowohl den wilden Thieren als den wilden Indianern zu Verstecken dienen und in Kriegen mit letztern beinahe so gefährlich werden würden wie die „Hammocks“ in Florida.

Südlich vom Canadian springt ein Zweig der Cross-Timbers westwärts vor, geht dann über den Strom und erstreckt sich etwa hundert Meilen weiter, worauf er nordwestlich über den North Fork hinaus abbiegt und sich endlich ohne Zweifel in dieser Richtung in den großen sandigen Ebenen verliert.

Das Gebiet der Cross-Timbers ist im Allgemeinen gut bewässert und mit romantischen und fruchtbaren Strichen untermischt. Die Niederungen der Nebenflüsse des Red River, selbst in einiger Entfernung von den Cross-Timbers und vielleicht fast bis an die Gränze der Vereinigten Staaten, sind meistens sehr fruchtbar und mit schmalen Streifen von Ulmen, Vogelkirschen, Wallnußbäumen, Hickorys, Maulbeerbäumen, Bur-Eichen, und anderem üppigen Pflanzenwuchs bedeckt.

Weiter nördlich aber und westlich von den Cross-Timbers sind sogar die Flußufer fast nackt. Der Cimarron ist auf einer Strecke von mehr als hundert Meilen ganz unbeholzt und der Arkansas ist im Verhältniß zu seiner Größe auffallend dürftig mit Holz bewachsen. Das südliche Ufer, welches durch die Kette von Sandhügeln, die sich zweihundert Meilen längs demselben erstreckt, gegen die Prairienbrände geschützt wird, ist nicht so kahl wie das nördliche, obgleich es auch hier nur in den Buchten und Krümmungen des Flusses mit sparsam zerstreuten Gruppen von Baumwollenbäumen besetzt ist. Auf den zahlreichen Inseln, die den Lauf des Flusses unterbrechen, findet man die größte Menge Holz, allein blos Baumwollenbäume, übrigens aber sieht man auf meilenlangen Strecken keinen einzigen Baum. Die Ufer des Canadian sind eben so nackt, und da dieser Fluß weniger Inseln hat, so erscheint er noch kahler. Man trifft in der That in den meisten der im fernen Westen gelegenen Prairien blos den Baumwollenbaum und auch diesen nur sehr spärlich an den Strömen zerstreut.

Ganz sicher sind es die Prairienbrände, welche den Holzwuchs

auf den meisten westlichen Hochlanden niederhalten. Die Streifen und Einfassungen, welche hie und da ihrer Wuth entgangen sind, wurden durch die angränzenden Ströme geschützt. Aber wird nicht die Zeit kommen, wo diese weiten Ebenen mit Holz bedeckt sein werden? Es hat fast den Anschein, als ob sich das Gebiet der Prairien lange nach der Entdeckung von Amerika bis zu den Ufern des Mississipi erstreckt habe. Pater Marquette, der im Jahre 1673 diesen Strom hinabfuhr, bemerkt, nachdem er unterhalb der Mündung des Ohio war: „Die Ufer des Flusses bedeckten sich nun mit hohen Bäumen, die uns hinderten, das Land zu überschauen, wie wir es bisher gethan hatten; allein wir schlossen aus dem Gebrüll der Ochsen (Büffel), daß die Wiesen sehr nahe waren.“ Wirklich gibt es Gegenden im Südwesten, die jetzt dicht mit stattlichen Bäumen bewachsen sind, aber einst, wie die ältesten Einwohner sich erinnern, so kahl wie die Prairien waren und das Aussehen der Bäume an vielen andern Stellen deutet an, daß sie noch kein Jahrhundert alt sind. Wir sind nun in der That Zeugen davon, wie sich der Holzwuchs auf den Prairien verbreitet, wo immer die verheerenden Brände aufgehört haben.

Die Hochebenen scheinen zu dürr und zu todt zu sein, als daß sie Holz hervor bringen könnten; aber könnten nicht die Umwandlungen in der Natur gleicher Weise auch Veränderungen in den Jahreszeiten bewirken? Warum sollten wir nicht annehmen, daß die kräftigen Einflüsse der Gesittung, der ausgebreitete Anbau der Erde zur Vermehrung von Regengüssen beitragen könnten, wie sie gewiß die Quellen vermehren? Oder daß die schattigen Gehölze in dem Grade wie sie auf den Prairien vorrücken, auch Einwirkung auf die Jahreszeit haben könnten? Wenigstens behaupten viele alte Ansiedler, daß der Westen jetzt weniger von der Trockenheit zu leiden hat. Die Bewohner von Neu-Mexiko versichern uns auch, daß die Regengüsse in den letzten

Jahren viel häufiger geworden seien, eine Erscheinung, die der Volksaberglaube der Ankunft der Kaufleute aus Missuri zuschreibt. Dürfen wir dann nicht hoffen, daß diese öden Gegenden dennoch einmal belebt und befruchtet und bis zum Felsengebirge hin mit blühenden Ansiedelungen werden bedeckt werden?

Was Früchte betrifft, so haben die Prairien natürlich keinen großen Ueberfluß daran. Westlich von der Gränze, auf einer Strecke von fast zweihundert Meilen, sind sie jedoch an vielen Stellen mit wilden Erdbeeren bedeckt und in den Gehölzen an den Strömen findet man häufig Trauben, Pflaumen, Persimone, Maulbeeren, Paccane, Vogelkirschen und andere Waldleckerbissen Die jenseitigen hohen Prairien sind aber sehr arm an Früchten. Die Stachelbirn kommt auf den meisten dürren Ebenen vor, sie ist indessen weder sehr wohlschmeckend noch gesund, obgleich die Reisenden sie bei dem Mangel an andern Früchten oft essen. An den Armen des Canadian, North Fork und Cimarron gibt es an einigen Stellen eine große Menge prächtiger Pflaumen, Trauben, Würgkirschen, Stachel und Johannisbeeren und von den letztern drei Arten, schwarze, rothe und weiße. An den Schluchten und auf sumpfigem Boden besonders, gegen Osten hin findet man verschiedene Arten kleiner Zwiebeln, womit der Reisende sein frisches Fleisch würzen kann. Auch auf den Ebenen traf ich eine Art, die einen Knoblauch ähnlichen Geschmack hatte.

Zu den anziehendsten Erzeugnissen der Gränzprairien gehören aber die Blumen. Jene schönen Wiesen tragen ihr phantastisch buntes Kleid von den ersten Frühlingstagen, bis die Herbstfröste sie dessen berauben. Wenn der Winter vergangen, das Gras aber noch nicht zum Vorschein gekommen ist und auch andere Pflanzen noch nicht aus der Erde zu blicken wagen, bedecken sich die Prairien an vielen Stellen mit einer Art Erythronium, einer hübschen kleinen lilienförmigen Blume, die auf dem schon lockern Boden zwischen einem Paare lanzenförmiger Blätter

hervorschießt und bald in voller Blüthe steht. Das Blumengebiet erstreckt sich nur gegen zweihundert Meilen jenseits der Gränze, und die Hochebenen sind fast eben so sehr von Blumen wie von Früchten entblößt.

Das Klima ist in den meisten Theilen der Prairien unstreitig außerordentlich gesund, denn eine reinere Luft kann man kaum finden. Allein die kalten Regen der nassen Jahreszeit und der noch kältere Winterschnee, so wie die fast beständig wehenden Winde machen es oft sehr unangenehm. Man kann freilich nicht sagen, daß die Prairien ihre regelmäßigen trockenen und nassen Jahreszeiten haben; indessen sind die Sommer häufig so trocken, daß, wenn nicht eine Veränderung in dem Walten der Natur eintritt, die Anbauer sich ohne Zweifel genöthigt sehen würden, zur Bewässerung ihre Zuflucht zu nehmen. Jener Theil aber, der an unsere westliche Gränze stoßt und sich ungefähr zweihundert Meilen westwärts erstreckt, hat in jeder Beziehung gleiches Klima mit den benachbarten Staaten Missuri und Arkansas. Im Süden ist man einigermaßen Erkältungen und Fiebern ausgesetzt, aber der nördliche Theil ist so gesund wie die gesundesten Theile von Missuri.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Thiere in den Prairien.

Der Mustang oder das wilde Pferd. — Fang desselben durch Schießen oder mit dem Lazo. — Pferdefleisch. — Der Büffel. — Sein Aussehen. — Vortrefflichkeit seines Fleisches. — Großer Nutzen dieses Thieres für den Indianer und den Reisenden. — Wahrscheinliche Ausrottung desselben. — Büffeljagd mit Bogen und Pfeil, mit der Lanze u. s. w. — „Schleichjagd." — Der Büffel ist nur wild, wenn verwundet. — Das Schlachten u. s. w. Der graue Wolf. — Wie er den Büffel tödtet. — Große Anzahl dieser Thiere. — Abenteuer mit einem Wolfe. — Der Prairien-Wolf oder „Schakal der Prairien." — Das Elen, das Rothwild und der Bär. — Die Antilope. — Das Dickhorn. — Der Prairien-Hund. — Eulen und Klapperschlangen. — Der gehörnte Frosch. — Vögel. — Bienen u. s. w.

Die Thierkunde der Prairien hat wahrscheinlich mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen als jeder andere Theil ihrer Naturgeschichte. Dies hat nicht ganz in den besonders anziehenden Eigenschaften seinen Grund, welche die Thiere in den Prairien haben, aber sie bilden einen so bedeutenden Theil der Gesellschaft des Reisenden, der unter ihnen wandert, daß sie sich fast den gleichen Platz in seiner Werthschätzung erringen, welchen seine Mitbürger einnehmen würden, wenn er sein Leben in gesitteten Gegenden zubrächte. In der That bestehen die Gemeinden der Prairien vorzugsweise aus Thieren.

Bei weitem das edelste derselben, welches daher auch den

gültigsten Anspruch auf Vorrang in der kurzen Uebersicht hat, die ich von der Thierwelt dieser Gegenden zu geben im Stande bin, ist der Mustang*) oder das wilde Pferd der Prairien. Da es von den Pferden abstammt, welche die ersten spanischen Ansiedler nach Amerika brachten, so hat es ohne Zweifel eine Mischung von arabischem Blute. Seine Abkunft von Hausthieren ist der Grund, warum es verschieden gefärbt und zuweilen schön gescheckt vorkommt.

Es ist eine sonderbare Thatsache in der Einrichtung der Natur, daß alle wilden Thiere von der nämlichen Gattung eine gleichförmige Farbe haben, nur mit gelegentlichen aber auch gleichförmigen Unterschieden zwischen Männchen und Weibchen, während die Farbe der Hausthiere, Vierfüßler sowohl als Vögel, mehr oder weniger verschieden ist.

Die Schönheit des Mustang ist sprüchwörtlich. Einer besonders ist bei den Jägern berühmt und man erzählt von ihm wunderbare Geschichten. Man schilderte ihn als einen Hengst von mittlerer Größe und vollkommen ebenmäßigem Baue, milchweiß, nur mit schwarzen Ohren, ein natürlicher „Paßgänger" und so flink, daß er, wie man sagt, jedes Pferd weit hinter sich zurück ließ, womit man ihn zu verfolgen suchte, ohne seinen Schritt zu ändern. Aus der Schwierigkeit jedoch, die es kostet den Wohnplatz dieses Helden-Pferdes zu bestimmen, schließe ich, daß die Geschichte einigermaßen fabelhaft sei. Man ist überall in den großen Prairien durch Gerüchte mit diesem Thier genau bekannt. Der Trapper feiert es in der Nähe des nördlichen Fel-

*) Mustang scheint ganz deutlich das verderbte spanische Wort Mostrenco (Herrenlos) zu sein, die Mexikaner aber nennen die wilden Pferde Mestenas, was in einer seiner Bedeutungen mit Mostrenco zusammen fällt.

fengenbirges, der Jäger am Arkanfas oder in der Mitte der Ebenen, während Andere es eine halbe Meile in der Minute an den Gränzen von Texas laufen lassen. Man darf sich kaum darüber wundern, daß ein solcher Ueberall und Nirgends von einem Thiere nie gefangen worden ist.

Die wilden Pferde sind gewöhnlich gut gebaut, mit schmucken und feinen Gliedern; indessen ist ihre Zierlichkeit von Reisenden sehr übertrieben worden, weil sie dieselben im Freien sahen, wo sie sich in ihrer wilden und natürlichen Munterkeit herumtrieben. Dann erscheinen sie allerdings prächtig; gefangen und gezähmt aber schwinden sie zu gewöhnlichen Kleppern zusammen. Sehr oft sieht man in den Prairien große Schaaren, zuweilen Hunderte beisammen, die in kleiner Entfernung vor den Karavanen hüpfen und springen. Es ist manchmal schwer, sie abzuhalten, sich unter die zerstreuten Thiere der Reisenden zu mischen, was ungemein gefährlich sein würde, denn sind sie einmal beisammen, so kostet es große Mühe, sie wieder zu trennen, besonders wenn die Mustang viel zahlreicher sind. Es ist eine sonderbare Thatsache, daß das sanfteste Wagenpferd, selbst wenn es von der Reise ganz abgemattet ist, sobald es unter eine Mustangheerde kommt, oft in einigen Stunden die ganze unbändige Wildheit seiner ungezähmten Gefährten erlangt.

Der Mustang wird zuweilen durch ein grausames Mittel gefangen, welches darin besteht, daß man ihn durch den obern Rand des Halses über den Halswirbeln schießt, worauf das Thier, da die Kugel einen Hauptnerv trifft, so plötzlich zusammen stürzt, als wenn ihm der Kopf zerschmettert wäre, und einige Minuten besinnungslos liegen bleibt, während welcher man es mit einem Stricke bindet. Es erholt sich jedoch bald und springt auf die Beine, sieht sich aber seiner Freiheit beraubt. Nachher wird es leicht gezähmt und die Wunde heilt, ohne einen körperlichen Schaden zurückzulassen. Allein dieses Verfahren erfordert so

viele Geschicklichkeit, daß viele Thiere bei dem Versuche getödtet werden. Geht die Kugel ein wenig zu tief, so zerschmettert sie einen Halswirbel und tödtet das arme Thier augenblicklich.

Die Mexikaner und Indianer aber fangen den Mestena, wie die erstern das wilde Pferd heißen, gewöhnlich mit dem Lazo. Sie verfolgen diese Thiere auf flüchtigen Pferden und auf diese Weise werden viele mit der Schlinge gefangen und gezähmt. In Texas hat man den Mustang in großer Anzahl gefangen, indem man bei dem Uebergangspunkte über einen Fluß eine starke Hürde anlegte, in welche man sie scheuchte und dann fieng.

Auf den Ebenen gelang es mir einst, einen hübsch aussehenden Hengst von seiner Heerde Mestenas zu trennen, worauf er sich sogleich an unsere Caballada anschloß und von einem Mexikaner mit dem Lazo gefangen wurde. Wie er so am Ende des Strickes curbettirte oder stehen blieb und majestätisch seine Besieger anstarrte, zog sein ebenmäßiger Bau die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und unsere erfahrensten Pferdekenner schätzten ihn sogleich auf fünfhundert Dollars. Es stellte sich jedoch heraus, daß er schon früher gezähmt worden war, denn er ließ sich ohne Widerstand satteln und schwankt in wenigen Tagen zu einem Gaul zusammen, der kaum zwanzig Dollars werth war.

Prairienreisende haben sich oft genöthigt gesehen, Mustangfleisch zu essen, und wenn es jung und zart ist, hat man es ziemlich schmackhaft gefunden; das Fleisch von ausgewachsenen Thieren aber, besonders von fetten, soll außerordentlich ranzig sein. Die Mexikaner machen zuweilen des Oeles wegen auf sie Jagd, dessen sich die Gerber bedienen.

Der Büffel macht zwar keine Ansprüche auf die Zierlichkeit und das Ebenmaaß des Mustang, ist aber für den Reisenden bei Weitem das nützlichste Thier in den Prairien. Es ist hinläng-

lich bekannt, daß diese Thiere nur geringe Aehnlichkeit mit den Büffeln in Indien haben und den Naturforschern zufolge eine Art des Bison oder **Bos americanus** sind. Die Mexikaner nennen sie **Cibolos**, und gewiß würde Zweideutigkeit vermieden worden sein, wenn wir ihnen einen andern Namen als Büffel beigelegt hätten.

Ihre dunkle Farbe wird viel bleicher während der Zeit, wo sie lange Haare haben. *) Man hat auf den Prairien oft weiße Büffel bemerkt; da jedoch, wie man sagt, die weiße Haut bei den geheimnißvollen Gebräuchen vieler nördlichen Indianerstämme gebraucht wurde, so hat dies wahrscheinlich eine so große Nachfrage hervorgebracht, daß sie fast ausgestorben sind. Ihre ungewöhnliche Farbe wurde meistens als ein Naturspiel betrachtet; es ist jedoch wahrscheinlich, daß sie ungefähr in demselben Verhältniß zu den schwarzen oder braunen Büffeln stehen wie schwarze Schafe zu den weißen. Die Hörner des Büffels sind kurz und schwarz, und beinahe verborgen unter furchtbar zottigem, langem, wolligem Haar, das die Stirne der Stiere bedeckt; und dies, nebst dem ziegenartigen Bart, und dem übelgestalteten Höcker, unterscheidet ihn hauptsächlich von dem zahmen Rindvieh. Sie sind sich in der That so nahe verwandt, daß sie sich zusammen paaren; obgleich man sagt daß ihre Nachkommen gleich dem Maulthier unfruchtbar sein sollen. Zwischen den Männchen und Weibchen findet eine größere Verschiedenheit statt als bei den Hausthieren. Eine Büffelkuh ist fast so schwer als ein gewöhnlicher Ochse, während ein großer fetter Stier doppelt fast so viel wiegt.

---

*) Die Stiere verlieren das Haar gewöhnlich im Frühlinge von den Schultern abwärts, aber nicht auf dem Vorderkopfe, was ihnen ein ganz löwenartiges Ansehen gibt.

Man findet sie meistens schaarenweis. In einigen Jahreszeiten halten sich jedoch die Kühe gern zusammen; zu andern sieht man sie meistens in der Mitte der Heerde, während die Stiere in beträchtlicher Entfernung ringsum zerstreut sind, offenbar, um die Kühe und Kälber zu hüten. Und eine oder zwei Tagreisen über die Büffelweide hinaus, begegnet man oft kleinen Truppen von Stieren, als ob sie die Vorhut der Hauptheerde bildeten.

Das Fleisch des Büffels ist nach meinem Geschmacke so trefflich, wie ich je eines genossen habe, und der alte Jäger wird nicht zugeben, daß ihm irgend etwas gleich kommt. Die geschärfte Eßlust jedoch, welche man in den Prairien hat, und der Umstand, daß man gewöhnlich von Salzfleisch lebt bevor man Büffelfleisch erhält, trägt vielleicht viel dazu bei, daß man es so schmackhaft findet. Es ist gröber als Rindfleisch, aber saftiger, und Fettes und Mageres sind besser vertheilt. Auch ist es sehr leicht zu verdauen*) und besitzt sogar abführende Eigenschaften. Der Umstand, daß Stiere von jedem Alter, wenn sie fett sind, gutes Fleisch geben, ist ein weiterer Beweis von der Vortrefflichkeit des Büffelfleisches. Die Stiere werden gewöhnlich im Winter und in der ersten Frühlingszeit zum Verbrauch ausgewählt, wo die Kühe, wenn sie nicht unfruchtbar sind, meistens mageres Fleisch haben. Den übrigen Theil des Jahres aber liefern diese das fetteste und zarteste Fleisch. Das Euter ist ein Leckerbissen, der kaum der Zunge nachsteht. Was jedoch für den Trapper der Biberschwanz, das ist für den Jäger die Büffelzunge. Zunächst folgen die Markknochen, das Schwanzstück, die Höckerrippen. Der Höcker besteht nicht, wie man zuweilen behauptet, aus einer knor-

*) Reisende haben oft bemerkt, daß Büffelfleisch nie Beschwerden verursacht, so viel man auch davon essen mag.

peligen Masse, sondern aus einer convexen Reihe senkrechter Rippen, die vom Rückgrat auslaufen, über den Schultern allmählig eine Krümmung bilden und in der Mitte manchmal gegen zwei Fuß lang sind. Das „Kalb" ist selten gut, da es meistens mager ist, weil es von der Mutter nur wenig Milch erhält und so stark von Jägern und Wölfen gehetzt wird.

Der Büffel liefert den Prairie-Indianern fast ausschließend ihre Nahrung, so wie die Bedeckung für ihre Wigwams und den größten Theil ihrer Bekleidung; überdies ihr Bettzeug, Stricke, Säcke für ihre Speisen u. s. w. Sehnen für ihre Bogen, Zwirn für die Moccasins, die Beinbekleidung und ähnliche Zwecke. Auch den zahlreichen Reisenden und Trappers, welche auf ihren Weideplätzen umherstreifen, geben die Büffel Nahrung. Würden sie blos der Speise wegen getödtet, so ersetzte vielleicht ihre natürliche Zunahme den Verlust; die beständigen und muthwilligen Metzeleien aber, welche sich Reisende und Jäger zu Schulden kommen lassen, und die noch größeren Verheerungen, welche die Indianer unter ihnen anrichten, nicht allein des Fleisches wegen, sondern oft blos um die Häute und die Zungen zu erhalten, für welche sie an den mit ihnen handelnden Kaufleuten bereitwillige Abnehmer finden — alle diese Ursachen vermindern rasch ihre Anzahl und müssen endlich ihre gänzliche Ausrottung auf dem Festlande zur Folge haben. Man glaubt, daß die jährliche Ausfuhr von Büffeldecken aus den Prairien und dem angränzenden „Büffelgebiete" gegen hunderttausend Stück beträgt, und die Zahl der muthwillig oder blos der Nahrung wegen getödteten Thiere ist ohne Zweifel noch größer, da die Häute kaum ein halbes Jahr lang zur Kleidung dienlich sind. Die große Ausdehnung der Prairien, auf welchen die Büffel jetzt weiden, ist kein Grund gegen die Wahrscheinlichkeit ihrer gänzlichen Vertilgung, wenn wir damit die Ausdehnung des Landes vergleichen, aus dem sie bereits verschwunden sind. Denn man weiß recht

gut, und unsere ältesten Ansiedler können sich dessen noch erinnern, daß sie sich östlich vom Mississipi beinahe in eben so großer Anzahl aufhielten, als jetzt in den westlichen Prairien, und die Geschichte erzählt uns, daß sie einst bis zur Küste des atlantischen Meeres streiften. Noch vor dreißig Jahren fand man sie häufig auf einem großen Theil des Gebietes, das gegenwärtig die Staaten Missuri und Arkansas umfaßt; jetzt aber sieht man sie selten in geringerer Entfernung als zweihundert Meilen von der Gränze. Auf den Hochebenen haben sie in der That in den letzten zehn Jahren beträchtlich abgenommen. Dennoch ist ihre Anzahl in den Prairien noch immer ungeheuer groß. Da sie aber gern haufenweise von Ort zu Ort wandern, so geschieht es zuweilen, daß man während mehrerer Tagereisen keinen einzigen antrifft; an andern Stellen hingegen sieht man viele Tausende auf einmal.

Die Indianer sowohl als die Mexikaner jagen den Büffel meistens mit Bogen und Pfeil. Zu diesem Zwecke richten sie ihre schnellsten Pferde dazu ab, ganz dicht hinter ihm her zu laufen; und wenn sie nahe genug sind, durchbohren sie ihn fast nie fehlend mit ihrem Pfeil, gewöhnlich hinter den kurzen Rippen, die nach vorn stehen, worauf er schnell entkräftet niederstürzt. Wenn ein Pfeil nicht gut gerichtet gewesen ist oder nicht tief genug eindringt, ja selbst zuweilen, wenn er einen edlen Theil verletzt hat, aber noch einmal gebraucht wird, reitet der Jäger manchmal nach und zieht ihn heraus, während das Thier noch im Laufe begriffen ist. Ein rüstiger Indianer schießt seine Pfeile oft mit solcher Kraft, daß ich einige, die dreißig Zoll lang waren, ganz in den Leib des Büffels eingedrungen sah, und Jäger haben mir versichert, daß die Pfeile, wenn sie nicht auf Knochen trafen, ganz durch den ungeheuren Leib gingen und auf der andern Seite herausfielen.

Die Geschicklichkeit, welche diese wilden Jäger im Schießen

der Büffel erlangen, ist wahrhaft erstaunlich. Einst war in den Prairien ein Haufen Witchita-Indianer neben uns gelagert, und da eine Büffelheerde in der Nähe vorbeikam, so ersuchte ich den Häuptling, mein Pferd zu nehmen und einen auf „Theilung" zu schießen. Er ging mit Freuden auf dieses Anerbieten ein, nahm seine Pfeile, bestieg den Klepper, der kein großer Läufer und überdies sehr schmächtig war, jagte der Heerde nach und hatte in wenigen Minuten zwei Büffel erlegt, und zwei andere so schwer verwundet, daß man sich ihrer mit geringer Anstrengung hätte bemächtigen können.

Die Comanches sind aber in der Büffeljagd vielleicht noch gewandter als die übrigen Stämme. Die mexikanischen Ciboleros stehen jedoch darin den Indianern kaum nach. Ich ging einst mit einem Cibolero auf die Jagd, der keine andern Waffen bei sich führte als einen Bogen mit Pfeilen und ein Fleischermesser. Als er eine Büffelheerde erspähte, spornte er sein Pferd, und obgleich ich ihm so schnell folgte als mein Maulthier nachtrollen konnte, so hatte er doch den Büffel schon abgehäutet, als ich ihn nach einem Ritte von zwei bis drei Meilen einholte! Dies war freilich eine ziemlich ungewöhnliche Schnelligkeit, denn oft schleppt sich das Thier noch eine Weile fort, nachdem der tödtliche Pfeil es getroffen hat.

Der erfahrene Jäger wählt sich auf der Jagd den fettesten Büffel zum Opfer, und nachdem er ihm eine tödtliche Wunde beigebracht hat, sucht er wieder einen andern aus, und so fort, bis die Ebene im eigentlichen Sinne mit Leichen bedeckt ist.

Es scheint, Kapitän Bonneville habe sich sehr darüber gewundert, daß während seiner Wanderungen in den Felsengebirgen einige Indianer „ohne Flinten oder Pfeile, blos mit einem alten Speere" Büffel erlegten; und ohne Zweifel irrte er in der Vermuthung, „sie hätten eine Büffelheerde in vollem Galopp gejagt, bis sie entkräftet gewesen, worauf es ihnen leicht gefal-

len, den Thieren mit dem Speere den Rest zu geben:" denn sowohl Indianer als Merikaner jagen oft mit einer langgeschäfteten Lanze, womit sie, wenn das Pferd gut abgerichtet ist, die Büffel leichter erlegen, als mit Bogen und Pfeil. Ein geübter Lanzner sprengt in einen Haufen und durchbohrt seitwärts reitend einen Büffel nach dem andern, bis mehrere niedergestreckt sind.

Haben sie weder Bogen noch Lanze, so jagen sie mit der Flinte, aber selten so erfolgreich wie mit den ersteren Waffen. Die Amerikaner ziehen es in der Regel vor, den Büffeln mit der Reiterpistole nachzujagen, aber der Indianer erlangt häufig doppelt so viele mit seinen Pfeilen oder seiner Lanze.

Alle diese Arten, den Büffel zu jagen, werden zuweilen gefährlich; denn wenn seine Wunden ihn wüthend machen, springt er oft verzweifelt auf seinen Verfolger los, und ist das Pferd nicht gut abgerichtet, so werden ihm vielleicht die Eingeweide herausgerissen und der Reiter bleibt dem Büffel preisgegeben, wie Beispiele davon schon vorgekommen sind. Versteht aber das Roß sein Geschäft, so wird es dem Thiere wie ein geschickter Fechter ausweichen.

Büffelkälber, oder nicht völlig ausgewachsene Thiere, werden von Merikanern und Indianern oft mit dem Lazo gefangen; wenn sie aber während der Jagd von ihren Müttern und den Heerden getrennt werden, so schließen sich diese harmlosen kleinen Geschöpfe den Pferden der Jäger an und folgen ihnen in's Lager, so zahm, als wenn es ihre Mütter wären. Hat man zahme Kühe, so kann man sie ohne große Schwierigkeit aufziehen.

Einige im Norden wohnende Indianer, besonders die Assinaikoins, sollen eine eigenthümliche Art haben, die Büffel zu fangen. An einem passenden Platze wird eine starke Verpfählung errichtet, und nachdem ihre Arzneimänner eine Reihe

geheimnißvoller Gebräuche vollzogen haben, gehen Sie an's Werk. Eine Schaar Büffel wird gegen die Hürde gescheucht, während ein Indianer mit einer ihrer wolligen Häute bedeckt in einiger Entfernung vorausläuft. Sehen ihn die Thiere, so halten sie ihn für ihres Gleichen und folgen ihm in die Hürde. Sind sie einmal in der Einfriedigung gefangen, so erlegen sie die Indianer gemächlich mit ihren Pfeilen, weil sie glauben sollen, es beleidige den großen Geist und mache künftige Jagden unglücklich, wenn sie das gefangene Wild mit Feuergewehren erlegten.

Unsere Hinterwäldler ziehen jedoch allen andern Verfahrungsweisen die „Schleichjagd" vor, welche darin besteht, daß sie zu Fuß mit der Büchse dem Wilde nachschleichen. Man kann dem Büffel viel leichter nahe kommen als dem Rothwild. Sieht der Jäger eine Heerde gelagert oder ruhig weiden, so kriecht er mit der größten Leichtigkeit hinter einer Erhöhung, einem Strauche oder einem Büschel Gras ihr entgegen, vorausgesetzt, daß er, wie es in der Jagdsprache heißt, „den Wind von ihr hat," d. h. daß der Wind von den Büffeln her weht; ist aber das Gegentheil der Fall, so wird er es unmöglich finden, sich ihnen zu nähern, wie sicher er sich auch vor ihren Blicken verborgen haben mag. Da ihr Geruch fein ist, so scheinen sie sich in der That mehr darauf zu verlassen, als auf ihr Gesicht, denn wenn eine Heerde Büffel aus was immer für einer Gegend aufgescheucht wird, so richtet sie ihren Lauf meistens gegen den Wind, um auf ihrem Wege den Feind wittern zu können.

Gelingt dem Jäger sein erster Schuß, so kann er oft mehrere Büffel aus der nämlichen Heerde erlegen, denn wenn ihn die Thiere weder sehen noch wittern, so hören sie das Gewehr krachen und sehen ihre Gefährten einen nach dem andern fallen, ohne darauf zu achten, ausgenommen, daß sie die Köpfe auf-

richten und vielleicht bei jedem Schusse ein wenig stutzen. Sie scheinen sich einzubilden, daß die Gefallenen sich nur zur Ruhe niederlegen, und haben keine Lust, sie zu verlassen. Einst sah ich am Cimarron zehn bis zwölf Büffel auf einem kleinen Raume beisammenliegen, die alle einige unserer Jäger aus der nämlichen Heerde niedergeschossen hatten. Wäre der Haufe nicht durch die Annäherung der Karavane verscheucht worden, so würden vielleicht noch ein Dutzend mehr erlegt worden sein.

Ein gewandter Jäger schleicht zuweilen in einer ganz flachen Ebene auf eine Büffelheerde zu. Da ihr Gesicht mindestens nicht scharf ist und stets mehr oder weniger durch das zottige Stirnhaar verdunkelt wird, so bemerken sie beim Weiden kaum das Herankommen eines Feindes, wenn ihnen der Wind nicht die Witterung bringt. Der Jäger trägt daher Sorge, den Wind von ihnen zu haben, und kriecht langsam und dicht auf dem Boden fort, bis er auf Schußweite ist. Erlegt er den ersten, so weichen die andern vielleicht etwas zurück, und dann kann er zuweilen hinter den gefallenen Büffel heranschleichen und mehrere andere schießen.

Diese Thiere haben ein außerordentlich zähes Leben. Selbst wenn einer tödtlich verwundet ist, so scheint er oft gar nicht verletzt zu sein — es ist, als ob er es verschmähte, zu fliehen — sondern er krümmt seinen Schweif und trabt weiter, als ob er nichts fühlte oder fürchtete! Läßt man ihn aber ungestört, so beginnt er zu schwanken und verendet in wenigen Augenblicken; gereizt läuft er wohl meilenweit, bevor er stürzt. Ich sah einst eine Schaar Jäger einen verwundeten und wüthenden Büffel umringen und wenige Schritte entfernt ein bis zwei Dutzend Schüsse abfeuern, die alle auf das Herz gezielt waren, ohne daß sie irgend eine Wirkung zu haben schienen, bis seine Wuth sich abkühlte, worauf das Thier augenblicklich todt zu Boden stürzte. In solchen Fällen sucht ihn der unerfahrene Jäger oft

ins Gehirn zu treffen, aber ohne Erfolg. Der Schädel ist so dick und das wollige Haar auf dem Vorderkopfe so verflochten, daß ich kein Beispiel weiß, wo eine Büchsenkugel in das Gehirn eines Büffelstieres drang.

Der Schleichjäger hat Ursache, auf seiner Hut zu sein, denn der verwundete Büffel stellt sich gern zur Wehre, wenn ihm sein Feind zu nahe kommt. Mit ein wenig Geistesgegenwart kann man jedoch seinen Angriffen leicht ausweichen. Macht er einen Satz, so braucht der Jäger zu Fuße nur plötzlich auf die Seite zu springen, denn das Thier stürzt in der Regel in gerader Linie vorbei. Ich habe nie von einem ernstlichen Unfalle dieser Art gehört, doch hat es dabei manchmal viel Schrecken gegeben, der aber zugleich belustigend war.

Der Büffel greift jedoch nie an, außer wenn er verwundet ist. Selbst die zahlreichsten Heerden, sogar im wildesten Laufe (mögen auch einige Reisende das Gegentheil behaupten) lassen sich durch einen einzigen Menschen, der ihnen in den Weg tritt, leicht ablenken. Ich lag einst im hohen Grase gerade in der Richtung eines aufgeschreckten Haufens, und als ich auf die Thiere bei ihrer Annäherung feuerte, flohen sie bestürzt nach beiden Seiten aus einander. Dennoch ist ihr Anlauf ziemlich furchtbar: ihr donnernder Trab über die trockene Ebene, ihre löwenartigen Stirnen und flatternden Bärte, ihre offenen Rachen und heraushängenden Zungen, ihr Schnauben bei jedem Satze, den Tönen eines Dampfwagens gleich, machen Anfangs, daß Einem nicht wohl dabei zu Muthe wird.

Der Gang dieser Thiere ist ein plumper Galopp und jeder gewöhnliche Klepper kann sie auf der Jagd einholen, obgleich sie, wie der Jäger sich ausdrückt, mit ziemlich täuschender Schnelle über den Boden daher poltern. Die Kühe sind gewöhnlich schneller als die Stiere. Reisende haben die Bemerkung gemacht, daß die Büffel anders als die übrigen Thiere vom Boden aufspringen. Das Pferd

erhebt sich zuerst auf den Vorderfüßen, die Kuh auf den Hinterfüßen, der Büffel scheint aber mit allen Vieren zugleich aufzuspringen. Sowohl die amerikanischen Jäger als die Indianer legen den Büffel, um ihn auszuschlachten, auf den Bauch und fangen mit dem Rücken an. Haben sie die Höckerrippen, die Schwanzstücke und einige andere auserlesene Bissen sich zugeeignet, so wird der Rest gewöhnlich den Wölfen überlassen. Die Haut wird meistens zu Büffeldecken verwendet, aber die Indianer benützen sie dazu nur im Herbst und Winter (und auch dann selten andere als von Kühen und Stieren), wo das Haar lang und wollig ist. Ich habe nie gesehen, daß Büffelhaut gegerbt wird: sie scheint auch zu löcherig und schwammig zu sein, um festes Leder zu geben. Wäre es der Mühe werth, so könnte man tausende von Häuten zusammenbringen, die jährlich den Wölfen auf den Prairien überlassen werden.

Obgleich der Büffel das größte Thier auf den Prairien ist, so führt er doch keineswegs über die andern die Herrschaft: das Zepter der Obergewalt ist im Besitze des großen grauen Wolfes. Dieser ist zwar nicht viel größer als der Wolf in den Vereinigten Staaten, aber um Vieles wilder. Die nämliche Art kommt häufig im Norden von Mexiko vor, wo diese Thiere oft Pferde, Maulthiere und Vieh von jeder Größe tödten; auf den Prairien aber richten sie große Verheerungen unter den Büffeln an. Es sind viele merkwürdige Geschichten von den Listen und Kunstgriffen im Umlauf, deren sich diese Thiere bedienen, um sich ihrer Beute zu versichern. Einige behaupten, daß sie sich in Haufen sammeln und abwechselnd einen Büffel jagen, bis er ermattet ist, worauf sie sich vereinigen und ihm den Rest geben; Andere erzählen, daß sie, da der Büffel im Laufe die Zunge heraushängen läßt, nach derselben schnappen, bis sie abgerissen ist, worauf das Thier, weil es nicht mehr fressen kann, vor Hunger entkräftet und bald überwältigt wird;

und wieder Andere berichten, daß sie im Laufe die Beine und Kniesehnen des Büffels benagen und zerfleischen, bis er nicht mehr weiter kann und von dem Trupp getödtet wird. Wie dem auch sei, gewiß ist, daß die Wölfe viele der größten Büffel überwältigen, indem sie vermuthlich verschiedene Mittel in Anwendung bringen, um ihrer Meister zu werden, und darunter auch ohne Zweifel das letzterwähnte, denn ich selbst habe Büffel mit grausam zerfleischten Schenkelmuskeln gesehen, unstreitig eine Folge solcher Angriffe. Kälber werden stets Opfer der Raubgier dieser Wölfe. Wenn aber die Büffel in Heerden beisammen sind, vertheidigen sie ihre Jungen mit großer Tapferkeit.

Obgleich die Farbe dieses Wolfes in der Regel ein schmutziges Grau ist, so findet man doch zuweilen ganz weiße. Ich bin indessen der Meinung, daß die Verschiedenheit der Farbe hauptsächlich von dem Alter der Haare und zum Theil auch des Thieres selbst herkommt. Die wenigen weißen Wölfe, die ich gesehen habe, waren mager und dem Anscheine nach sehr alt. Es gibt auf den Prairien eine unermeßliche Anzahl solcher Wölfe. Oft sieht man sie der Spur von Karavanen, Gesellschaften und wandernden Indianerhaufen wochenlang in Schaaren nachziehen — nicht so fast um gleich dem Schakal Leichen auszugraben, wiewohl sie auch dies zuweilen thun, als um sich an den zurückgelassenen Gerippen der Büffel gütlich zu thun, welche so oft muthwillig und in großer Anzahl getödtet werden. Diese Fälle ausgenommen, sieht man sie selten, außer in der Nähe von Büffeln; wenn daher der hungrige Reisende Wölfen begegnet, so gibt ihm dies einige Hoffnung, daß sein Lieblingswild nicht ferne ist.

Ich habe nie gehört, daß diese Thiere, so raubgierig sie auch sind, ihre Angriffe auf Menschen ausdehnen, obgleich sie es wahr-

scheinlich thäten, wenn sie sehr hungrig wären und eine günstige Gelegenheit dazu hätten. Ich werde nicht so leicht ein Abenteuer vergessen, das mir an der Gränze von Missouri mit einem derselben zustieß. Als ich am Rande der Prairie ritt, gewahrte ich einen der größten und grimmigsten Wölfe von der grauen Art, der gerade von Westen her gekommen war und verzweifelt hungrig zu sein schien. Ich machte mich sogleich zu einer Hetze bereit, und da ich keine Waffen hatte, ergriff ich einen Knittel und begann tapfer den Angriff; doch, wie ich bald inne ward, war meine Sache viel besser als meine Ausrüstung. Der Wolf hatte indessen keine Lust zu fliehen, sondern kam mir kühn auf halbem Wege entgegen. Ich war bald entwaffnet, denn mein Knittel zerbrach auf dem Schädel des Thieres. Er schnappte nun nach den Beinen meines Pferdes, das an dem Kampfe kein Behagen fand, einen Satz machte, mich über seinen Kopf warf und die Flucht ergriff, mich und den Wolf im Handgemenge zurücklassend. Kaum war ich wieder aufgesprungen, als mein Gegner den Angriff erneuerte; da ich aber keine Waffe und keine Mittel besaß, ihm einen andern als einen eingebildeten Schrecken einzujagen, so nahm ich meinen großen schwarzen Hut ab, den ich wie einen Schild brauchte und gegen seinen aufgesperrten Rachen hin schwenkte. Meine Kriegslist hatte den gewünschten Erfolg: der Wolf machte einige Sprünge gegen mich, kehrte dann um, trabte etliche Schritte weg und hielt an, um mich anzustarren. Da ich besorgte, er möchte seine Gesinnung ändern und zum Angriffe umkehren, und mir bewußt war, daß mir der Vergleich am besten zu Statten kam, so nahm ich entschlossen — das Fersengeld, froh darüber, das Spiel unentschieden zu lassen, obgleich die Herausforderung von mir selber ausgegangen war.

Es gibt noch eine kleinere Gattung an der Gränze, der

Prairie-Wolf und von den Mexikanern Coyote*) genannt, der in den Prairien auch in ungeheurer Anzahl vorkommt. Er ist etwas kleiner als ein gewöhnlicher Hund, hat beinahe die Farbe des gemeinen, grauen Wolfes, und obwohl er eben so raubgierig ist wie die größere Art, scheint er doch zu feige zu sein, starkes Wild anzufallen. Er nährt sich daher von den Ueberresten der Büffel, welche die Jäger und die großen Wölfe getödtet haben, und überdies von kleinem Wilde, wie Hasen, Prairie-Hunde u. s. w., ja selbst von kriechenden Thieren und Insekten. Er kann stundenlang neben einem Hundeloch liegen und auf das Erscheinen des kleinen Thieres warten, das kaum hervorblickt, als der Feind schon darauf losstürzt.

Der Coyote ist der Schakal der Prairien genannt worden, und Einige haben ihn wirklich zu dieser Thiergattung gerechnet, doch, wie es scheint, mit Unrecht, da er weit weniger mit dem Schakal als mit dem gewöhnlichen Wolfe gemein hat. So lärmend aber auch der erstere sein mag, er kann doch den Prairie-Wolf nicht übertreffen. Gleich Bauchrednern lassen ein paar solcher Thiere ein Dutzend verschiedener Stimmen so schnell nacheinander hören, bellen, schnattern, kläffen, winseln und heulen in so mannigfaltigen Tönen, daß man ein ganzes Schock derselben

---

*) Canis latrans, eine Bezeichnung, die recht eigentlich für sein lärmendes Wesen paßt. Clavigero sagt von diesem Thiere: „Der Coyotel oder Coyote, wie die Spanier sagen, gleicht dem Wolfe an Gefräßigkeit, dem Fuchse an Schlauheit, dem Hunde an Gestalt, und in andern Eigenschaften dem Adive oder Schakel; deswegen haben ihn einige mexikanische Schriftsteller unter verschiedene dieser Gattungen gezählt; er ist jedoch unstreitig von allen verschieden u. s. w."

Unter uns bemerkt man eine ähnliche Neigung beinahe alle amerikanischen Thiere auf europäische Gattungen zurück zu füh-

in der Nähe glaubt. Dieser Lärm, wozu noch oft die langgezogenen, kläglichen Töne des großen Wolfes kommen, macht zuweilen eine Nacht in den Prairien wahrhaft scheußlich. Einige Jäger behaupten, daß sich der Coyote und der Hund zusammen paaren. Wie dem auch sei, es ist gewiß, daß die indianischen Hunde ein ungemein wolfartiges Ansehen haben.

Das Elenthier sowohl als das Rothwild kommt in ziemlicher Menge am Arkansas vor, bis hinauf zur Straße nach Santa Fe, aber von da westwärts werden beide sehr selten, denn diese Thiere ziehen nicht in die hohen Prairie-Ebenen. Weiter südlich jedoch, in den Prairien, welche die gestrüppreichen Nebenflüsse des Canadian und Red River begränzen, ist Rothwild außerordentlich häufig, und man sieht manchmal Heerden von Hunderten beisammen; allein in jenen südlichen Gegenden gibt es nur wenig Elenthiere.

An den obenerwähnten, dichtbewachsenen Strömen, so wie in den Cross-Timbers ist der schwarze Bär heimisch, der hauptsächlich von Eicheln und andern Früchten lebt. Die Reben und die Aeste der Zwergeichen und Pflaumenbüsche sind an einigen Stellen von den nach Früchten suchenden Bären so zerrissen und zerbrochen, daß ein Fremder glauben könnte, es habe ein heftiger Sturmwind unter ihnen gewüthet.

Jene Art Gazelle, die unter dem Namen Antilope bekannt ist, kommt auf den Hochebenen in sehr großer Anzahl vor. Obgleich dieses schöne Thier als ein Mittelglied zwischen dem Reh

---

ren, ungeachtet nur sehr wenige auf diesem Kontinente wirklich einheimische in allen Beziehungen mit jenen der alten Welt übereinstimmen. Es würde sicherlich der Reichthum und Wohlklang der Sprache befördert und die Unterscheidung der Gattungen erleichtert haben, wenn wir gleich den Mexikanern die indianischen Namen unserer Thiere beibehalten hätten.

und der Ziege betrachtet wird, so steht er doch der letztern bei Weitem näher. Es hat ungefähr die Größe und auch fast die Gestalt einer großen Ziege. Auch seine Hörner gleichen jenen der letztern, indem sie ebenfalls bleibend sind, aber sie stehen gerader auf und haben eine kleine, auf der Stirne vorragende Zinke. Die Grundfarbe dieses Thieres ähnelt einigermaßen der des gemeinen Rothwildes, es hat jedoch auf jeder Seite ein paar weiße Streifen.

Die Antilope zeichnet sich besonders durch ihre Schnelligkeit aus. Sie hüpft nicht wie das Reh, sondern streift auf dem Boden wie auf Schlittschuhen. Das rascheste Pferd wird sie selten einholen. Ich war einst Zeuge eines Versuches, eine Antilope zu fangen, die ein Hinterbein gebrochen hatte, aber sie kam unserm schnellsten „Büffelpferde" weit vor. Sie ist daher zu geschwind, als daß man sie hetzen könnte. Ich sah Hunde diesem Thier nachjagen, aber sie standen bald stille und kehrten um, gleich als schämten sie sich, so weit zurückgelassen zu werden.

Das Fleisch der Antilope ist wie Ziegenfleisch ziemlich grob und wird nur wenig geschätzt, daher gibt man sich auch nicht viele Mühe, sie zu fangen. Da diese Thiere eben so scheu als schnell sind, so lassen sie sich schwer jagen, außer man verlockt sie durch ihre Neugierde. Begegnen sie einem Fremden, so scheinen sie ihn ungern zu verlassen, bis sie ihn ganz ausgekundschaftet haben. Sie gehen oft rings um den Gegenstand ihrer Neugierde und kommen gewöhnlich immer näher und näher, bis sie in Schußweite sind — während sie oft stille stehen und ihn ansehen. Sie werden auch manchmal mit einem Scharlachmantel oder mit einem an das Ende des Ladstockes befestigten rothen Taschentuche gelockt, welches sie oft verleitet, bis in die Schußlinie des Jägers zu kommen. Dieses interessante Thier wird aber jetzt gleich dem Büffel innerhalb zweihundert Meilen von den Gränzen selten mehr gesehen, obgleich es nach den Berichten

früherer Reisenden einst die Gegenden östlich vom Mississippi besuchte.

Das Dickhorn (carnero cimarron), wie es die Mexikaner heißen, bei den Trappers auch unter den Namen Bergschaf bekannt) ist sehr häufig in der Kette der Felsengebirge, auch findet man es an den Ausläufern und Klippen der Hochebenen bei den Quellen des Cimarron (der daher seinen Namen hat), so wie auch in den Hochlandschluchten und andern Theilen dieser Gränzgebirge. Sein Fleisch soll vortrefflich sein, und wird von vielen Jägern dem Wildpret vorgezogen. Es ist größer als ein gewöhnliches Schaf, hat statt der Wolle bräunliches Haar — dunkler als das Rothwild, aber weißlich am Bauche. Merkwürdig sind seine großen schneckenförmig gewundenen Hörner, die in Gestalt und Krümmung jenen des Schafes gleichen, aber manchmal über drei Fuß lang sind und an der Grundfläche vier bis fünf Zoll im Durchmesser haben. *)

Das Dickhorn ist berühmt wegen seiner Gelenkigkeit und seiner Gewohnheit, sich zwischen den unzugänglichsten Bergklippen zu verbergen. Es scheint Vergnügen daran zu haben, am Rande der furchtbarsten Abgründe und überhängenden Klippen zu kauern und zu hüpfen und von Felsen zu Felsen zu springen, ohne auf die gähnenden, mehrere hundert Fuß tiefen Klüfte zu achten, welche sie trennen. Wenn es verfolgt wird, soll es, wie man mir versichert hat, nicht zaudern, von einer Klippe in ein mehr als hundert Fuß tiefes Thal hinunter zu springen, wo es sich auf seine ungeheuern Hörner fallen läßt und unver-

---

*) Herr Irving gibt folgendes Maß eines männlichen Thieres dieser Gattung: „Von der Nase bis zum Schwanze fünf Fuß; Länge des Schwanzes vier Zoll; Umfang des Leibes vier Fuß, Höhe drei Fuß acht Zoll u. s. w. S. **Rocki mountains, I. 48.**

letzt wieder auf die Beine kommt, denn der Nacken ist so dick und stark, daß er den heftigsten Stoß aushält, den das Gewicht des Thieres verursachen kann. Da es außerordentlich furchtsam ist, so wagt es sich selten in die Thäler hinab, sondern nährt sich und schläft auf solchen schroffen Felsen, die den Wölfen und andern Raubthieren unzugänglich sind. Dieses Thier scheint an Farbe, Gestalt und Hörnern Buffon's Moufflon, in seinen Gewohnheiten aber der Gemse ähnlich zu sein.

Bei Weitem das merkwürdigste und keineswegs das am wenigsten berühmte unter allen Thieren der Prairien ist jedoch der kleine Prairie-Hund. Dieser sonderbare Vierfüßler ist nur wenig größer als ein gewöhnliches Eichhörnchen, da sein Leib fast einen Fuß lang ist und der Schwanz drei bis vier Zoll mißt. Die Farbe geht von Braun in schmutziges Gelb über. Das Fleisch wird von den Reisenden oft gegessen, gilt aber nicht für schmackhaft. Die früheren Reisenden nannten dieses Thier das „bellende Eichhörnchen," das „Prairie-Eichhörnchen" u. s. w., Bezeichnungen, die dem Anscheine nach viel passender sind, als der gegenwärtig übliche Name. Sein Gebell, das dem eines kleinen Schoßhundes gleicht, möchte wohl seine einzige hündische Eigenschaft sein. Es scheint vielmehr zwischen dem Kaninchen und Eichhörnchen in der Mitte zu stehn, da es wie jenes sich nährt und einwühlt, und wie dieses hüpft, hin und her lauft, aufrecht sitzt und ziemlich ähnliche Töne hören läßt.

Der Prairie-Hund ist von einigen Naturforschern für eine Art des Murmelthieres (arctomys ludoviciana) gehalten worden; er scheint jedoch mit diesem Thiere nichts gemein zu haben als das Einwühlen. Einige haben allerdings vermuthet, daß er gleich dem Maulthiere während der kalten Jahreszeit im Winterschlaf liege und in „Long's Expedition" heißt es, daß die Prairie-Hunde, da sie den Winter in einem Zustande der Erstarrung zubringen, keine Vorräthe sammeln u. s. w.; allein dies

ist ohne Zweifel irrig, denn nach dem übereinstimmenden Zeugnisse verschiedener Personen, die im Winter auf den Prairien gewesen sind, kommen sie wie die Kaninchen und Eichhörnchen an milden Tagen aus ihrer Höhle hervor, und legen daher gewiß auch für den Winterbedarf einen Vorrath von „Heu" ein, da in der Nähe ihrer Städte selten etwas Anderes zu finden ist.

Ein Haufen ihrer Erdhöhlen ist von Reisenden eine „Hundestadt" genannt worden, die aus einem Dutzend bis zu einigen tausend Höhlen in derselben Gegend besteht und oft einen Flächenraum von mehreren Quadratmeilen einnimmt. Meistens wohnen sie auf festen trockenen Ebenen, die mit feinem kurzen Grase bedeckt sind, von dem sie sich nähren, denn sie sind ohne Zweifel ausschließlich pflanzenfressende Thiere. Selbst wenn rings herum langes grobes Gras wächst, scheinen sie es innerhalb ihrer „Straßen" zu zerstören, welche fast immer mit einer ihrem Gaumen zusagenden feinen Grasart bekleidet sind. Sie müssen nur wenig oder vielleicht gar kein Wasser brauchen, da ihre Städte oft, ja in der Regel mitten in den dürrsten Ebenen sich befinden — wenn wir anders nicht voraussetzen, daß sie unterirdische Quellen aufgraben. Wenigstens wühlen sie offenbar ungemein tief. Versuche, sie auszugraben oder durch Wasser aus ihren Höhlen zu treiben, sind meistens ohne Erfolg geblieben.

Wenn man sich einem „Dorfe" nähert, so sieht man die kleinen Hunde in den „Straßen" herumhüpfen, von Höhle zu Höhle gehen, als ob sie Besuche machten, zuweilen einige in Haufen beisammen, wie wenn sie Berathschlagungen hielten, hier das zarte Gras abweidend, dort ihre „Häuser" reinigend, oder den kleinen Hügel vor der Thüre kehrend — aber alle ruhig. Beim Anblick eines Fremden jedoch rennt jedes Thier zu seiner Wohnung, verweilt aber wohl vor dem Eingange und verbreitet den allgemeinen Lärmruf durch ein wiederholtes gellendes Gebell, wobei es gewöhnlich aufrecht sitzt. Fällt aber ein Schuß

oder kommt der Besucher zu nahe, so eilen sie in ihre Höhlen hinunter und lassen sich nicht mehr sehen, bis die Ursache des Schreckens verschwunden zu sein scheint.

Zwei andere Thiere sollen in Gemeinschaft mit den Prairie-Hunden leben — die Klapperschlange und eine kleine Eule; *) aber beide sind ohne Zweifel Eindringlinge, welche in diesen Erdhöhlen Zuflucht suchen und, wie man vermuthet, von den Jungen der Inwohner sich nähren.

Klapperschlangen sind auf diesen Ebenen außerordentlich häufig: sie werden zuweilen im Laufe einer Tagreise schockweise getödtet; doch scheinen sie sehr harmlos zu sein, denn ich weiß keinen Fall, daß sie einen Menschen gebissen hätten, obgleich es vorgekommen ist, daß sie sogar in die Betten der Reisenden kriechen. **) Maulthiere werden manchmal von ihnen gebissen, doch sehr selten, obgleich sie täglich über eine Menge hinweggehen müssen.

Der gehörnte Frosch, wie neuere Reisende ihn getauft haben, oder die gehörnte Eidechse, ***) wie frühere ihn richtiger nannten, ist das berühmteste und merkwürdigste Thier in den Ebenen. Gleich dem Prairie-Hunde findet man es nur

---

*) Man hat sie die Coquimbo-Eule genannt. Ihr Geschrei, natürlich oder nachgeahmt, gleicht sehr dem Kläffen des Prairie-Hundes.

**) Ich bin zwar nie Zeuge davon gewesen, aber man hat behauptet, daß Schlangen nicht über ein auf dem Boden gezogenes Haarseil kriechen, und daß daher ein solches eine gute Schutzwehr bildet, um dieses Gewürm von den Betten abzuhalten.

***) Runde Eidechse, wie man sie kunstgemäß genannt hat. Sie scheint eine Art des Kamäleon zu sein, da sie einigermaßen, wie wohl nur wenig, mit der Farbe wechselt.

in trockenen Gegenden, oft viele Meilen vom Wasser entfernt. Es lebt fast, wo nicht ganz, ohne zu trinken. Seine Nahrung besteht vermuthlich größtentheils aus Ameisen und andern Insekten, obgleich es sich viele Merikaner nicht nehmen lassen, daß das Kamäleon, wie sie es nennen, vive del aire — von der Luft lebt. Man hat es mehrere Monate erhalten, ohne daß es die geringste Nahrung zu sich nahm. Ich fing einst ein Paar auf den Ebenen im fernen Westen, die ich in eine Schachtel sperrte und in eine der östlichen Städte brachte, wo sie mehrere Monate aufbewahrt wurden, ehe sie starben, ohne daß sie Nahrung oder Wasser genossen hätten, obgleich ihnen beides wiederholt angeboten wurde.

Die Länge des gehörnten Frosches beträgt zwei bis fünf Zoll, der Leib ist wagerecht abgeflacht, eirund und in der Mitte ein bis zwei Zoll breit. Der Rücken ist schön bunt gefärbt, weiß und braun und zuweilen gelblich purpurfarbig. Der Bauch ist weiß und mit gelben Flecken bedeckt. Das Thier erhielt seinen Namen von einem Paar kleiner Hörner, die zu oberst auf dem Kopfe hervorstehen und zu denen noch andere kleinere hornartige Erhöhungen auf dem Kopfe und Leibe kommen. Es hat einen kurzen Schwanz, der ihm das Ansehen einer Eidechse gibt, und kann, so häßlich es aussieht, und so tückisch es sich manchmal geberdet, nach Belieben angefaßt werden, ohne daß man irgend etwas zu befürchten hat.

Da Vögel meistens die beholzten Gegenden lieben, so findet man auf den Ebenen nur wenige Arten davon. In den Cross-Timbers und überhaupt an allen bewachsenen Bächen, besonders im Süden, gibt es eine Menge wilder Truthähne, die man oft in großen Heerden durch die angränzenden Prairien ziehen sieht. Jene Art des amerikanischen Haselhuhns, die im Westlande den Namen Prairien-Huhn führt, kommt an der Gränze sehr häufig vor, und ist im Herbste den Getreidefeldern

auf den Prairien sehr verderblich. Man sieht diesen Vogel selten weiter als zweihundert Meilen jenseits der Gränze. Das Nämliche gilt von den Rebhühnern, die aber außer dem Umkreise der Ansiedelungen sich überall nur in geringer Anzahl finden. An den Flüssen gibt es verschiedene Arten von Gänsen und Enten, so wie auch den Sandhügel- und den weißen Kranich, ebenso schaarenweise eine Art des Regenpfeifers und des Brachvogels. Rechnet man noch die Habichte und Raben dazu, die man in großer Menge sieht, so hat man die meisten Vögel der Prairien beisammen. Schaaren der Letztern folgen der Spur von Karavanen noch unabläßiger als die Wölfe.

Die Biene gilt bei den westlichen Uransiedlern sprüchwörtlich als die Vorläuferin der anglo-amerikanischen Bevölkerung, und wirklich haben auch die Ureinwohner an der Gränze diese Ansicht meistens bestätigt, denn sie pflegten zu sagen, sie wüßten, daß die Weißen nicht weit entfernt wären, wenn die Bienen sich bei ihnen sehen ließen. Dieses theilweise Zusammentreffen hat, wie ich vermuthe, darin seinen Grund, daß die Wanderung der Bienen westwärts mit der Wanderung der Ansiedler fast gleichen Schritt hält. Bis jetzt scheint man noch keine Honigbienen weiter westlich als bis zum Felsengebirge gefunden zu haben. Sie sind jedoch bis auf eine Entfernung von zwei bis dreihundert Meilen westlich von den Gränzen von Missuri und Arkansas zerstreut, wo es Gehölze gibt, die ihnen eine passende Stätte darbieten. Auf der Straße nach Santa Fe hat man jenseits Council-Grove nur wenige gefunden.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ureinwohner von Amerika.

Indianische Kosmogonie. — Ueberlieferungen von ihrem Ursprung. — Uebereinstimmung in den religiösen Ansichten. — Verehrung der Sonne. — Glauben der Shawnees. — Anekdote von Tecumseh. — Sagenhafte Uebelieferungen. — Missionäre und Erfolge der Katholiken. — Der Indianerhimmel. — Begräbnißgebräuche. — Alte Berichte. — Leichen auf Gestellen. — Aberglaube und Zauberei. — Indianische Philosophie. — Vielweiberei und andere eheliche Verhältnisse. — Abscheu vor Ehebruch. — Charakterverschiedenheit. — Indianische Gastfreundschaft. — Züge von alten Asiaten. — Namen. — Verwandtschaft der verschiedenen Stämme. — Furchtbare Verminderung der Indianer.

Man wird von einem Werke, das so wenig Ansprüche auf wissenschaftliche Genauigkeit und Vollständigkeit macht, kaum erwarten, daß die Bemerkungen, die ich meinem Plane zufolge in Betreff der Urbewohner des westlichen Amerika machen muß, kunstverständig oder umfassend sein sollen. Ich fühle jedoch, daß es ein Gegenstand ist, den ich nicht ganz außer Acht lassen darf. Ich habe so viele Gelegenheiten gehabt, von dem Charakter und den Sitten der westlichen Indianer Kenntniß zu erlangen, daß ich glaube, eine kurze Nachricht von denselben werde einem Theile meiner Leser einigermaßen neu und nicht ganz unanziehend sein. In dieser Voraussetzung gedenke ich auf den

folgenden Blättern solche Thatsachen aufzuzeichnen, die am wenigsten bekannt zu sein und nach meiner unmaßgeblichen Meinung frühere Mittheilungen zu bekräftigen scheinen. In dieser Absicht werde ich in dem vorliegenden Kapitel diejenigen Charakterzüge der Ureinwohner im Allgemeinen darstellen, welche die bemerkenswerthesten scheinen, und in den folgenden die Aufmerksamkeit des Lesers auf manche Eigenschaften lenken, welche die auffallendsten Unterschiede zwischen ihnen bilden.

Meines Wissens ist noch nie ein Urvolk entdeckt worden, das sich nicht geheimnißvolle Voreltern von mythischer Beschaffenheit beigelegt hätte. Es ist anziehend, das Uebereinstimmende und Abweichende bei diesen verschiedenen Systemen zu betrachten. Obgleich manche Stämme, die in häufigem Verkehr mit den Weißen gestanden sind, in ihre Kosmogonie viel von der mosaischen Erzählung aufgenommen haben, so daß es jetzt oft schwierig ist, das Ursprüngliche von dem Entlehnten genau zu unterscheiden, so haben doch alle amerikanisch-indischen Stämme ihre Ueberlieferungen über diesen Gegenstand mehr oder weniger beibehalten. Die alten vollblütigen Choctaws z. B. erzählen, daß der Erstling ihres Stammes aus einer Höhle im Nunnewaya- oder Bending-Gebirge im Gebiete der alten Nation östlich vom Mississippi hervorgegangen sei; allein die jungen Leute und die Stammgenossen von vermischtem Blute halten auf diese Ueberlieferung nicht viel. Der genaue Bericht über diesen angeblichen Ursprung läßt sich jetzt nicht leicht mehr erhalten; einen Begriff davon kann aber eine verwandte Sage unter den Mandan-Indianern geben, die uns von Levis und Clark erhalten worden ist und folgendermaßen lautet.

„Das ganze Volk wohnte in einem großen Dorfe unter der Erde, nahe bei einem unterirdischen See: ein Weinstock streckte seine Wurzeln bis zu ihrer Wohnung hinab und ließ das Licht zu ihnen eindringen. Einige der Kühnsten erkletterten den Wein-

stock und waren erfreut über den Anblick der Erde, die sie mit Büffeln bedeckt und reich an Früchten jeder Art sahen. Als sie mit den Trauben zurückkehrten, welche sie gepflückt, fanden ihre Landsleute an dem Geschmacke derselben so großes Behagen, daß das ganze Volk beschloß, seinen traurigen Aufenthalt mit den Reizen der Oberwelt zu vertauschen. Männer, Weiber und Kinder kamen mit Hilfe des Weinstocks hinauf; als aber ungefähr die Hälfte des Volkes die Oberfläche der Erde erreicht hatte, brach eine beleibte Frau, die am Weinstocke emporkletterte, denselben mit ihrem Gewicht und versperrte sich selber und dem Ueberreste des Volkes das Licht der Sonne."

Außer den Mandans scheinen noch andere benachbarte Stämme ziemlich ähnliche Ansichten über ihren Ursprung zu hegen. Ein älterer Reisender erzählt, die Osages glaubten, daß ihre Voreltern von einer Schnecke abstammten, die, Mensch geworden, die Tochter eines Bibers heirathete, woraus das gegenwärtige Geschlecht entsprang.

Die Aehnlichkeit der amerikanischen Indianer unter einander zeigt sich jedoch nirgends auffallender als in ihren religiösen Meinungen. Sie scheinen keine bestimmten Glaubensbekenntnisse zu haben: es gibt jedoch nur sehr wenige, die sich nicht zu dem Glauben an eine Art erster Ursache bekennen — einen großen Geist, einen Herrn des Lebens, der die Geschicke der Welt regiert. Obgleich die verschiedenen Völker zur bildlichen Darstellung ihrer Gottheit nicht immer die nämlichen Gegenstände gewählt haben, so scheinen doch die meisten darin übereingekommen zu sein, der Sonne ihre Verehrung zuzuwenden. „Nach dem Virachocha oder ihrer höchsten Gottheit," sagt Pater Acosta von den Indianern in Peru, „beten die Ungläubigen am häufigsten die Sonne an." Viele mexikanische Stämme *) bekann-

*) Clavigero erzählt von den Indianern in Mexiko, daß sie ihren

ten sich zu dem nämlichen Glauben, besonders diejenigen, welche Neu-Mexiko bewohnten, wie bereits erwähnt wurde. Auch unter den Comanches und andern wilden Stämmen der Prairien scheint er der vorherrschende zu sein, und die Choctaws so wie mehrere Gränzstämme haben, wie aus manchen Umständen hervorgeht, der Sonne wenigstens große Verehrung bewiesen.

Unter allen Indianer-Stämmen scheint keiner der „Quelle des Lichts" so ausschließlich die Eigenschaften der Gottheit zugeschrieben zu haben wie die Shawnees. Sie sagen und haben darin nicht ganz Unrecht, daß die Sonne Alles belebt und deshalb offenbar die Herrin des Lebens oder der große Geist sei, und daß alle Dinge ursprünglich aus dem Schooße der Erde hervorgehen, daß sie daher die Mutter der Schöpfung sei. Die folgende Anekdote, welche mir von einem glaubwürdigen Gentleman erzählt wurde und bei Gelegenheit der Zusammenkunft Tecumseh's mit dem General Harrison ins Publikum kam, trägt eben so sehr zur Erläuterung der religiösen Meinung der Shawnees bei, als sie für den Stolz und unabhängigen Sinn dieses berühmten Shawnee-Häuptlings bezeichnend ist. Der General, welcher Tecumseh zu einem Gespräche eingeladen hatte, bat ihn, sich zu setzen und sagte: „Kommt her, Tecumseh, und setzt Euch zu Eurem Vater." „Du mein Vater?" erwiederte der Häuptling mit finsterer Miene „nein, die Sonne dort ist mein Vater (dabei zeigte er auf sie) und die Erde ist meine Mutter; darum will ich mich auf ihren Schooß setzen" — und bei diesen Worten setzte er sich nach der Sitte der Indianer auf den Boden. *)

---

ersten Himmel, den für die Krieger u. s. w. bestimmten, „la casa del sol" (das Haus der Sonne) nannten, welches Gestirn sie jeden Morgen beim Aufgang desselben anbeteten.

*) Ich habe seitdem die nämliche Erzählung ihrem wesentlichen Inhalte nach im Buche des Hrn. Schoolcraft angetroffen.

Obgleich jedoch die Shawnees die Sonne als das Bild, wenn nicht als das Wesen des großen Geistes betrachten, so glauben doch viele auch an einen bösen Geist, der alle Arten böser Dinge hervorbringt, um jenen entgegen zu wirken, die der gute Geist schafft. Als z. B. der letztere ein Schaf, eine Rose, heilsame Kräuter u. s. w. geschaffen hatte, setzte ihnen der böse Geist einen Wolf, einen Dornstrauch, giftige Pflanzen u. s. w. entgegen. Sie scheinen auch an eine Art Fegefeuer zu glauben, worin die Seelen der Lasterhaften geläutert werden, bevor sie in ihr Paradies eingehen.

Der Gottesdienst aller Ureinwohner scheint hauptsächlich im Schmausen und Tanzen zu bestehen. Ein würdiger Missionär unter den Shawnees erzählte mir die folgende Sage, welche ihre Begriffe von einer andern Welt und die Einrichtung ihres Gottesdienstes erklärt, und zugleich als Probe der Ueberlieferungen vieler anderer Stämme dienen kann.

Vor Zeiten, sagen die Shawnees, lebte einmal ein frommer Bruder und eine zärtliche Schwester, die einander ungemein liebten. Da begab es sich, daß die Schwester erkrankte und starb und in die Welt der Geister geführt wurde. Der gute Bruder war untröstlich und weigerte sich eine Zeitlang zu essen und zu trinken oder irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen: er wünschte seiner geliebten Schwester zu folgen. Endlich beschloß er, sie aufsuchen zu gehen, und begann nach der Gegend hin zu wandern, wo die Sonne untergeht. Indem er Tage und Monate lang beständig den nämlichen Weg verfolgte, kam er endlich dorthin, wo Himmel und Erde sich berühren, und als er eine Oeffnung fand, stieg er in die obern Räume hinauf. Er nahm nun seine Richtung nach der aufgehenden Sonne und setzte den Weg über den Wolken fort, bis er zur Wohnung seines Großvaters kam — was blos ein anderer Name für einen der guten

Geister zu sein scheint. Dieser Weise, der seine Absicht kannte, gab ihm „Arznei," um ihn in einen Geist zu verwandeln, damit er durch die himmlischen Höfe wandern könnte. Er gab ihm auch Anweisungen, wie er sich ferner benehmen sollte, und wo er seine Schwester finden würde. Er sagte, sie würde bei einem Tanze sein, und wenn sie aufstehen wollte, um an der Lust Theil zu nehmen, so müßte er sie ergreifen und in der Höhlung eines Rohres verbergen, mit dem er versehen war, und die Oeffnung mit dem Ende seines Fingers bedecken.

Nach einer beschwerlichen Wanderung durch das Land der Geister fand der Bruder seine Schwester und verschloß sie, wie ihm vorgeschrieben war. Er kehrte mit seiner Bürde zur Wohnung des Großvaters zurück, der ihm eine andere Arznei gab, um sie Beide wieder in körperliche Wesen zu verwandeln, damit sie zu ihren Brüdern auf der Erde zurückkehren könnten. Der Weise erklärte ihnen auch die Geheimnisse des Himmels und die heiligen Gebräuche des Gottesdienstes, damit sie ihren Stamm darin unterrichten könnten. Als sie aufbrechen wollten, sagte ihnen der ehrwürdige Geist, der Weg, den der Bruder eingeschlagen habe, sei ein großer Umweg und es gebe einen viel nähern; hierauf öffnete er eine Fallthüre im Himmel und sie erblickten ihr heimatliches Dorf gerade unter sich. So stieg das gute Geschwisterpaar hinunter, und als sie nach Hause kamen, wurde ein großes Fest angerichtet, verbunden mit einem feierlichen Tanze, den Belehrungen des Großvaters gemäß. So entstanden, wie sie sagen, die jetzt üblichen heiligen Tänze und die übrigen religiösen Gebräuche.

Da sie glaubten, der Indianer-Himmel sei von jenem der Weißen abgesondert und wesentlich verschieden, und nicht wünschen, daß ihr Volk getrennt werde, so hat dies oft einen ernstlichen Widerstand gegen die Bemühungen der Missionäre ver-

ursacht.*) In der Absicht, ihren Maßregeln entgegen zu arbeiten, führte ein bekannter antichristlicher Weiser vor einigen Jahren folgende Posse auf. Dieser Weise war sehr krank (wie die Indianer sagen), starb dem Anschein nach und wurde steif und kalt, bis auf einen einzigen Fleck auf seiner Brust, der noch Lebenswärme behielt. In diesem Zustand blieb er einen Tag oder

---

*) Bei den Shawnees gibt es vier Missionen, nämlich Methodisten, Baptisten, mährische Brüder und Quäcker. Auch unter den Gränzstämmen befinden sich Missionäre verschiedener Sekten, deren Bemühungen nicht ganz ohne Erfolg geblieben sind. Es gibt, wie ich glaube, nur eine katholische Mission an der Gränze, und zwar unter den Potawatomies, von denen ungefähr tausend diesen Glauben angenommen haben. Die Bestrebungen der katholischen Missionäre scheinen jedoch bessern Erfolg gehabt zu haben, als die der andern Glaubensgenossen. So ist es in Mexiko, so in Canada und so scheint es überall zu sein, wo sie die Bekehrung der Heiden übernommen haben. Ich will damit nicht sagen, daß dieses Ergebniß einem innern Vorzuge ihrer Religion zuzuschreiben sei, sondern ich glaube der Grund davon sei in ihren eigenthümlichen Formen und Gebräuchen zu suchen. Der Prunk ihres Gottesdienstes, die handgreifliche Darstellung der göttlichen Geheimnisse mit Hülfe von Bildern paßt besser zu dem ursprünglichen Gottesdienste der Indianer als ein geistigerer Glaube. Die Katholiken sind in der That so schlau gewesen, den Indianern, wenigstens in einigen Gegenden, zu gestatten, viele ihrer eigenen heidnischen Feierlichkeiten mit den geheiligten, christlichen Gebräuchen zu verbinden, wodurch ein seltsamer Mischmasch von römisch katholischem und heidnischem Gottesdienst entsteht, was besonders in Mexiko der Fall ist. Auch halten sie die minder strengen Glaubensformen der Katholiken keineswegs von ihren gewöhnlichen Lieblingsbelustigungen, ja Lastern ab. Daher kommt es, daß manchmal ganze Stämme auf einmal diesen berückenden Glauben annehmen.

länger, und als er nach und nach wieder athmete und ins Leben zurückkehrte, rief er seine Freunde zu sich und erzählte ihnen, was ihm begegnet war. Er war in den indianischen Himmel gestiegen, und beschrieb ihn, wie gewöhnlich, als ein reizendes Land, mit allen Arten Wild und Allem, was ein Indianer wünschen kann, überflüssig versehen. Hier begegnete er seinem Großvater, der zu ihm sagte: „Es ist nothwendig, mein Sohn, daß du auf die Erde zurückkehrst, und deine Brüder vor den Gefahren warnst, die auf sie warten. Sage ihnen, sie sollen sich vor der Religion der Weißen hüten: jeder Indianer, der dieselbe annimmt, muß den Weg zu dem Himmel der Weißen antreten, aber dennoch wird kein rother Mann dort hineingelassen, sondern muß auf immer umher wandern, ohne eine Ruhestätte zu erreichen."

Die Uebereinstimmung der Begriffe, welche die verschiedenen Stämme von einem zukünftigen Leben und dem Stande der Geisterwelt haben, scheint noch viel allgemeiner zu sein. Sie stellen sich den Himmel nur als eine andere vollkommnere materielle Welt vor, doch dieser ähnlich, eine Art Elysium, oder Paradies — ein gutes wildreiches Jagdgebiet, einen Ort, wo sie alle ihre Lebensbequemlichkeiten erlangen, ohne sich dafür zu bemühen. Sie scheinen dieses Elysium gemeiniglich „über dem Himmel" zu vermuthen, den sie für ein festes Gewölbe halten. Es ist, als ob sie sich in ihrer ursprünglichen Barbarei unmöglich ein geistiges Dasein oder eine von der sie umgebenden ganz verschienene Welt denken könnten.

Pater Jennepin, der um das Jahr 1680 schrieb, erzählt, die nördlichen Indianer hätten ihn über die Lebensweise im Himmel gefragt und fährt fort: „Als ich erwiederte, man lebe dort ohne Essen oder Trinken, sagten sie: Wir wollen nicht hingehen, weil wir nicht essen sollen, und als ich beifügte, Nahrung werde

dort nicht nöthig sein, schlugen sie sich zum Zeichen der Verwunderung mit den Händen auf den Mund und riefen: Du bist ein großer Lügner! kann denn irgend etwas leben, ohne zu essen?"

Ich habe unter verschiedenen Stämmen ähnliche Meinungen geradezu aussprechen gehört, und brauchten wir weitere Zeugnisse, so könnten einige ihrer Begräbnißgebräuche ihre Begriffe von einem künftigen Zustande andeuten. Die Cherokees, Choctaws, Creeks, Kansas und verwandte Stämme sammt vielen andern oder vielleicht den meisten an der Gränze haben die Gewohnheit, das werthvollste Eigenthum der Todten und viele Lebensbedürfnisse mit ihnen zu begraben. „Ihr ganzes Eigenthum wurde mit ihnen begraben." *) sagt ein verständiger Cherokee in einigen handschriftlichen Bemerkungen über seine Vorfahren, die in meinem Besitze sind, und glaubwürdige Leute haben mir erzählt, es wären, so lange sie sich erinnern können, bei diesen Leichenbegängnissen mit den Todten Lebensmittel, Salz und andere Bedürfnisse für ihre lange Reise begraben worden.

Unter den Prairie-Indianern gibt es nur sehr wenige, die nicht etwas dieser Art in Ausübung bringen: einige tödten die Lieblingsjagdpferde des Todten und legen seine Waffen u. s. w. zu ihm in's Grab, damit er sie auf der Jagd brauchen könne, wenn er in dem „glücklichen" Jagdgebiet ankommt. Den Berichten Kapitän Connevilles und anderer Reisenden zufolge geschieht dies auch bei einigen, wenn nicht bei allen Eingebornen jenseits der Felsengebirge. Von den Navajos, Apaches und andern nicht katholisch gewordenen Stämmen des nördlichen Mexiko wird das nämliche erzählt.

---

*) Adair, der vor 1775 vierzig Jahre unter den südlichen Indianern wohnte, erzählt das nämliche von ihnen allen.

Peter Martyr, ein gelehrter und berühmter protestantischer Geistlicher, der seine „Decades of the Newe Worlde“ um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts schrieb, bemerkt; „Wenn in vielen Gegenden des Festlandes einer der Könige stirbt, tödten sich alle seine Dienstboten, sowohl Weiber als Männer, die beständig bei ihm in Diensten gewesen sind, indem sie glauben, wie der Teufel Tuyra sie gelehrt hat, daß diejenigen, welche sich selber tödten, wenn der König stirbt, mit ihm in den Himmel kommen und ihm in der nämlichen Stelle und Eigenschaft dienen werden, wie sie dies früher auf Erden thaten, während er lebte,*) und sie glauben, daß Alle, welche sich weigern, dies zu thun, wenn sie nachher eines natürlichen Todes oder auf andere Weise sterben, dadurch gestraft werden, daß ihre Seelen mit ihren Leibern sterben und in Luft aufgelöst und vernichtet werden, wie die Seelen der Schweine, Vögel oder Fische und anderer unvernünftigen Thiere.**) Das Dasein eines ähnlichen Gebrauches unter den Anwohnern des Mississippi im Jahre 1542 wird durch Herrera bestätigt, der erzählt, daß, als Fernando de Soto gestorben war und seine Gefährten sich westwärts gewendet hatten, ein junger Mann zu ihnen kam, der nach seiner Angabe entflohen war, um nicht mit seinem verstorbenen Herrn be-

---

*) Auch Clavigero spricht von einem ähnlichen Glauben und Gebrauche unter den Indianern in Mexiko, besonders bei den Leichenbegängnissen der Könige und fügt hinzu: „Die Zahl der Opfer entspricht der Großartigkeit des Begräbnisses und beläuft sich nach einigen Schriftstellern zuweilen auf zweihundert.“

**) Ausgabe von 1555 aus dem Lateinischen übersetzt. S. 181. An einer andern Stelle sagt der Schriftsteller, sie begraben Korn u. s. w. mit den Verstorbenen zu ihrem Gebrauche in der andern Welt.

graben zu werden, wie dies in seinem Lande gebräuchlich war. Reisende, die von den obern Seen des Mississippi kamen, sprechen von ähnlichen Gewohnheiten, die in frühern Zeiten unter den Stämmen dieser Gegend herrschten.

Sie glauben, wie es scheint, daß alle Dinge, sowohl die belebten als die leblosen, Thiere, Waffen, Schmuck u. s. w. unsterbliche Eigenschaften besitzen, die ihnen die Auferstehung in der Welt der Geister sichern. Wenn indessen ihre Beweggründe durch die bestimmten Hindeutungen auf ihre Ansichten von der Zukunft nicht so deutlich bezeichnet würden, so könnten wir vermuthen, wie es häufig behauptet wird, das Begraben von Eigenthum, Sklaven u. s. w. mit dem Verstorbenen gelte blos als ein Zeichen von Ehrerbietung, was freilich nicht viel unvernünftiger ist als unsere Gewohnheit, kostbare Schmucksachen und Anhängsel mit den Todten zu begraben.

Einige der von den amerikanischen Ureinwohnern angenommenen Begräbnißgebräuche sind, wie ich glaube, von jenen aller andern Völker verschieden.

Obgleich selbst die wildesten Stämme die Beerdigung zuweilen in gewöhnlichen Gräbern vornehmen, wie sie bei gesitteten Völkern üblich sind, so legen sie doch ihre Todten häufig in sitzender und sogar in aufrechter Stellung in Gruben, Höhlen und hohle Bäume, und manchmal stellen sie den Leichnam auf Gestellen zur Schau, die an Baumzweigen befestigt sind oder auf denselben ruhen, wo es sich in solcher Weise thun läßt, daß ihm die Wölfe und andere wilde Thiere nicht beikommen können.

Als ich einst mit einer kleinen Karavane am Arkansas hinaufzog, wurden wir plötzlich bei anbrechender Nacht von einem Gewittersturm überrascht und brachten unsere Wagen so schnell als möglich an das Ufer, um unser Lager aufzuschlagen. Kaum hatten wir in größter Eile das Zugvieh ausgespannt und in Sicherheit gebracht, damit es nicht vom Sturme aufgescheucht

würde, so bemerkten wir über unsern Köpfen an den Zweigen eines Baumwollenbaumes befestigtes Gestelle, auf dem wir bei näherer Untersuchung eine Indianer-Leiche fanden, von deren Beinen sich das in Fäulniß gerathene Fleisch noch nicht abgelöst hatte!

Dieser Gebrauch, die Todten aufzubewahren, scheint einst sehr verbreitet gewesen zu sein, denn er herrschte nicht nur in den westlichen Prairien, sondern auch unter den Potawatomies im Norden und den Choctaw's im Süden, wenigstens auf ihren Wanderzügen. In diesem Falle ließ man, wenn es möglich war, einige alte Männer zurück, „Knochennager" genannt, welche die Gebeine, nachdem das Fleisch abgefault war, reinigen und in das Dorf zur Beerdigung bringen mußten.

Barbaren sind gewöhnlich äußerst abergläubisch und glauben an Kobolde, Zauberei, Gaukeleien und Mummereien aller Art. *)

---

*) Die Indianer wußten den leichtgläubigen Reisenden vor Zeiten oft die Meinung beizubringen, daß sie in unmittelbarer Verbindung mit Satan ständen. Der gelehrte Geistliche Peter Martyr hat ein ganzes Kapitel „Von dem Verkehr, den gewisse Indianer mit dem Teufel treiben, und wie sie von ihm Auskunft über zukünftige Dinge bekommen," geschrieben, und kommt mit großer Ernsthaftigkeit zu dem Schlusse, „daß der Teufel als ein so alter Astronom die Zeiten der Ereignisse wisse und sehe, wie sie sich natürlich begeben." Auch führt er zahlreiche Beispiele an, wie der böse Geist seinen Dienern den Zauberern die „Zeiten der zukünftigen Dinge" offenbart habe. Noch im Jahre 1721 sagt Pater Charlevoix in vollem Ernste, ein Beispiel, das er erzählt, und viele andere, „die ihm bekannt und eben so gewiß seien, beweisen, daß der Teufel zuweilen bei den Zaubereien der Wilden betheiligt sei." Die Choctaws und vielleicht einige andere Stämme pflegten Zauberei mit aller Strenge unserer eigenen Vorfahren zu bestrafen

Wie manchen Großmüttern unter den Hinterwäldern, macht es ihnen die größte Freude, die außerordentlichen Erscheinungen, Wanderungen u. s. w. zu erzählen, wovon sie angeblich selber Zeugen gewesen sind. Nichts ist für ihren Glauben zu ungereimt. So versicherte mir einst, um viele andere Fälle ähnlicher Art zu übergehen, ein verständiger Potawatomie, er sei Zeuge von dem Tode eines seiner Stammgenossen gewesen, der wahrscheinlich bei einem unerlaubten Abenteuer einen Messerstich in die Seite bekommen hatte; und da seine Freunde nicht wußten, wie er verwundet worden, so wurde allgemein erzählt und geglaubt, er wäre aus ihrer jetzigen Heimat an der Gränze von Missuri zur „alten Nation" in Michigan gegangen, hätte dort einen Feind vergiftet, den tödtlichen Stich erhalten, sei zurückgekehrt und gestorben, Alles an einem Tage.

Sagt man einem Indianer, solche Dinge seien ungereimt und unmöglich, so pflegt er zu antworten: „Es kann bei dem weißen Manne so sein, aber wie wißt ihr, daß es beim Indianer unmöglich ist? Ihr erzählt uns viele seltsame Dinge, die euren Vätern begegnet sind — wir widersprechen ihnen nicht, obwohl wir glauben, daß solche Dinge dem rothen Manne nie hätten begegnen können." Oder sie erwiedern vielleicht, wie einst dem Pater Hennepin in einem ähnlichen Falle: „Pfui, du weißt nicht, was du sagst; du magst wissen, was in deinem

---

und brachten arme Geschöpfe bei dem geringsten Verdachte einer Beschäftigung mit der schwarzen Kunst ums Leben. Doch ist diese Barbarei jetzt durch ihre verbesserten Gesetze verboten. Die rohern Stämme haben aber noch immer ihre Beschwörer und Arzneimänner, die sich mit Weissagungen und geheimnißvollen Gebräuchen abgeben, woraus mit Hinzurechnung der Tänze der größte Theil ihres Gottesdienstes besteht.

eigenen Lande geschehen ist, denn deine Vorfahren haben dir davon erzählt; aber du kannst nicht wissen, was in unserem Lande geschehen ist, bevor die Geister (d. h. die Europäer) dahin kamen."

In ihren Heirathsgebräuchen findet sich gleichfalls eine Aehnlichkeit unter den meisten amerikanischen Wilden. Vielweiberei scheint einst allgemein gewesen zu sein und ist es, wie ich glaube, noch immer unter den ungesitteten Stämmen. Jeder Mann nimmt so viele Weiber, als er bekommen kann oder zu ernähren im Stande ist. Die Squaws lassen sich jedoch die Vielheit um so lieber gefallen, als sie dadurch mehr Gehülfinnen bei ihren Arbeiten erhalten. Die Vielweiberei scheint unter diesen Wilden in der That keine ganz unpassende Einrichtung zu sein. Wenigstens findet sie Entschuldigung bei einem so kriegerischen Volke, das in seinen beständigen Kämpfen so viele Männer verliert, wodurch ein großer Ueberschuß an Weibern entsteht und bei dem die Pflichten dieser letztern so zahlreich und schwer sind.

Der Gebrauch, Weiber zu kaufen oder wenigstens ihren Verwandten große Geschenke zu machen, war stets üblich, und besteht jetzt noch nicht nur unter den roheren, sondern auch bei vielen der zum Theil gesitteten Völkerschaften. Doch ist, trotz ihrer Verderbtheit in andern Beziehungen, ein Umstand bei ihren Verheirathungen wirklich bemerkenswerth. Alle neuern Beobachter scheinen darin mit den alten Schriftstellern übereinzustimmen, daß sie die Blutschände allgemein verabscheuen. Die Creeks bestrafen eine Heirath zwischen Vettern mit Ohrabschneiden. Die Cherokees durften sogar (einer handschriftlichen Ueberlieferung zufolge, die ich von einem einsichtsvollen Mitglied ihres Stammes habe) bei Todesstrafe nicht in ihre eigenen Clans (Sippschaften) heirathen, und ihre Clane selbst vollzogen die Hinrichtung. Obgleich die Indianer die Heirathen unter Blutsverwandten so strenge verbieten, so ist es doch bei vielen Stämmen anders bei

Verbindungen mit Verschwägerten. Die Otoes, Kansas und andere verwandte Völker heirathen nicht nur mehrere Schwestern, sondern auch die Weiber ihrer verstorbenen Brüder; dies letztere scheinen sie in der That als eine Pflicht zu betrachten, damit die verwaisten Kinder des Bruders nicht ohne einen Beschützer seien. *)

Obgleich man den Ureinwohnern der Neuen Welt vor allen andern ungesitteten Völkern die meiste Grausamkeit und Rachsucht gegen ihre Feinde zuschreibt, herrscht doch in dieser Beziehung eine große Verschiedenheit unter ihnen. Die Indianer an den Küsten des stillen Meeres sowohl als die meisten Stämme in Mexiko waren stets sanfter und friedfertiger als die der Vereinigten Staaten. Deßhalb stießen die Spanier bei ihren Eroberungen auch nicht auf jenen furchtbaren Widerstand, der ihnen unter den feurigen Stämmen in Florida entgegentrat, oder jene rastlose und verzweifelte Feindseligkeit, welche die Anglo-Amerikaner bei ihren ersten Ansiedlungen in vielen Theilen der Vereinigten Staaten erfuhren.

Ein gemeinsamer Zug aber, durch den sich alle westlichen Stämme auf gleiche Weise auszeichnen, ist Gastfreundschaft gegen Fremde. Der Reisende, welcher auf ihre Milde angewiesen ist, wird von ihnen fast überall mit der größten Freundlichkeit aufgenommen und behandelt, und obwohl sie ihn vielleicht bis auf die Haut ausplündern und sogar sein Leben in Gefahr setzen, wenn er Mißtrauen gegen sie zeigt oder seine Habseligkeiten zu verbergen sucht, so ist doch sein Eigenthum in der Regel sicher,

---

*) Clavigero sagt von den Indianern in Mexiko: „Es war jede eheliche Verbindung zwischen Verwandten und Verschwägerten des ersten Grades strenge verboten, ausgenommen zwischen Schwägern.

sobald es unter ihrer Obhut ist: sie scheinen eine Verletzung des Vertrauens als eines der größten Verbrechen anzusehen.

Unter den wilden Stämmen sowohl als unter den meisten unverderbten Gränz-Indianern gilt es nicht nur für eine Handlung der Gastfreundschaft, sondern für eine nothwendige Höflichkeit, einem Freunde und sogar einem Fremden unmittelbar nach seiner Ankunft in einem Lager oder einer Hütte Speise vorzusetzen, und eine Weigerung, etwas davon zu genießen, wird als ein Zeichen von Unfreundlichkeit, ja als eine Beleidigung gegen die Familie betrachtet. Es kostet den Reisenden oft viele Ueberwindung, sich in dieser Rücksicht das Wohlwollen ihrer Wirthe zu bewahren, besonders bei den Prairie-Indianern. Wer in Sachen der Nahrung nur im Mindesten ekel ist, wird es schwer finden, Speisen aus einem schmierigen Hornlöffel zu genießen, den jeder Junge in Händen gehabt hat, und dann aus einem Topfe zu löffeln, der allen Kindern und jungen Thieren der Hütte gemeinschaftliche Dienste leistete, oder von einem Stücke Fleisch zu essen, das in eine moderige Haut oder in eine noch schmutzigere Decke gewickelt war. Und doch würde selbst eine Entschuldigung, daß man bereits ein halb Dutzend Mal zu Mittag gegessen, das Verletzende einer Weigerung kaum mildern. Besucht man im Laufe eines Tages auch fünfzig Hütten, so muß man in jeder etwas zu sich nehmen.

Das indianische Häuptlingssystem, das noch immer üblich ist und sich fast überall gleicht, ausgenommen bei den Cherokees, Choctaws, Chickasaws, und einigermaßen auch den Creeks, scheint sehr dem Patriarchenthum der Vorzeit ähnlich zu sein, und dieser Umstand so wie die Stammeinrichtungen der Indianer, die mit den bei unsern Vorfahren in Kraft bestehenden so sehr übereinstimmen, beweisen vielleicht mehr als irgend etwas ihren asiati-

schen Ursprung. *) Dazu kommt noch die Art, wie sie Namen geben; denn die Indianer legen ihren Abkömmlingen durchaus Namen bei, die Handlungen, Eigenschaften, Thiere, Vögel u. s. w.

---

*) Der Ursprung der amerikanischen Indianer ist von zu vielen tüchtigen Schriftstellern erörtert worden, als daß ich hier darauf eingehen könnte und ich will es auch nicht versuchen, die Aehnlichkeit zu zeigen, die zwischen ihren verschiedenen Sprachen im Allgemeinen beobachtet worden ist; dennoch ist es vielleicht für manchen Leser Anziehend, Kenntniß von den verwandtschaftlichen Verhältnissen zu erhalten, die zwischen einem großen Theile der verschiedenen Indianer-Stämme bestehen. Man kann sie unter folgende Hauptabtheilungen bringen: 1. Der Dacotah Stamm, welcher unter den westlich von Mississippi heimischen bei weitem der zahlreichste ist. Er umfaßt die Arkansas, von welchen jetzt nur noch die Quaperos übrig sind, die Osages, Kansas oder Kaws, Iowas, Winnebagos, Otos, Missuris, Omahas, Poncas und die verschiedenen Haufen der Sioux, die alle eine Sprache sprechen, welche sich auf den nämlichen Ursprung zurück führen läßt, obgleich einige derselben schon seit mehreren Jahrhunderten getrennt sind. Ich nenne diese Eingeborne des Westens, weil die meisten derselben seit der Zeit, wo die ersten Reisenden die Mississippi-Gegenden erforschten, dort heimisch gewesen sind; allein nach der unter ihnen bestehenden Ueberlieferung kamen sie aus der Gegend der nördlichen Seen, was durch die Thatsache bestätigt zu werden scheint, daß die Sprache der Naudowestirs, Assiniboins und vielleicht noch anderer Stämme in jenem Bezirke darauf hindeutet, daß sie der nämlichen Sippe angehören. — 2. Die verschiedenen Haufen der Comanches und Schoshonies oder Snakes bilden einen andern zahlreichen Stamm, der ein und dieselbe Sprache redet. — 3. Die Blackfeet, Gros Ventres oder Minnatarens, Crows und Arrapahoes sprechen Mundarten einer dritten Sprache. — 4. Die Pawnees und Rickaras im Norden, und die Wacoes, Witchitas, Towockanons, Towyash und Reechyes

bedeuten; eine Sitte, die auch bei den alten Asiaten allgemein herrschend gewesen zu sein scheint.*) Der Zunamen bedienen sich

---

am Red River haben den gleichen Ursprung. Die Cayennes, ursprünglich aus der Gegend des Sees Winnipeg, so wie die Kiawas (oder Caiguas nach der merikanischen Schreibart) scheinen mit keinem der vorerwähnten Völker verwandt zu sein. — 5. Unter den nördlichen und östlichen scheint der Algonquin-Stamm der ausgebreiteste zu sein, indem er die Potawatomies, Ottanas, Chippewas, Kinsteneaux, Creeks, Sacs und Foxes umfaßt, zu denen auch die Delawares gerechnet worden sind, obgleich ihre Sprache jetzt ganz verschieden lautet. — 6. Die Uyandots, Senecas und andere von den Sechs Nationen sind Huronen oder Irokesen. — 7. Die Shawnees und Nickepoos sind von einem Stamme. — 8. Die Raskoskias, Piorias, Piankeshaws und Veaws sind Abkömmlinge der Miamies. — 9. Die Choctaws und Chickasaws sind fast ein und dasselbe Volk. — 10 Die Creeks und Seminolen — obgleich ältere Schriftsteller die Creeks als einen den Choctaws verwandten Stamm bezeichnen, so läßt sich jedoch jetzt zwischen ihren Sprachen nur wenig Verwandtschaft nachweisen, während die der Cherokees ganz eigenthümlich zu sein scheint.

*) Die Stämme nehmen oft die Namen der Häuptlinge an, unter deren Leitung sie sich absondern, oder werden nach irgend einem bei ihrer Trennung vorgefallenen Umstand genannt, häufig aber bedienen sie sich eines Namens, der von einem bedeutsamen Worte in ihrer Sprache herrührt. So sollen Choctaw und Chickasaw die Namen von Häuptlingen gewesen sein; Seminole oder Seminoleh und Pioria bedeuten Flüchtlinge oder Abkömmlinge, während Illinois in der Sprache dieses alten Stammes und Lunnapan, welche Namen sich die Delawares selber beilegen, Mann heißt. Dies letztere ist vielleicht das gewöhnlichste; denn da jede Nation sich über alle andern erhaben glaubt, so nennen ihre Angehörigen sich Männer, im Gegensatz zu Knaben und Squaws, wie sie ihre Feinde zu bezeichnen pflegen.

nur gebildete Familien und Gränz-Indianer von gemischtem Blute; sie werden gewöhnlich von ihren Missionären oder von werthen Freunden entlehnt, außer wenn sie solche von Verwandten weißer Abstammung erben.

Es ist bekannt genug, daß die Zahl der Indianer in Amerika abnimmt; viele Stämme jedoch schwinden vielleicht schneller dahin, als man im Allgemeinen vermuthet. Die Zahl der Osages hat sich, wie man mit Grund glaubt, in den letzten zehn Jahren um fünfzig Procent vermindert: der einst mächtige Stamm der Missuries ist gegenwärtig zu einem bloßen Häufchen herabgeschmolzen, während die Mandmes als Nation völlig ausgestorben sind, und andere das nämliche Loos getheilt haben oder ihm entgegen sehen. Dies ist zum Theil das Ergebniß der Verheerungen, welche die Blattern und andere Krankheiten anrichten; doch haben berauschende Getränke ohne Zweifel nicht weniger Schuld daran. In dieser Hinsicht ist ihre Verminderung gemeiniglich desto geringer, je entfernter von den Weißen sie wohnen. Der „rothe Mann" aber hat nicht blos in dieser Beziehung durch seinen Verkehr mit den Weißen gelitten. Die Verlockungen zu Ueppigkeit und Habsucht, welche ihm diese fortwährend darbieten, haben einen sehr verderblichen Einfluß geübt. Früher begnügten sich die Wilden mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, waren im Allgemeinen nüchtern, gerecht und mildthätig; jetzt aber sind sie im Stande, ihr Behagen zu opfern, ihr Leben aufs Spiel zu setzen und die empörendsten Gewaltthätigkeiten zu begehen, um ihre Eitelkeit und ihr Gelüste zu befriedigen und sich mit Flitterkram und Putz zu zieren.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Gränz-Indianer.

Ursachen ihrer Entfernung nach Westen. — Jahrgelder u. s. w. — Unzufriedenheit der Indianer. — Verlassung ihres Zustandes durch den Tausch. — Vorzüge ihrer gegenwärtigen Wohnsitze. — Die ihnen abgetretenen Ländereien. — Fortschritt, Ackerbau u. s. w. — Ihre Sklaven. — Manufakturen. — Lebensweise, Kleidung u. s. w. Bildungsanstalten. — Choctaw-Akademie. — Betrüger und Betrügereien. — Spiele. — Bürgerliche Verfassungen. — Vielweiberei. — Alte Gesetze und Gewohnheiten. — Unmäßigkeit. — Vorbauende Maßregeln. — Ein Choctaw-Gesetz. — Eheliche und Begräbniß-Gebräuche der Choctaws. — Die Creeks. — Ihre summarischen Hinrichtungen. — Trauergebräuche. — Indianische Titel. — Die nördlichen Stämme. — Zählung der Gränz-Indianer.

In der Absicht, etwas genauere Nachricht von den Indianer-Stämmen jenseits der westlichen Gränze zu geben — denn auf diese gedenke ich meine Bemerkungen in den folgenden Blättern ausschließend zu beschränken — will ich sie der herkömmlichen Abtheilung des Westlandes gemäß als „Gränz-Indianer" bezeichnen, welcher Name auch diejenigen umfaßt, die den Bezirk bewohnen, der dicht an der westlichen Gränze vom Arkansas und Missuri liegt und unter dem Namen Indianergebiet bekannt ist, so wie auch die „wilden Stämme" oder „Prairie-Indianer," worunter man diejenigen versteht, die westlich von den genannten wohnen und in den unermeßlichen Ebenen von den Gränzen

des Indianergebietes bis zum Felsengebirge herum ziehen. Von diesen werde ich später reden.

Die wichtigsten Stämme der Gränzindianer sind bekanntlich die Cherokees, Choctaws und Chickasaws, Creeks und Seminolen, Shawnees, Delawares u. s. w. Ebenso bekannt ist es, daß die meisten dieser Stämme aus dem Gebiete der Vereinigten Staaten entfernt wurden, nicht allein wegen der lasterhaften Neigungen, die sie annahmen, und wegen der Betrügereien, denen sie beständig ausgesetzt waren, sondern auch wegen der Schwierigkeit, ein friedliches Verhältniß zwischen ihnen und unseren eigenen Bürgern zu erhalten, so lange sie in ihrer Mitte lebten. Ihre Stellung im Innern der Staaten war sicher eine eigenthümliche Abweichung von den politischen Grundsätzen — unabhängige Mächte, die innerhalb der Gränzen anderer auf souveräne Gerichtsbarkeit Anspruch machen.

Eine mißverstandene Menschenfreundlichkeit — mißverstanden aus Mangel vollständiger Kenntniß aller Seiten des Gegenstandes, hat einige Leute veranlaßt, diesen Theil der Politik unserer Regierung mit bitterem Tadel zu überhäufen. Würden wir jedoch die Behandlung, welche andere Nationen den Ureinwohnern von Amerika wiederfahren lassen, mit den Maaßregeln der Vereinigten Staaten vergleichen, so würden die letztern jedenfalls in sehr günstigem Lichte erscheinen. Die Indianer sind stets mit ihrer eigenen Bewilligung entfernt worden, die durch Vermittlung ihrer Häuptlinge und Rathsversammlungen erlangt wurde, und man hat ihnen nicht nur eine gleiche Menge Ländereien jenseits der Gränze angewiesen, sondern sie sind auch gewöhnlich auf Kosten der Regierung entfernt und mit Unterhalt für ein Jahr versehen worden, und haben überdies werthvolle Entschädigungen an Werkzeugen und andern Bedürfnissen, sowie regelmäßige Jahrgelder erhalten. Dies sind Summen, die meistens in baarem Gelde für eine Reihe von Jahren den

verschiedenen Stämmen jährlich ausbezahlt werden und gewöhnlich nach der Größe des Stammes und dem Umfange des von ihnen erlangten Gebietes bemessen sind. Obgleich man bei der Einführung dieser Jahrgelder die wohlthätigste Absicht gehabt hat, so sind sie doch der schädlichste Theil der Politik der Vereinigten Staaten gegen die Indianer gewesen. Da sie dadurch die Mittel erhielten, ohne viel Arbeit zu leben, so haben sie es in hohem Grade vernachlässigt, sich mit Manufakturen und selbst mit Ackerbau zu beschäftigen, und viele von ihnen sind unverbesserliche Müssiggänger und Verschwender geworden. Nun aber, wo die Jahrgelder abnehmen, werden sie hülflos, ohne die Thatkraft, den Gewerbfleiß oder die Mittel zu besitzen, sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen.

Aber ungeachtet der beständigen Bemühung der Bundesregierung, sie in einen behaglichen Zustand zu versetzen, und der ungeheuren Geldsummen, die ihnen bezahlt worden sind, ja ungeachtet sie in Gegenden versetzt worden, die ihren Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten besser zusagen als die, welche sie verließen, scheinen doch viele von ihnen mit dem Tausche und mit der Regierung sehr unzufrieden zu sein, und man kann sich nicht enthalten, darin einen schmerzlichen Beweis jener verkehrten und unstäten Neigungen zu erblicken, die das Benehmen halbgesitteter Völker stets bezeichnet zu haben scheinen.

Als Grund ihrer Abneigung gegen die Auswanderung ist auch ihr Widerwille angeführt worden, ihre Heimat und die „Gräber ihrer Väter" zu verlassen. Es sind viele fabelhafte Sagen über die Anhänglichkeit der Indianer an ihren Boden im Umlauf, wer aber mit ihren Gewohnheiten bekannt ist, wird darauf nicht viel Gewicht legen. Ihre eigenen Ueberlieferungen sowohl als die Erfahrung haben bewiesen, daß sie, sich selber überlassen, zu Wanderungen geneigt sind, wovon die Azteken in Mexiko und die Osages sammt andern Bewohnern unserer Gränze

schlagende Beispiele liefern: es gibt in der That kaum einen Stamm an der Gränze, der nicht seine Ueberlieferungen von Wanderungen in irgend einem Zeitpunkte hat. Die Shawnees sagen, ihre Vorfahren seien aus dem Südlande in die Gegenden nördlich vom Ohio ausgewandert — die Creeks so wie viele Choctaws, daß sie ursprünglich aus dem Lande westlich vom Mississippi stammen — und ähnliche Fälle ließen sich noch manche aufzählen.

In Betreff dieses Abschnittes der Geschichte unsers Vaterlandes will ich blos beifügen, daß, so viel ich urtheilen kann, die Lage des rothen Mannes durch den Tausch wesentlich gewonnen hat. Die Ländereien, welche die Indianer jetzt bewohnen, sind meistens fruchtbarer als diejenigen, welche sie verlassen haben. Das Klima ist im Allgemeinen eben so gesund, oder vielleicht noch gesunder, trotz der furchtbaren Sterblichkeit, die unter manchen Stämmen nach ihrer Entfernung eingerissen ist — ein Unglück, das zuvörderst dem Wechsel des Klimas, sowie der Veränderung der Gewohnheiten zuzuschreiben war, die durch ihre neuen Wohnsitze bedingt wurde; und dann dem übermäßigen Genusse geistiger Getränke, mit denen sie sowohl von eingebornen, als von weißen Hausirern und Händlern reichlich versehen wurden, bevor entweder sie selbst oder die Bundesregierung wirksame Maßregeln trafen, um diesem Uebel zu steuern. Zwar hat diese letzte Ursache noch immer nicht ganz aufgehört, ich zweifle jedoch nicht, daß die Sterblichkeit unter den Gränzstämmen jetzt im Durchschnitt geringer ist, als vor ihrer Fortschaffung.

Jedem Stamme ist in der Regel eine größere Zahl von Morgen mit bestimmten Gränzmarken bewilligt worden, als er östlich von Mississippi abgetreten hatte. Die Ländereien jedes Stammes sind das Eigenthum des Indianer-Gemeinwesens, und daher hat selbst unter den gesittetsten Stämmen der Ansiedler

nur auf das von ihm urbar gemachte Stück Landes Anspruch, welches er zuerst in Besitz genommen hat und nach Belieben verkaufen kann. Um Streitigkeiten beim Fortschritt des Anbaues zu verhüten, ist der erste Besitznehmer berechtigt, sich in jeder Richtung auf eine gewisse Strecke auszubreiten. Unter den Cherokees kann Niemand innerhalb einer Viertelmeile vom Hause oder Felde eines Andern bauen: die Wohlhabenderen machen daher, um ihre Besitzungen auszudehnen, zuweilen mehrere vereinzelte Ländereien urbar, die in verschiedenen Richtungen eine halbe Meile von einander entfernt liegen.

Da das Wild in den zwischenliegenden Waldungen jetzt selten geworden und das Jagdgebiet der westlichen Prairien zu entfernt ist, so haben die Gränzindianer ihre Aufmerksamkeit größtentheils dem Ackerbau und der Viehzucht zugewendet, und die meisten von ihnen besitzen große Heerden von Rindvieh, Pferden und Schweinen.

Einige dieser Indianer, besonders unter den südlichen Stämmen, haben sehr ausgedehnte Meiereien: die Masse der Bevölkerung aber dehnt den Anbau nicht weiter aus, als die Noth zu erheischen scheint. Der Reisende, welcher das Gebiet des Cherokee-Stammes durchwandert, wird durch den Gegensatz zwischen den hie und da zerstreuten stattlichen Wohnhäusern, die von ausgedehnten Ländereien umgeben sind, und den erbärmlichen Hütten der Armen überrascht, die manchmal kaum zehn Quadratfuß messen, mit einem Flecken Getraidefeld, der kaum groß genug für einen Familien-Garten ist. In der That wird bei allen Stämmen, die keine Sklaven haben, der Anbau, so weit überhaupt davon die Rede sein kann, meistens von den Weibern besorgt. Man trifft überall im Lande verfallene Hütten mit unbedeutenden Spuren von Anbau zerstreut, die von den Eigenthümern verlassen wurden, weil sie Lust bekamen, sich an einem entfernteren Orte anzusiedeln, wo sie mehr Behag-

lichkeit zu finden und mit weniger Arbeit leben zu können glaubten.

Unter den reichern Klassen der Cherokees, Choctaws, Chickasaws, Creeks und Seminolen wird der größte Theil der Arbeit von Negersklaven verrichtet, denn sie haben alle im Wesentlichen das im Süden herrschende System der Sklaverei angenommen. Einzelne dieser Indianer besitzen mehr als fünfzig Sklaven: sie sind jedoch die einzigen Sklavenhalter unter den Gränzstämmen, wenige Ausnahmen abgerechnet, die man unter den Shawnees findet.

Unter einigen Stämmen, besonders unter den niedrigeren Klassen der Creeks, zeigt sich die Neigung, sich in „Städten," wie sie es heißen, niederzulassen. Diese bestehen aus großen Ländereien, welche man gemeinschaftlich bebaut und deren Ertrag verhältnißmäßig vertheilt wird. Diese Städte sind aber eher Ansiedelungen als Dörfer, da sie nur zerstreute Haufen von Hütten, ohne irgend eine Regelmäßigkeit in der Anlage umfassen. Es gibt, wie ich glaube, wirklich im ganzen Umfange des Indianer-Gebietes keine regelmäßig angelegte Stadt, keinen Ort, der auch nur den Namen eines Dorfes verdiente, außer Doaksville bei Fort Towson, und vielleicht Parkhill unter den Cherokees.

Außer Ackerbau betreiben die meisten Gränzstämme einige Manufakturen, doch keineswegs mit größerem Eifer. Die Weiber haben gewöhnlich spinnen, weben und nähen gelernt, womit sie sich manchmal beschäftigen, wenn ihnen die Feldarbeit Zeit dazu läßt. Aber nur sehr wenige Männer lernen ein Handwerk oder treiben irgend ein Gewerbe: was sie von Zimmermann-, Wagner- und Schmiedearbeit brauchen, wird von einigen Handwerkern besorgt, die den verschiedenen Stämmen kraft vertragsmäßiger Bestimmungen zur Verfügung gestellt worden sind. Insbesondere

haben die Vereinigten Staaten jedem Stamme einen oder mehrere Hufschmiede geliefert.

Diese Gränz-Indianer leben meistens in Blockhütten wie unsere Hinterwäldler, und viele von ihnen lassen sich, ausgenommen in Farbe, Sprache und einigermaßen auch in der Kleidung, von den ärmeren Klassen ihrer weißen Nachbarn nicht unterscheiden. Selbst in Tracht und Sprache richten sich die gesittetern immer mehr nach den letztern. In manchen Familien, besonders unter den Cherokees wird blos englisch gesprochen, und viele unter diesen, wie unter den Choctaws und Chickasaws kleiden sich nach amerikanischer Sitte. Aber die ungebildeteren Klassen, selbst unter diesen am meisten aufgeklärten Völkerschaften tragen, wie dies auch fast alle nördlichen Stämme thun, das Jagdhemd, zuweilen aus Leder, aber jetzt gewöhnlicher aus Kattun, gewürfeltem Baumwollen- oder halbwollenem Zeug. Statt Hüte zu tragen, umwickeln sie den Kopf mit einem bunten Schahl oder Tuch. Auch die Weiber dieser Klasse tragen keine Hüte, sondern lassen den Kopf blos oder bedecken ihn nur mit einem Schahl, ungefähr wie die Mexikanerinnen, mit deren niedrigern Klassen die halbbürtigen unter diesen Indianerinnen wirklich viele Aehnlichkeit haben. Ihre gewöhnlichste Tracht ist ein kurzer Unterrock von Kattun, oder wie häufig unter den nördlichen Stämmen, von grobem rothen oder blauen Tuche.

Die Gelegenheiten zur Bildung, welche man den Gränzstämmen gegeben hat, sind in ihren Folgen so wichtig, daß sie einige Erwähnung verdienen. Jedem Stamme ist von den Vereinigten Staaten ein Schulgut bewilligt worden, das in der Regel der Größe des Stammes angemessen ist. Die Cherokees und Choctaws scheinen sich diese Maßregel am meisten zu Nutzen gemacht zu haben. Diese Gelder sind größtentheils in amerikanischen Staatspapieren angelegt und die Zinsen werden zu Er-

ziehungszwecken, zur Errichtung von Schulen u. s. w. verwendet. *) Der Unterricht wird den Indianern, wie ich glaube, in allen Fällen unentgeldlich ertheilt; man hört jedoch mit Bedauern, daß unter den niedrigeren Klassen nur wenige ihre Kinder daran theilnehmen lassen.

Die bedeutendste literarische Anstalt, die je zum Besten des „rothen Mannes" bestand, war die „Choctaw Akademie" in Kentucky, die aus einem gemeinschaftlichen Fond mehrerer verschiedenen Stämme unterhalten wurde. Sie hatte aber nicht den guten Erfolg, den die Gründer derselben erwartet hatten; sie soll nun versetzt und mit einer Akademie in der Nähe von Fort Towson im Choctaw-Lande vereinigt und von den Choctaws allein erhalten werden. Diese Akademie erwies sich für viele der dabei betheiligten Stämme als sehr ungenügend. Sie sagten,

---

*) Der Schulunterricht wird meistens in englischer Sprachen ertheilt, bei einigen Stämmen findet er aber in der Muttersprache statt. Wie in andern Beziehungen, so haben die Cherokees auch in literarischer Hinsicht den größten Fortschritt gemacht. Ihr eigenthümliches Buchstabensystem, das eine Sylbenschrift vorstellt und von einem ungelehrten Eingebornen erfunden wurde, ist ohne Zweifel den meisten meiner Leser bekannt. Mit dieser Schrift ist eine große Anzahl Bücher in ihrer Muttersprache gedruckt worden. Viele Cherokees sowohl als Choctaws haben eine gute englische Erziehung erhalten. In der Sprache der letztern sind ebenfalls viele Bücher gedruckt worden, wozu man sich aber der gewöhnlichen Lettern bediente. Einige sind auch in den Sprachen der Creeks, Wyandots, Potawatomies und Ottawas, Shawnees, Delawares, und in den verschiedenen Mundarten der Osages, Kansas Otoes u. s. w. erschienen. In Parkhill, im Gebiete der Cherokees, ist jetzt eine Druckerei thätig und eine zweite unter den Shawnees in der Baptisten-Mission.

und wie es scheint, nicht mit Unrecht, ihre dort erzogenen Knaben vergäßen ihre Gebräuche, ihre Sprache, ihre Verwandten, die Neigung zu ihrem Volke; und eigneten sich dafür oft träge und weibische, wenn nicht lasterhafte Sitten an, wodurch sie unfähig würden, unter ihrem Volke zu leben, und sich ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu verschaffen. Es ist daher nicht zu bezweifeln, daß der Schulfond eines jeden Stammes viel vortheilhafter im eigenen Lande angewendet werden könnte. Der Einfluß solcher Anstalten würde sich dort wahrscheinlich eher über alle Klassen verbreiten; und durch stufenweise, hier allein ausführbare Mittel, könnte eine Veränderung unter dem ganzen Volke erzweckt werden.

Es ist die unglückliche Folge der Unwissenheit, in der die meisten dieser armen Indianer noch befangen sind, und ihrer engen, ja politischen Verbindung mit den civilisirtern Bewohnern der Vereinigten Staaten, daß sie unaufhörlich von den gewissenlosen Harpyen geplündert werden, die immer ihre Gegenden durchziehen und stets bereit jede Gelegenheit ergreifen, ihnen durch List oder Betrug ihr Geld und ihre Habseligkeiten abzunehmen.*) Die verderblichsten Mittel, die zu diesem Zwecke an-

---

*) Keineswegs die unbedeutendsten Betrügereien gegen die Gränz-Indianer sind von Lieferanten und Regierungsagenten verübt worden. Man kann die Beschaffenheit dieser Betrügereien nach dem folgenden Falle beurtheilen, der, wie man allgemein glaubt, an der südwestlichen Gränze vorgekommen sein soll.

Es ist ziemlich bekannt, daß einige derjenigen, die es übernommen, mehreren südlichen Stämmen im Jahre 1838 und später Lebensbedürfnisse zu liefern, sowohl die Indianer als die Regierung durch „kleine Rationen" und andere Vergehungen gröblich betrogen hatten, wobei die betheiligten Parteien eine sehr große Summe gewannen. Als

gewendet werden, sind die Verabreichung geistiger Getränke und das Spiel: zwei Dinge, denen die Indianer leidenschaftlich ergeben sind und durch deren Einwirkung sie häufig um ihr Geld gebracht werden, sobald sie es erhalten haben.

Außer den gewöhnlichen Karten- und Würfelspielen u. s. w. haben die Gränz-Indianer einige eigenthümliche Spiele, sowohl mit Karten als andere. Das berühmteste darunter ist das „Ballspiel," welches in einigen Beziehungen dem altmodischen Rakettenspiele gleicht. Es gilt dabei gewöhnlich, die Mehrheit einer gegebenen Anzahl eines Dutzend oder darüber dieser Spielpartien zu gewinnen, und es werden häufig große Wetten

---

sie mit ihren Geschäften beinahe zu Ende waren, kam es einem der Angestellten, der noch schlauer war als die Vorgesetzten, in den Sinn, wegen einer Mißhandlung, die er erlitten, eine Darstellung ihrer Verhandlungen zu veröffentlichen. Er hatte einen schriftlichen Verhaltungsbefehl in Händen, der natürlich vertraulicher Art war, worin die Kunstgriffe aus einander gesetzt wurden, mittelst deren diese Betrügereien verübt werden sollten. Um die Sache zu seinem besonderen Vortheil zu wenden, drohte er den Betheiligten, sie ganz blos zu stellen, wenn sie ihm nicht eine befriedigende Vergütung bewilligten. Da das Beste aller Betheiligten einen Vergleich unumgänglich nothwendig machte, so wurde bald eine Unterhandlung eröffnet, aber der „lärmende Kunde" wurde nicht zum Schweigen gebracht, bevor man ihm 13,000 Dollars in baarem Gelde auszahlte, worauf er die leidigen Papiere auslieferte und einwilligte, sich zu verstecken. Die Regierung soll von diesen Thatsachen Kenntniß erhalten haben, und diejenigen, welche von den nähern Umständen Kunde hatten, wunderten sich sehr darüber, wie es kam, daß dieser Fall einer Untersuchung, und besonders, daß er der Aufmerksamkeit des Aufsehers dieses Bezirkes entging.

in Pferden, Decken und andern Waaren, ja selbst in Geld gemacht.

Außer dem Ballspiel ist die beliebteste Belustigung dieser Stämme, ja aller Gränz- und Prairie-Indianer der Tanz. Sie hatten früher viele Arten von Tänzen — den Grünkorn-Tanz, den Arznei-, den Adler-, den Schädelhaut- und den Kriegstanz. Allein diese sind jetzt nur noch unter den rohern Klassen der Gränzstämme und der weniger gesitteten Völkerschaften üblich, bei denen man fortwährend ihre eigenen ursprünglichen Lustbarkeiten sehen kann.

Der Grünkorn-Tanz dauert in der Regel mehrere Tage und beginnt, wenn die neue Saat am Reifen ist. Meistens wird eine große Laube von grünen Zweigen errichtet, und zahlreiche Haufen beider Geschlechter tanzen zusammen beim Schalle ihrer einheimischen Gesänge und roher Instrumentalmusik, begleitet von ihrem eintönigen „He! He! He!", wozu sie in den Zwischenräumen im Chore heulen; ihre Bewegungen dabei sind mit den lächerlichsten Geberden verbunden. Nachdem sie durch das Trinken eines Absuds gewisser aufreizender Kräuter, der von ihren Arzneimännern bereitet wird, eine Reinigungskur durchgemacht und alle Feuer ausgelöscht haben, zünden sie durch Reiben von trockenen Hölzern ein neues Feuer an, und nachdem eine gewisse Menge Korn, Gemüse und andere Früchte der Jahreszeit mit dem „neuen Feuer" gekocht worden ist, wird der Tanz mit einem allgemeinen Schmause geschlossen. Jede Familie nimmt dann, wie man sagt, einen Vorrath von der „neuen Zucht" Feuer mit. Anziehender und heilsamer ist der Einfluß dieser Gewohnheit, welcher noch unter einigen Stämmen bei diesem Feste vorkommen soll, indem sie nämlich alle alten Streitigkeiten und Zwiste schlichten oder vergleichen.

Die am meisten vorgeschrittenen dieser Gränz-Indianer, die Cherokees und die vereinigten Stämme der Choctaws und Chi-

kasaws haben Regierungssysteme angenommen, welche die Verfassungen unserer Staaten zur Grundlage haben. Da jenes der Cherokees das Vollständigste ist, so werden hier einige Angaben über dasselbe vielleicht nicht unwillkommen sein.

Am 1. Juli 1839 wurde ein Rath oder Konvent der weißen Männer dieses Stammes zusammenberufen, die eine Verfassung entwarfen, welche einigermaßen derjenigen glich, die früher in der „alten Nation" eingeführt war. Folgendes sind die Hauptzüge davon. Die gesetzgebende, die vollziehende und die richterliche Gewalt sind geschieden und bestimmt. Die gesetzgebende besteht aus einem Volksausschuß und einem Rath. Den erstern bilden zwei, und den letztern drei Mitglieder aus jedem der acht oder zehn Bezirke, in welche der Stamm getheilt werden sollte — sie werden vom Volke auf zwei Jahre gewählt. Sie versammeln sich jährlich am ersten Montag im Oktober und jedes Haus wählt einen Vorsitzenden aus seiner Mitte. Es werden Gesetzentwürfe eingebracht, erörtert und angenommen nach parlamentarischem Gebrauch.

Die vollziehende Gewalt ist einem ersten Häuptling, dem ein zweiter als Gehülfe zur Seite steht, anvertraut, und diese beiden Beamten werden vom Volke auf vier Jahr gewählt. Die vollziehende Gewalt hat das gewöhnliche Veto und das Begnadigungsrecht. Ihr ist ein „vollziehender Rath" von fünf Mitgliedern und die gewöhnliche Zahl Staatssekretäre beigegeben. Die richterliche Gewalt besteht aus einem obersten Gerichtshofe, einem wandernden Gerichte und den gewöhnlichen Friedensrichtern. Geschworene sind eingeführt und das gemeine englische Recht scheint allgemein angenommen zu sein. Religiöse Duldung ist verbürgt, doch kann Niemand ein Staatsamt begleiten, der das Dasein Gottes und Belohnung und Strafen in einem künftigen Leben läugnet.

Laut den Gesetzen, die der nämliche Rath in der Folge

gegeben hat, wird Mord mit dem Tode bestraft und ein Mordversuch mit einer dem Schaden entsprechenden Geldbuße zum Vortheil des Beleidigten; auf Raub stehen hundert Hiebe, auf Kindermord aber nur 25 bis 50! Geißelhiebe scheinen die Strafe für alle geringern Verbrechen zu sein, was auch bei den Choctaws und Creeks der Fall ist, bei welchen die Nachrichter die „leichten Reiter" genannt werden, eine Art Polizeiwache, die früher auch bei den Cherokees üblich war, jetzt aber durch einen gewöhnlichen Scheriff und sein bewaffnetes Geleite ersetzt wird.

Wie es aus ihren Einrichtungen hervorgeht, haben es die Cherokees unter den „rothen Männern" in der Gesittung bis jetzt am weitesten gebracht, obgleich sie in Betriebsamkeit, Nüchternheit und Moralität unstreitig von den Choctaws und Chickasaws übertroffen werden, welche für die ruhigsten, den Christen am ähnlichsten Gränz-Indianer gelten.

Es sind bis jetzt noch keine Gesetze zur Eintreibung von Schulden erlassen worden, außer bei den Cherokees, und diese fanden es nöthig, ihre Wirksamkeit für zwei Jahre zu unterbrechen. Selbst die gesittetsten Stämme haben die Vielweiberei noch durch kein Gesetz verboten, obgleich sie in Folge des Beispiels der Weißen und der gesitteteren Stammgenossen, sowie der Bemühungen der Missionäre unter den meisten Völkerschaften an der Gränze allmälig sich verliert. Sie kommt jedoch noch zuweilen vor, und die rohern Klassen unter allen Stämmen nehmen, wie ich glaube, noch in vielen Fällen eine beliebige Anzahl von Weibern und trennen die Ehe nach Gefallen. Die gebildeteren werden aber von Predigern oder dazu bevollmächtigten bürgerlichen Beamten getraut.

Bei dem vereinigten Volke der Choctaws und Chickasaws üben die vollziehende Gewalt vier Häuptlinge aus, die in der Choctaws-Sprache Mingoes heißen und je einer von den

Bezirken gewählt werden, in die das Land zerfällt, und von denen der Stamm der Chickäsaw einen bildet. Diese Häuptlinge haben das gewöhnliche Veto und Begnadigungsrecht und werden auf vier Jahre gewählt. Die meisten andern Bestimmungen ihrer Verfassung gleichen denen der Cherokees. Die Chactaws, so wie die Creeks bestrafen den Mord mit dem Tode durch Erschießen, was gewöhnlich sogleich nach dem Verhör von den „leichten Reitern" vollzogen wird.

Es hat sich jedoch ergeben, daß geschriebene Gesetze und Gerichtshöfe dem Zustande der Gesittung, wie er selbst bei diesen am meisten vorgeschrittenen Stämmen unter den rohern Klassen sich vorfindet, ziemlich weit vorausgeeilt sind. Man hat die Erfahrung gemacht, daß es sehr schwierig sei, sie an diese Zucht zu gewöhnen. Diese Einrichtungen haben jedoch in vielen Fällen, besonders in Beziehung auf Mord, heilsamen Einfluß geübt. Unter den meisten dieser Völkerschaften, sowie unter den wilden Stämmen herrschte früher der Gebrauch, die Bestrafung des Mordes den Verwandten des Getödteten zu überlassen. Namentlich bei dem Choctaws und Cherokees war die ganze Sippschaft oder Familie des Mörders für sein Verbrechen verantwortlich, und mochte auch der wirkliche Thäter entkommen, so hatte doch die beleidigte Familie das Recht, irgend einen seiner nächsten Anverwandten zu tödten, den sie finden konnte, bis zu den entferntesten Graden der Verwandtschaft. Man schien keine Ausnahmen für Todschlag aus Zufall oder Nothwehr zu machen: die mosaische Vorschrift „Leben für Leben" mußte erfüllt werden, wenn kein befriedigender Ersatz geleistet wurde. Diese grausame Gewohnheit hatte wenigstens eine heilsame Wirkung: die Verwandten selber, anstatt das Entkommen zu begünstigen, was im gesitteten Leben so oft stattfindet, waren gewöhnlich zuerst darauf bedacht, den flüchtigen Verbrecher zu ergreifen und der Gerechtigkeit zu überliefern.

Unter den Choctaws hingegen konnte jeder an die Stelle des Mörders treten, und durch den Tod des Ersatzmannes wurde das Gesetz befriedigt und der eigentliche Verbrecher blieb unbestraft. Ein verständiger und glaubwürdiger Choctaw erzählte mir einen rührenden Fall, dessen Wahrheit er betheuerte. Ein Indianer hatte sich verbürgt, daß sein Bruder, der einen Mord begangen, sich an einem bestimmten Tage stellen würde. Als der Tag erschien, zeigte der Mörder einigen Widerwillen, seine Verpflichtung zu erfüllen, worauf der Bruder zu ihm sagte: „Mein Bruder, du bist nicht tapfer — du fürchtest dich, zu sterben, bleibe hier und sorge für meine Familie — ich will an deiner Statt sterben.“ Bei diesen Worten begab er sich sogleich an den bestimmten Ort und wurde auch hingerichtet. Da es unter den Indianern wirklich für die größte Ehre gilt, ein „tapferer Mann“ zu sein, so brachte es das höchste Ansehen, dem Tode kühn ins Angesicht zu schauen. Das begangene Verbrechen zog ihm von Seiten seines Stammes nicht nur keine Schande zu, sondern machte vielmehr seinen Namen berühmt, wenn er die Folgen ohne Furcht oder Schwanken über sich ergehen ließ, wogegen ein Versuch, den Tod zu vermeiden, der Feigheit zugeschrieben wurde. Man würde es für eben so schändlich gehalten haben, wenn der Mörder sein verwirktes Leben durch die Flucht gerettet hätte, als es, kraft des „Ehrengesetzbuches“ gesitteter Völker für einen Gentleman beschimpfend ist, einem Zweikampfe auszuweichen.

Allein unter den meisten Gränz-Indianern, sowie auch unter den wilden Stämmen war und ist noch immer eine obgleich für den Thäter nicht ehrenvolle Vergütung erlaubt, ausgenommen bei den Cherokees und Choctaws. Jeder Schadenersatz, welcher der Familie genügte, befreite den Mörder vor weiterer Strafe.

Es gibt wohl keine Versuchung, der die indianischen Stämme so häufig ausgesetzt sind und die ihrer gesellschaftlicher Fortbil-

dung so ernstlichen Nachtheil bringt, als die Unmäßigkeit. Sie sind sich dessen selber bewußt, und die meisten von ihnen haben mit mehr oder weniger Erfolg Maßregeln getroffen, um die Einfuhr starker Getränke zu verhindern und dem Hange zum Genusse derselben entgegen zu wirken. Die Choctaws haben ein Gesetz über diesen Gegenstand erlassen, dessen Erfolg zwar nicht vollständig, aber doch ziemlich bedeutend war, und der Geist, der dessen Annahme bewirkte, war des höchsten Grades der Gesittung würdig.

Wie es scheint, hatte sich dieser Stamm in seiner Gesammtheit von dem verderblichen Einfluß starker Getränke auf seinen Wohlstand und sein Glück überzeugt und verschiedene Gegenmaßregeln versucht, jedoch ohne Erfolg. Endlich wurde von den Häuptlingen und andern Vorgesetzten beschlossen, einen Streich auszuführen, der das Uebel mit der Wurzel vertilgen würde. Man berief einen Rath zusammen, in dem viele lange Reden gehalten und mit Begeisterung gegen das Ungeheuer „Whiskey" (Branntwein) und all seine verderblichen Folgen gesprochen wurde. Doch schien keiner den Muth zu besitzen, auf dessen Ausrottung anzutragen. Endlich erhob sich ein besonders verwegener Häuptling und machte den Vorschlag, daß Jedermann, der es von nun an wagen würde, geistige Getränke irgend einer Art in ihr Land einzuführen, mit hundert Geißelhieben auf den bloßen Rücken bestraft und der Branntwein ausgegossen werden sollte. Dies wurde mit einigen geringen Veränderungen durch Zuruf angenommen; da man aber rückwirkende Beschränkungen billiger Weise für ungerecht hiet, so wurde Allen, die Branntwein vorräthig hatten, erlaubt, ihn zu verkaufen. Der Volksrath vertagte sich, aber die Mitglieder besprachen bald miteinander die verderblichen Folgen, welche aus dem verlängerten Genusse des in den Kramläden vorhandenen Branntweins entstehen könne, und kamen zum Schlusse, daß je schneller er weg-

getrunken würde, desto geschwinder auch das Uebel vorbei wäre. Sie fielen also darüber her, und Bacchus zählte nie trunkenere Priester als diese Enthaltsamkeits-Gesetzgeber in weniger als zwei Stunden waren. Die Folgen ihres Beschlusses waren von dauernder Wichtigkeit für sie. Das Gesetz ist mit einigen Verbesserungen seitdem strenge vollzogen worden.

Unter den meisten Indianer-Stämmen hat die Tochter bei der Wahl ihres Gatten sehr wenig zu sagen; die Eltern wollen gewöhnlich zuerst befriedigt sein, und haben sie ihre Einwilligung ertheilt, so wagt die Tochter nie bedeutenden Widerstand zu leisten. Unter den vollblütigen Indianern vom Choctaw-Stamme gibt es eine nach der Heirath in Kraft tretende Gewohnheit, die besondere Erwähnung verdient. Jahre lang, ja vielleicht während ihres ganzen Lebens ist es der Mutter nach der Vermählung ihrer Tochter verboten, ihren Schwiegersohn anzusehen. Wenn sie auch mit einander sprechen, so muß er durch eine Mauer, ein Zelt, einen Vorhang, oder wenn sonst nichts vorhanden ist, dadurch vor ihren Blicken verborgen werden, daß sie sich die Augen bedeckt. Während ihrer Auswanderung soll es diese armen abergläubischen Mütter ungeheure Mühe gekostet haben, diese Sitte nicht zu verletzen. Auf der Reise oder während sie oft ohne Zelte gelagert waren, fürchtete sich die Schwiegermutter, den Kopf zu erheben oder die Augen zu öffnen, damit sie den verbotenen Gegenstand nicht erblickte. Eine andere Eigenheit, welche die Choctaw mit einen der nördlich wohnenden Stämme gemein haben, besteht darin, daß keine Frau von der „alten Schule“ ihren Gatten beim Namen nennen darf. Haben sie aber Kinder, so nennt sie ihn „meines Sohnes Vater“ oder braucht gewöhnlicher den Namen des Kindes und nennt also, wenn dieses z. B. Ok-le-no-wa heißt, ihren Mann „Ok-le-no-was Vater.“ Noch eine andere Seltsamkeit in Betreff der Namen ist, daß der unwissende Choctaw einen abergläubischen Widerwillen zu haben

scheint, seinen eigenen Namen zu sagen: ja es ist fast unmöglich, denselben von ihm zu erfahren, wenn nicht ein Bekannter zugegen ist, den er dann bittet, ihn an seiner Statt zu sagen.

Bei Begräbnissen beobachten die gesitteten Choctaws die Gewohnheiten der Weißen, die rohern Klassen aber halten noch immer an ihren ursprünglichen Gebräuchen. Diesem zu Folge wird ein bemalter Pfahl mit einer Fahne auf das Grab gesteckt, der gewöhnlich drei Monate stehen bleibt. Während dieser Zeit halten sie jeden Morgen und Abend regelmäßige Trauerübungen und sind zu jeder andern Stunde des Tages geneigt, den Beistand jedes Freundes in Anspruch zu nehmen, der sie besucht und ihnen weinen hilft. Nach Ablauf der vorgeschriebenen Frist wohnen die Freunde der trauernden Familie einer Mahlzeit in ihrem Hause bei, und nachdem sie die ganze Nacht getanzt haben, besuchen sie am nächsten Morgen das Grab und nehmen den Pfahl weg, was sie das „Pfahlreißen" nennen. Die Trauer hört dann ganz auf, und die Familie darf wieder an den gewöhnlichen Belustigungen und Festlichkeiten des Stammes theilnehmen, was früher nicht erlaubt war.

Obgleich die Creeks*) im Allgemeinen ein sehr betriebsames Volk sind und eine Menge Getreide und Gemüse bauen, so stehen sie doch sowohl in politischer als in literarischer und geselliger Rücksicht noch weit hinter ihren Nachbarn zurück, von welchen ich gesprochen habe. Die vollziehende Gewalt ist bei ihnen in den Händen zweier obersten Häuptlinge, und ihre gesetzgebende Behörde oder ihr Volksrath besteht aus ungefähr

*) Diese Indianer nennen sich selber Muscogee oder Muscohgeh. Sie haben den Namen Creeks durch die Weißen erhalten, und zwar von der großen Anzahl kleiner Flüsse, die das Land durchschneiden, welches sie früher bewohnten — indem sie zuerst „Indianer vom Lande der Bäche" hießen.

vierzig geringeren Häuptlingen, die auch von Amtswegen Friedensrichter sind. Sie haben keine Geschworenen, und ihre gerichtlichen Verhandlungen werden sehr summarisch abgethan — häufig ohne Zeugen, denn die Krieger sind in der Regel zu stolz, eine Anklage zu läugnen, aus Besorgniß, in den Verdacht der Feigheit zu kommen. Hinrichtungen werden zuweilen eine Stunde nach dem Beginne des Verhörs vollzogen. Mord, Raub und ein dritter Diebstahl werden mit dem Tode bestraft, gewöhnlich durch Erschießen; bei einem Todschlag aber wird der Verbrecher, wenn die Verwandten des Getödteten es verlangen, mit einer Waffe der nämlichen Art, oder wenn möglich mit ebenderselben hingerichtet, mit welcher der Mord begangen wurde.

Die meisten geringeren Vergehen werden, wie bereits erwähnt wurde, mit Geißelhieben bestraft: auf den ersten Diebstahl stehen fünfzig, auf den zweiten hundert und Ohrabschneiden. Ehebruch wird damit bestraft, daß man der Ehebrecherin Nase und Ohren abschneidet; aber der Ehemann hat das Recht, zu bestimmen, ob das Gesetz vollzogen werden soll. In der That vollzieht er es meistens selbst, und zwar oft ohne Verhör. Trotz der Strenge dieser Gesetze werden sie größtentheils unerbittlich vollzogen, obgleich eine dem Beschädigten genügende Umwandlung, welche die Freilassung des Verbrechers zur Folge hat, noch fortwährend gestattet ist. Bei zufälligen Todschlägen sind ihre Gesetze noch grausamer als bei den andern Stämmen.

Die Leichenbegängnisse der Creeks haben diese Eigenthümlichkeit, daß im Augenblicke, wo ein Indianer verscheidet, ein Gewehr abgefeuert wird. Ihre Gräber befinden sich meistens unter dem Fußboden ihrer Wohnungen, und einen Ehemann pflegt man wohl unter dem Bette seiner Wittwe beizusetzen. Das Schicksal der unglücklichen Wittwe ist in jedem Lande bedauernswerth genug, unter den Creeks aber wird sie mit barbarischer Strenge behandelt. Sie muß vier Jahre lang tief

trauern*) mit aufgelöstem Haare und ohne es zu kämmen, wenn nicht die Verwandten des Verstorbenen ins Mittel treten, in welchem Falle dann die Trauer zuweilen nach wenigen Monaten ein Ende hat, vorausgesetzt, daß die Aufrichtigkeit ihres Kummers augenscheinlich und ihr Benehmen verdienstlich ist. Bei ihrer Trauer weinen und schreien sie jedoch nicht mit so lärmendem Ungestüm wie die Choctaws und Andere. Die Shawnees und Delawares sind aber wegen ihrer stillen Trauer noch berühmter. Als kriegerische Völkerschaften scheinen sie das laute Trauren und Wehklagen zu verschmähen, das unter dem größeren Theile der wilden Stämme üblich ist.

Diese Völker haben zwar keine Familiennamen, doch nehmen sie, wie dies auch die wilden Stämme thun, eine Art Ehrentitel oder Beinamen an, der sich auf irgend ein wichtiges Ereigniß oder die Verübung einer verdienstlichen That bezieht. Eine onderbare Art der Beerbung ist unter den Cherokees, den Creeks und vielleicht noch andern Stämmen üblich. Obgleich die Weiber in andern Rücksichten meistens für sehr untergeordnete Wesen gelten, so werden doch die Sippschaften nach ihnen berechnet, die Kinder gehören der Mutter an, und die Güter vererben durch die weibliche Linie der Familie. Sie sagen, es sei leicht genug, die Familienmütter auszumitteln, aber schwer, über die Väter ins Klare zu kommen.

Die übrigen Stämme, welche die nördlichere Gränze bewohnen, so wie die Seminolen, die unter den Creeks sich

*) Dieser Gebrauch scheint aus alten Zeiten her zu stammen. Adair erzählt vor dem Jahre 1775: „Die Wittwen der Muscohgeh müssen vier Jahre lang ein keusches, einsames Leben führen, und die Weiber der Chikkasah drei Jahre, sonst wird gegen die widerspenstigen das Ehebruchgesetz vollzogen.“ Ich habe jedoch von dieser Sitte unter den heutigen Chickasaws nie etwas gehört.

aufhalten, besitzen so wenig besondere oder auffallende Eigenheiten und sind wirklich meistens so wenig zahlreich, daß ein umständlicher Bericht über dieselben kaum nöthig zu sein scheint. Es genüge, zu erwähnen, daß sie, wie ich glaube, alle noch ihr altes System von willkürlich gebietenden Häuptlingen und Räthen der Weisen und Tapfern beinahe in seinem ursprünglichen Zustand beibehalten haben, und daß sie größtentheils in Blockhütten leben und den Boden in beträchtlichem Umfange anbauen. Die Shawnees, Delawares und Kickapoos sind zwar unter den nördlichen Indianern am meisten ackerbautreibend, einige von ihnen widmen jedoch den größten Theil ihrer Zeit der Jagd in den Prairien und dem Handel mit den wilden Stämmen.*)

---

*) Seit der Entfernung der Gränz-Indianer ist keine vollständige Zählung derselben mehr veranstaltet worden; dem Berichte des Kommissärs der Indianer-Angelegenheiten für das Jahr 1843 zufolge, beträgt aber die Gesammtbevölkerung der westlich von der Gränze Angesiedelten mit Ausnahme der Osages, Kansas und anderer nördlichen Stämme, die richtiger zu den Prairien-Indianern gezählt werden 81,541 Köpfe. Von diesen rechnet man auf die Cherokees 25,911; die Choctaws 15,177; die Chickasaws 4930; die Creeks 24,594; die Seminolen oder Florida-Indianer 3,824; die Senecas von Sanderky 251; die Senecas und Shawnees 211; die Quapaws 476; die Wyandots 664; die Potawotomies, Chippewas und Ottawas an den Ufern des Osage 2,350; die Kaskaskias und Piorias 150; die Pianbeschaws 98; die Weaws 176; die Shawnees 887; die Delawares 1,059; die Stockbridges, Munsees u. s. w. 278; die Kickapoos 505; dazu kommen noch östlich vom Mississippi 1,800 Cherokees; 3,323 Choctaws; 80 Chickasaws; 741 Creeks; 500 Potawatomies u. s. w. 30 Weaws und einige andere ganz zurückgebliebene Stämme.

Manche der vorstehenden Angaben sind jedoch seit der Entfernung jener Stämme immer stehende Zahlen in den

Dreißigstes Kapitel.

Indianer der Prairien.

Häuptlinge. — Kriegführung. — Kriegsrath. — Der Schädelhaut-Tanz. — Der Calumet oder die Friedenspfeife. — Verträge. — Neuigkeits-Ausrufer. — Waffen der Indianer. — Bogen und Pfeile u. s. w. — Jagen. — Tanzen. — Zeichensprache. — Telegraphen. — Wigwams oder Hütten. — Packhunde. — Trachten. — Bemalen, Tätowiren u. s. w. — Manufakturen und Bereitung der Büffelkittel. — Speisen, Fasten u. s. w. — Ursprüngliche Thomsonianer. — Ihre Hausthiere, der Hund und das Pferd. — Wampum. — Ihre Zeitrechnung.

Jene wilden Horden, welche als die eigentlichen Prairie-Indianer betrachtet werden können, haben geringe oder kaum bemerkbare Fortschritte in der Gesittung gemacht. Sie leben

---

Tabellen der vom indianischen Amte abgestatteten Berichte gewesen, und da es bekannt ist, daß die meisten derselben abgenommen haben, so ist die obige Gesammtsumme ohne Zweifel übertrieben. Statt 25.911, was nach dem Berichte die Zahl der Cherokees sein soll, rechnete sie ihr sehr verständiger Agent, der Gouverneur Butler im Jahre 1842 nur auf ungefähr 18.000; eben so wurde die Zahl der Creeks von 24.594 auf 20.000 herabgesetzt und im „Choctaw Almanac" für 1843 finde ich die Bevölkerung dieses Stammes nur auf 12,690 Köpfe geschätzt, statt 15,177, wie der Bericht der Commissärs angibt.

meistens von Raub und Jagd: einige wenige erwerben sich ihren Unterhalt durch Ackerbau. Sie bestehen aus mehreren verschiedenen Stämmen, unter denen jedoch die Verschiedenheit der Sprachen größer ist als die der Gewohnheiten. Allein ich will damit nicht sagen, daß alle Gebräuche jeder Horde ganz gleich seien: diese Annahme und die Gewohnheit, das was bei besondern Gelegenheiten beobachtet worden ist, als stehende Gebräuche darzustellen, ist es, wodurch in den Berichten flüchtiger Reisenden häufig so große Abweichungen hervorgebracht worden sind.

Es gibt kaum einen Prairien-Stamm, mag sein Umfang auch noch so beschränkt sein, der nicht in kleine Haufen zerfällt, von welchen jeder unter der unmittelbaren Aufsicht seines eigenen Häuptlings steht. Ihre Regierungssysteme sind häufig ein Gemisch von patriarchalischen und militärischen Einrichtungen. Die einflußreichsten Familien-Häupter üben eine kleine Herrschaft, die sich oft über ihre eigene Haushaltung hinaus auf einen Kreis von Anhängern erstreckt. Mehrere dieser durch Bande der Verwandtschaft oder Freundschaft verknüpfte Sippen stellen sich wohl durch gemeinschaftliche Uebereinkunft unter die Leitung eines einflußreicheren Häuptlings, der vielleicht in ihren Kriegen Ruhm erworben hat; eine regelmäßige erbliche Stammverzweigung scheint jedoch in wenigen Fällen stattzufinden. Diese kleinen Rotten vereinigen sich selten unter einem allgemeinen Anführer, außer zu gegenseitiger Vertheidigung bei drohender Gefahr. Zuweilen steht ein gewaltiger Geist auf — ein großer Tapferer und großer Weiser, der seinen ganzen Stamm zu vereinigen vermag, wobei er gewöhnlich durch eine hinlängliche Geschicklichkeit in Zauberkünsten unterstützt wird, die ihm den Charakter eines großen „Arznei-Mannes" verleihen.

Krieg scheint die Lieblingsbeschäftigung der Prairie-Indianer zu sein, ungeachtet nur wenige viel innern Muth besitzen. Sie sind in der That die feigsten Wilden östlich vom Felsengebirge,

und haben in dieser Beziehung nur geringe Aehnlichkeit mit den Urbewohnern des Innern der Vereinigten Staaten. Sie greifen selten einen Feind an, außer wenn sie entschieden im Vortheil sind; denn die Besorgniß, auch nur einen einzigen Krieger zu verlieren, schreckt sie oft davon ab, das lockende Abenteuer zu unternehmen. Freilich werden sie außer ihrer Furchtsamkeit auch durch den Umstand abgehalten, daß der Verlust eines Mannes oft den glänzendsten Sieg trübt und einen ganzen Clan in Trauer versetzt. Deshalb greifen sie in der Regel durch einen Ueberfall und zur Nachtzeit an, wo sie Alles im Schlafe glauben, wobei sie, wenn es gegen einen furchtbaren Feind geht, Sorge tragen, daß es lange genug vor der Morgendämmerung geschieht, damit sie sich vor Tagesanbruch aus dem Bereich der Verfolgung zurück ziehen können. Geht der Mond spät auf, so ist die Zeit kurz vor dem Aufgange der günstigste Augenblick, denn sie haben dann gerade hell genug, um das Vieh, welches sie aufscheuchen konnten, zu sammeln und wegzutreiben. Diese ein Lager umschleichenden Haufen bedienen sich zuweilen einer Art Signale, indem sie die Stimmen von Wölfen, Eulen und andern nächtlichen Thieren nachahmen, wodurch sie einander Mittheilungen machen, und diese Nachahmungen sind so täuschend, daß sie argwohnlose Reisende nicht beunruhigen können.

Selten wird ein Krieg beschlossen oder auch nur ein Feldzug unternommen ohne einen allgemeinen Volksrath, in welchem alle Häuptlinge und die ausgezeichnetsten Tapfern und Weisen versammelt sind. Nachdem sich alle in einen Kreis gesetzt haben, geht die Pfeife herum, bis ihr Gehirn hinlänglich beruhigt ist um sie zu befähigen, den großen Geist zu befragen und die wichtigen Gegenstände der Berathung umsichtig zu besprechen. Deshalb wird der Tabaksrauch gewöhnlich aufwärts geblasen als ein Sühnopfer für die angerufenen Geister oder Genien, die „über dem Himmel" wohnen. Der Rauch wird dabei meistens in die

Lungen eingezogen und in düstern Wolken aus der Nase geblasen. Dient der Volksrath einem Feldzug zur Vorbereitung, so fangen die Krieger den Tabaksrauch manchmal mit der Hand auf und reiben den Körper damit ein, indem sie glauben, daß sie dadurch wenn nicht unverwundbar, doch mindestens vor den Pfeilen ihrer Feinde weit gesicherter werden.

Obgleich sie bei ihrer Kriegführung Listen, Kunstgriffe und treulose Streiche aller Art anwenden, um ihre Feinde zu hintergehen und in der Schlacht äußerst erbittert und grausam sind, so fügen sie ihren Gefangenen doch selten jene grausamen Züchtigungen und Martern zu, welche die Wilden im Innern der Vereinigten Staaten während ihrer frühern Kriege mit den Weißen zu verüben pflegten. Der Gebrauch, die Gefangenen lebendig zu verbrennen, der vor vielen Jahren unter einigen Prairie-Stämmen geherrscht haben soll, scheint jetzt ganz abgekommen zu sein.

Kehren die Indianer nach einer Niederlage aus dem Feldzuge zurück, so ertönt das Dorf mehrere Tage lang von dem Geschrei und Wehklagen der Weiber und Kinder, in welches nicht nur die betheiligten Familien sondern auch alle Verwandten und die meisten Freunde der Gefallenen einstimmen. Sind hingegen die Krieger glücklich gewesen, und bringen sie Schädelhäute ihrer Feinde heim, so vereinigen sich Alle zu ihrem berühmtesten Feste, dem Schädelhaut-Tanze. Die barbarischen Siegeszeichen werden dabei gewöhnlich auf eine Stange in der Mitte der Tanzenden befestigt, oder die tapfern Sieger behalten sie in den Händen und schleudern und schwingen sie um ihre Köpfe, indem sie zugleich an diese gespenstigen Stellvertreter ihrer Feinde heftige Zurufe richten und die höhnischesten und beleidigendsten Prahlereien einmischen, dem feindlichen Volke Feigheit und Verweichlichung vorwerfen, es herausfordern, hervorzutreten und das Blut seiner Erschlagenen zu rächen und dann mit

Spöttereien und Jubelgeschrei über das feige Schweigen ihrer Feinde schließen, die, wie sie behaupten, sich fürchten, einen Rachelaut gegen ihre Gebieter, die siegreichen Eroberer, zu flüstern. Sind die Krieger müde geworden, so setzen meistens die Weiber und Kinder die barbarische Festlichkeit fort und mitten unter sie tritt vielleicht ein großsprecherischer Krieger, der die prahlerischen Anreden wiederholt und die Bemerkung hinzufügt, daß selbst die Weiber und Kinder die Feinde in tiefer Unterwürfigkeit halten und daß in Zukunft blos diese abgeschickt werden sollten, um sie zu unterjochen, während die Krieger für edlere Feinde aufgespart würden. Wenn diese rohen Gebräuche und Prahlereien beendet sind, so werden die Schädelhäute ihren Eigenthümern übergeben, welche sie trocknen und bemalen, um sich ihrer bei künftigen Kriegstänzen und ähnlichen Feierlichkeiten zu bedienen.

Wünscht ein Stamm einen Friedensvertrag mit einem Feinde zu schließen, so begeben sich einige seiner Krieger oder auch eine ganze Rotte als Gesandte in die Nachbarschaft desselben und senden den Calumet oder die Friedenspfeife, welche die Stelle der bei gesitteten Völkern üblichen Stillstands-Flagge vertritt: *)

*) Die Friedenspfeife scheint unter den nordamerikanischen Wilden seit alten Zeiten allgemein im Gebrauche gewesen zu sein. „Ich muß hier von dem Calumet sprechen," sagt Peter Marquette, „dem geheimnißvollsten Dinge in der Welt. Die Zepter unserer Könige werden nicht so hoch geachtet, denn die Wilden haben so große Ehrfurcht vor dieser Pfeife, daß man sie wohl den Gott des Friedens und des Krieges und den Schiedsrichter über Leben und Tod nennen kann. Mit diesem Calumet kann sich jeder unter seine Feinde wagen und im hitzigsten Kampfe legen sie vor dieser geheiligten Pfeife die Waffen nieder." Die Ehrfurcht ist vielleicht heut zu Tage nicht mehr so groß, aber doch steht die Friedenspfeife noch immer

schicken sie jedoch eine Gesandtschaft an die Weißen, so fügen sie gewöhnlich auch eine Flagge bei, weil sie gehört haben, daß dies unser Friedenszeichen sei. Wenn die Friedenseröffnung angenommen wird, so versammeln sich die Häuptlinge und Ersten beider Parteien zu einer Berathung, manchmal in einem Wigwam (Hütte), wenn eine passende da ist, sonst setzen sie sich unter freiem Himmel, ihrem Gebrauche gemäß mit unterschlagenen Beinen, in einen Kreis. Werden Geschenke gebracht — was ein unerläßlicher Freundschaftsbeweis der Weißen, das Wesen, das Siegel des Vertrages ist, ohne welches die Unterhandlung erfolglos sein würde — so legt man diese in die Mitte. Ein Krieger der in der Eigenschaft eines Ordonnanz-Unteroffiziers handelt, zündet dann den Calumet an und händigt ihn dem obersten Häuptling ein, der, bevor er raucht, das Rohr gewöhnlich gegen die vier Himmelsgegenden und gegen Himmel und Erde richtet, darauf eine gewisse Anzahl Züge thut, meistens drei, und die Pfeife dem Nachbar reicht, der eben so viele Züge thut. So

---

in hohem Ansehen. Selbst die Asche aus dem Calumet scheint für heilig zu gelten, denn nach dem Rauchen wird die Pfeife gewöhnlich in einem Winkel der Hütte ausgeleert, der besonders zu diesem Zwecke bestimmt ist. Da indessen die Indianer allgemein wissen, daß die Weißen bei solchen Angelegenheiten nicht zu rauchen pflegen, so bestehen sie jetzt meistens nicht mehr darauf, daß wir mit ihnen rauchen; dagegen erwarten sie Geschenke. In frühern Zeiten waren sie aber strenger, denn an einer andern Stelle berichtet der nämliche Schriftsteller (1673): „Sobald wir uns gesetzt hatten, reichten sie uns dem Gebrauche gemäß ihren Calumet, den jeder annehmen muß, denn sonst würden sie ihn für einen Feind oder unvernünftigen Menschen halten; es ist jedoch nicht nöthig, zu rauchen, und es reicht hin, wenn man die Pfeife in den Mund steckt."

geht sie im Kreise herum, in der Richtung des Sonnenlaufes, und jeder läßt die Dampfwirbel aus dem Mundstück aufwärts steigen. Es scheint für eine Entweihung zu gelten, wenn jemand vor der Pfeife vorübergeht, während die Häuptlinge rauchen, und die Unbesonnenen oder Unverschämten werden für dieses Vergehen zuweilen strenge bestraft. Nun folgt die Besprechung und die Geschenke werden durch einen Häuptling vertheilt, der das Amt eines Bevollmächtigten vertritt. Bei den kleinen Waffenstillständen, welche die Stämme untereinander schließen, werden selten Geschenke erwartet, außer der mächtigere Theil verlangt sie als eine Art Tribut.

Reisende und Jäger sehen sich meistens genöthigt, mit jeder Schaar Prairie-Indianer, auf welche sie stoßen, einen Vertrag zu schließen oder eine Besprechung zu halten, wenn sie mit ihnen in freundlichen Beziehungen bleiben wollen. Auch Beauftragte der Regierung der Vereinigten Staaten haben zu verschiedenen Zeiten mit den meisten wilden Stämmen Verträge abgeschlossen, doch größtentheils mit sehr geringem Erfolge — denn gewöhnlich werden die Bedingungen vergessen oder mißachtet, sobald die empfangenen Geschenke verbraucht sind.

Die Verträge, so wie andere Beschlüsse des Rathes, werden in der Regel durch eine Art öffentlichen Ausrufer verkündet, der die Bedingungen und Bestimmungen von Hütte zu Hütte bekannt macht; und das Ereigniß wird in dem Gedächtniß der Weißen für künftige Geschlechter aufbewahrt. Einige Stämme helfen ihrem Gedächtniß durch den berühmten „Wampumgürtel“ nach, eine Schnur oder ein Gürtel aus Wampumkügelchen, die auf solche Weise zu hieroglyphischen Figuren verflochten sind, daß sie eine Chronik wichtiger Ereignisse bilden. Andere bewahren die Erinnerung daran durch hieroglyphische Gemälde auf ihren Büffeldecken und ähnliche Vorkehrungen auf.

Die Waffen der wilden Indianer sind meistens Bogen und

Pfeil, in deren Gebrauch sie außerordentlich geschickt sind. Ein gewandter Wilder wird auf kleinere Entfernungen gegen viele Büchsenschützen eine Wette eingehen. Es gibt in der That kaum eine wirksamere Waffe als Bogen und Pfeil in der Hand eines geübten Schützen. Während der Musketier einmal ladet und feuert, schießt der Bogenschütze ein Dutzend Pfeile ab, und zwar auf eine Entfernung unter fünfzig Schritten fast mit eben so großer Genauigkeit, als die Büchse sie erlaubt. Bei einem Angriffe sind sie ungemein nützlich, denn der Indianer scheint seine Pfeile in vollem Laufe fast eben so sicher abzuschießen, als wenn er stille steht.

Der indianische Bogen ist gewöhnlich drei, zuweilen auch vier Fuß lang. Meistens wird er aus elastischem Holze verfertigt, manchmal aber auch aus dem Horne des Elenthiers. Im letztern Falle nimmt man zwei der längsten und geradesten Theile des Geweihes, denen man durch Schaben die nöthige Form gibt, worauf sie an den Enden zusammengefügt und mit Sehnen festgebunden werden. Auf gleiche Weise sind Bogen auch aus zwei Büffelrippen gemacht worden, aber sowohl diese als die aus Elenhörnern verfertigten sind mehr Schaustücke als zu wirklichem Gebrauche dienliche Waffen, wenigstens kommen sie den Bogen aus dem Holze des Bois d'Arc-Baumes nicht gleich. Selbst die Hintertheile der hölzernen Bogen werden oft ihrer ganzen Länge nach mit einem breiten Sehnenstreifen besetzt und das Ganze mit eben solchen Lappen umwickelt. Die Pfeile sind gemeiniglich gegen dreißig Zoll lang und mit eisernen Spitzen versehen, wiewohl man unter einigen der wildesten Stämme noch immer die ursprünglichen Spitzen aus Feuerstein findet.

Außer Bogen und Pfeil ist die Lanze oder der Speer, deren Gebrauch die Indianer von den Mexikanern gelernt haben mögen, sowohl zum Angriff als auf der Jagd eine wirksame Waffe. Viele sind auch mit der im Nordwesten gebräuchlichen Flinte ver-

sehen und einige haben gezogene Büchsen. Sehr wenige haben jedoch im Gebrauche dieser tödtlichen Waffe die Geschicklichkeit unserer Gränz-Indianer erlangt. Aber kein Indianer hält seine Ausrüstung für vollständig ohne ein „Scalpir-Messer;" der Tomahawk hingegen ist unter den westlichen Prairie-Indianern nur wenig bekannt. Diese bedienen sich an seiner Stelle der Kriegskeule oder „Kriegsart:" Dies sind Knüttel, welche sich dadurch unterscheiden, daß bei jenem ein Stein, bei diesem eine schräge Klinge oder Spitze oben eingefügt sind. Viele haben Schilde von ungegerbter Büffel- oder Elenhaut, worauf häufig rohe hieroglyphische Sinnbilder gemalt sind, welche die erschlagenen Feinde oder andere merkwürdige Thaten vorstellen, deren sie sich rühmen können. Diejenigen, welche keine Schilde besitzen, haben ihre Ruhmanssprüche auf den Stielen ihrer Streitärte und Kriegskeulen verzeichnet oder auch auf der Brust und den Armen tätowirt.

Außer dem Kriege scheint die Jagd die einzige ehrenvolle Beschäftigung, der sich ein Krieger unterziehen kann. Alle andern Arbeiten müssen die Weiber verrichten, und selbst, wenn eine Jagdgesellschaft aufbricht, versorgt sie sich gewöhnlich mit einer hinlänglichen Anzahl dieser „Mägde," die für das Fleisch Sorge tragen müssen, denn der Indianer läßt sich nur herab, das Wild niederzuschießen; die Weiber müssen es nicht blos einbökeln und verpacken, sondern auch abbalgen und zurecht machen.

Außer den Stämmen, welche mit der Büchse umzugehen verstehen, jagen nur wenige Prairien-Indianer anderes Wild als den Büffel: nicht, wie Einige vermuthet haben, weil sie alles kleinere Wild ihrer unwürdig achten, sondern weil die Büffel am leichtesten gefangen werden und zugleich die reichlichste Nahrung gewähren. Die Antilope ist zu wild und schnell für ihre Jagdart, und wird nur hie und da durch List gefangen,

während sich das Rothwild, dessen Jagd eben so schwierig ist, nicht so leicht fangen läßt. Auf ihren gut abgerichteten Pferden und mit Pfeil oder Lanze bewaffnet, sind die Indianer unübertreffliche Jäger. Einige von ihnen, die unter eine Büffelheerde stürzen, bedecken die Ebene in kurzer Zeit mit erlegten Thieren.

Unter den Belustigungen der Indianer im Allgemeinen ist der Tanz die beliebteste. Außer als Zubehör des Krieges wird er auch zur Erholung geübt und ist oft mit ihrem Gottesdienste verbunden. Bei ihren gesellschaftlichen Belustigungen, an denen die Squaws gewöhnlich Theil nehmen dürfen, benehmen sie sich nicht so wild als bei ihren Kriegstänzen, obwohl auch diese mit den grimmigsten und lächerlichsten Geberden und eben so muntern als unzüchtigen Gesängen begleitet sind. Bei diesem sowohl als bei den Kriegs- und Schädelhaut-Tänzen sind eine kleine Trommel und eine schrille, quäckende Pfeife ihre gewöhnlichen Instrumente.

Da die Prairie-Indianer so viele, gänzlich verschiedene Sprachen reden, so ist eine „Zeichensprache" das allgemeine Mittel der Verständigung zwischen den verschiedenen Stämmen geworden. Dieses Zeichensystem ist unter ihnen zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß von denjenigen, die einige Uebung in dieser stummen Sprache erlangt haben, die verwickeltsten Mittheilungen allem Anscheine nach auf verständliche Weise gemacht werden können.

Ihr telegraphisches System ist sehr eigenthümlich, und obwohl es anfänglich unausführbar zu sein scheint, so sind die Wilden darin doch so erfahren, daß sie sich desselben oft mit dem größten Vortheile bedienen. Die merkwürdigste Art ist das Aufsteigenlassen von Rauchsäulen, wodurch man viele wichtige Thatsachen auf eine beträchtliche Entfernung mittheilt, die durch die Beschaffenheit, die Größe, die Zahl, oder Wiederholung der Rauchsäulen verständlich werden, zu welchem Behufe man ge-

wöhnlich trockene Grasplätze ansteckt. Auf Wanderungen häufen sie auch Steine auf Hügeln oder hervorragenden Punkten auf, so geordnet, daß ihre vorüberziehenden Gefährten die Bedeutung derselben verstehen. Zuweilen werden die weißgebleichten Büffelschädel aufgeschichtet, die auf den Ebenen überall zerstreut liegen, um die Richtung des Zuges und viele andere Umstände anzudeuten, welche durch diese einfachen Zeichen mitgetheilt werden können.

Fast jeder Stamm hat seine Eigenheiten in der Erbauung seiner Hütten oder Wigwams, in der Anordnung des Lagers und in den einzelnen Kleidungsstücken, und alle diese Eigenheiten setzen den erfahrenen Reisenden in den Stand, den Stamm des Eigenthümers zu erkennen. Wird ein Moccasin oder ein anderer Theil des Anzugs gefunden, so weiß er auf der Stelle den Stamm anzugeben, welchem derselbe gehört, ja selbst eine Fußspur ist oft hinlänglich dazu.*) Eben so bestimmt er durch die „Spur" und besonders durch die Ueberreste der Feuer die Zwischenzeit, welche seit dem Aufbruch der Indianer verflossen ist, mit merkwürdiger Genauigkeit.

Die Hütten bestehen aus einem Gerüste kleiner Pfähle, und sind gewöhnlich mit Büffelhäuten bedeckt, die fast keine andere Zubereitung erhalten, als daß man das Haar abstreift. Einige geben ihren Hütten die rundliche Gestalt eines Wagenkastens, z. B. die Osages, deren Hütten meistens aus einem Gerüste gekrümmter Stäbe bestehen, die Wagenbogen gleichen, und mit Häuten, Baumrinde, oder wie dies gemeiniglich in ihren Dörfern der Fall ist, mit Gras und Erde bedeckt sind.

*) Da viele Stämme ihren Moccasins eine verschiedene Gestalt geben, einige sie oben gekrümmt, andere breit machen, einige mit dem Saume an der Sohle u. s. w., so hat dies immer eine auffallende Verschiedenheit in den Fußtapfen zur Folge.

Andere stellen die Stangen in zwei gleichlaufende Linien und neigen sie gegen eine Querstange, was dem Wigwam die Form eines Hausdaches gibt; wieder Andere stellen kleine Stangen in einen Kreis und binden die Spitzen zusammen, so daß die Hütte bedeckt einigermaßen einem abgerundeten Heuschober gleicht; bei Weitem die gewöhnliche Bauart der Wigwams bei den wilden Stämmen besteht aber darin, daß sie die Hüttenstangen so stellen, daß dieselben eine Kreisfläche von zehn bis zwanzig Fuß im Durchmesser, je nach der Größe der Familie, einschließen: und sind die Spitzen zusammengefügt, so bilden sie ein kegelförmiges Gehäuse, das dicht mit Häuten bedeckt wird und nur auf dem Gipfel eine Oeffnung hat, um den Rauch herauszulassen. Dies ist die Bauart der Comanches und der meisten andern Stämme in den großen Ebenen. Die Thüren der Hütten werden mit einer Haut verhangen, und es bedarf im Winter nur eines kleinen Feuers, um sie ganz behaglich zu machen. Dies wird in der Mitte angezündet und die Oeffnung am Giebel der Hütte gestattet dem Rauch einen so freien Ausgang, daß man im Innern nur selten davon belästigt wird.

Diese Hütten werden immer von den Squaws aufgerichtet, und zwar mit solcher Fertigkeit, daß, wenn ein Haufen auf seiner Wanderung Halt macht, in einem einsamen Thale ein Dorf wie durch Zauber empor steigt. Die Hüttenpfähle sind oft sauber gearbeitet und werden von Lager zu Lager mitgenommen. Bei Fortschaffung derselben schleppt ein Ende gewöhnlich auf dem Boden nach, und diese Spur deutet auf einen Haufen mit Familien, da Kriegszüge nie Hüttenpfähle mitnehmen. Die Chayennes, Sioux und einige andere nördliche Stämme lassen die Decken und Pfähle ihrer Hütten, ja den größten Theil ihres leichten Gepäckes oft von Hunden fortziehen; zu gewöhnlichen Reisezwecken aber und für ihr schweres Gepäcke bedienen sie sich der Pferde. So wenig schiffbare Flüsse durchströmen die

Prairien, daß kein Indianer-Stamm in den Hochebenen den Gebrauch von Kähnen oder Fahrzeugen irgend einer Art kennen gelernt hat.

Die bei den verschiedenen Stämmen übliche Bekleidung ist einigermaßen abweichend, obgleich alle Moccasins, Leggins, Schürzen tragen, und wenn sie nicht mit Arbeiten beschäftigt sind, den Leib in Büffelkittel, Decken oder Mäntel von grobem Tuche hüllen, je nach ihrem Reichthum oder ihren Mitteln. Einige der nördlichen Stämme entfalten in der Verfertigung von Moccasins viel Geschicklichkeit und Geschmack. Dies ist jedoch das Geschäft der Weiber, welche dieselben oft auf das Schönste mit Glasperlen und gefärbten Stachelschweinspitzen sticken. Der Leggin ist eine lederne oder tuchene Bedeckung für das Bein und den Schenkel, gleich einem Pantalon. Gewöhnlich läßt man auf der linken Seite des Saumes eine überflüssige Leiste, die, wenn der Leggin aus Haut verfertigt ist, in lange Troddeln geschnitten wird; besteht er aber aus Tuch, so bleibt der breite Rand ganz und flattert auf der äußern Seite an den Beinen herum. Ein Streif von grobem Tuche, ungefähr einen Fuß breit und eine Elle oder darüber lang, bildet den gebräuchlichsten Latz, der zwischen die Beine gezogen wird, worauf man die Enden unter dem Gürtel um den Leib bindet und die Leggins daran befestigt. Da der Latz zuweilen gegen zwei Ellen lang ist, so läßt man manchmal vorn und hinten einen eine halbe Elle oder darüber langen Vorstoß herab hängen.

Die Indianer haben keine Kopfbedeckung, sondern setzen den nackten Kopf dem heftigsten Regen und der heißesten Sonne dieser kahlen Ebenen aus. Ihr grobes, schwarzes Haar scheint jedoch durch diese Entblößung „befruchtet" zu werden, denn selten ergraut es eher als im höchsten Alter, und ich erinnere mich nicht, je einen kahlköpfigen Indianer gesehen zu haben. Auch ihr Gesicht bleibt außerordentlich scharf, ungeachtet der Schutz

der Augenbrauen und Wimpern fehlt, die ausgerupft werden und trotz dem beständigen Gebrauche anscheinend schädlicher Farben, womit sie den Rand der Augenlider bemalen. Obwohl sie den Kopf gewöhnlich nicht bedecken, so tragen sie doch zuweilen als zeitweiligen Schmuck eine phantastische Mütze von Fellen, und es ist nicht ungewöhnlich, einen Tapferen zu sehen, der die ganze zottige Stirnhaut eines Büffels mit Hörnern und allem Zubehör auf seinen Kopf gesetzt hat, was sammt seinem bemalten Gesichte ihm ein teuflisch grimmiges Aussehen verleiht.

Die Indianer der Ebenen tragen fast ohne Ausnahme langes Haar, das in klumpigen Flechten, die mit Gummi, Fett und Farben beschmiert und mit Federn und anderm Flitterkram geziert sind, um die Schultern hängt. Aber die meisten der näher an unserer Gränze wohnenden Stämme schmücken ihr Haar auf eigenthümliche Weise.

Gemahlner Zinober scheint ein unentbehrliches Erforderniß zum Putze des Indianers zu sein, in Ermangelung desselben aber bemalen sie sich mit Farben-Erden. Gehen sie in den Krieg, so beschmieren sie den Leib mit etwas Schwarzem, mit Schlamm, Holzkohle oder Schießpulver, was ihnen ein furchtbares Ansehen gibt. Die Bemalung zum Putze ist jedoch viel heiterer und bunter. Das Gesicht und zuweilen auch Arme und Brust sind seltsam gestreift und gewürfelt, mit Schattirungen von gelbem und weißen Thon vermischt, manchmal auch wohl mit schwarzer Farbe, obgleich die letztere hauptsächlich für den Krieg bestimmt ist. Besondere Sorgfalt wird darauf verwendet, die Augenlider so grell als möglich roth zu färben.

Außer der Bemalung ist bei den meisten Stämmen auch das Tätowiren üblich — bei einigen nur spärlich, während andere Gesicht, Brust und besonders Arme völlig buntscheckig machen. Diese Sitte scheint mehr oder weniger unter allen Wilden vom atlantischen bis zum stillen Meere zu herrschen. Es werden mit

einem scharfen, spitzigen Werkzeuge, oft mit den feinen Stacheln des Cactus, Figuren in die Haut geritzt und gepulverte Holzkohle, Schießpulver oder zuweilen der färbende Saft einer Pflanze in die frischen Stiche eingerieben, was ein dauerndes Maal hervorbringt.

Die gewöhnlichste Frauentracht ist die bei den Comanche-Squaws übliche, welche ich bereits beschrieben habe. In Beziehung auf Kleidung und andern Schmuck ist jedoch der Gebrauch der gesitteten Welt bei den Indianern umgekehrt. Das „schöne Geschlecht" bemalt sich weniger als der Mann, braucht im Allgemeinen weniger Schmuck und trägt besonders keine Ohrgehänge. Während eine wilde Schöne ihrer Person nur wenig Aufmerksamkeit widmet, verwendet ein „Tapferer" eben so viel Zeit wie eine schöne Französin auf seinen Anzug, seine Bemalung, auf die Anordnung seiner Zierathen, seines Flitterkrams, seiner Glasperlen und andern Tands. Ein Spiegel ist sein Abgott: kein Krieger ist vollständig ausgerüstet ohne diesen unentbehrlichen Toilettengefährten, den er häufig zu Rathe zieht. Er nimmt ihn gewöhnlich aus seinem ursprünglichen Gehäuse und faßt ihn in einen großen, seltsam geschnitzten Rahmen, den er stets bei sich trägt. Auch ist er selten ohne sein Zängelchen, entweder von Blech oder gehärtetem Holz oder schneckenförmig gewundenem Draht, womit er nicht nur seinen Bart, seine Wimpern und Braunen sorgfältig auszieht, sondern auch jedes Härchen auf dem Leibe, sobald es zum Vorschein kommt, da man der Meinung ist, daß jede Behaarung dieser Art für einen Krieger höchst ungeziemend sei. Daher kommt es, daß man die Indianer häufig als von Natur völlig bartlos beschrieben hat.

Alle Indianer sind leidenschaftliche Liebhaber von Glaskügelchen, Putzsachen und Tand aller Art. Die Männer schlitzen oft den Rand ihrer Ohren furchtbar auf, um ihre Gehänge von Glasperlen, Muscheln u. s. w. anzubringen, und zuweilen werden

den abgetrennten Rand sogar Bleistreifen gewickelt, durch deren Gewicht der abgesonderte Theil des Ohres oft einige Zoll weit herab gezogen wird. Es ist nichts Ungewöhnliches Glaskügelchen und „Kleinode“ bis zu einem Gewicht von einem halben Pfunde an jedem Ohre, und bei einigen Stämmen auch eben so schwere Zierathen an der Nase baumeln zu sehen. Auch das Haar und der Nacken werden auf ähnliche Art mit Schnüren von Glaskügelchen, Bärenklauen u. dgl. geschmückt, während die Arme reichlich mit Bändern von Draht oder Metallblättchen umwunden sind. Gewöhnlich sind es die „Tapfern,“ welche sich mit dem bunteſten Flitterkram schmücken, und ein Fremder könnte sie leicht für die Häuptlinge des Haufens halten, die dagegen oft ganz einfach gekleidet sind.

Die Squaws sind in jeder Bedeutung des Wortes die Sklavinnen der Männer. Sie müssen jede beschwerliche Arbeit verrichten, Holz tragen und Feuer anmachen, das Wild abhäuten und herrichten, und die Speisen bereiten, die Pferde ihrer Gebieter hüten, herbei treiben, satteln und absatteln, die Hütten aufschlagen und abtragen, das Gepäck aufladen und sogar auf der Wanderung oft schwere Lasten tragen, kurz, fast Alles thun außer Fechten und Jagen, was der Indianer rühmend für seinen absonderlichen, ja einzigen Beruf erklärt.

Die wenige Manufakturarbeit, welche unter den Indianern vorkommt, wird auch von den Weibern verrichtet. Sie verfertigen die verschiedenen Kleidungsstücke. Die größte Geschicklichkeit zeigen sie besonders bei den nördlichen Stämmen im Sticken der Moccasins und ihrer ledernen Unterröcke u. s. w. Das bedeutendste Erzeugniß ihres Gewerbfleißes sind aber die Büffeldecken, die sie nicht blos für ihren eigenen Bedarf verfertigen, sondern auch in großer Menge an die Händler absetzen, welche mit den Indianern Verkehr treiben. Diese Decken werden ausschließlich von den Weibern zubereitet.

Bei der Zurichtung einer Büffelhaut werden zuerst von der innern Oberfläche alle fleischigen Theile rein abgeschabt. Dies geschieht meistens mit einem hölzernen Werkzeuge, das einigermaßen die Form eines kleinen Hobels hat, mit einer gezähnten Schneide. Zu diesem Zwecke wird die Haut zuweilen in einem Rahmen, an einem Baumzweig oder an einer Gabel vor der Hütte aufgehängt, gewöhnlicher aber spannt man sie mit Pflöcken auf dem glatten Boden aus, mit der Fleischseite aufwärts. Ist sie trocken, so wird die schwammige Oberfläche der Haut mit einem andern hobelförmigen Knochen oder einem flachen Eisen, das schräg an einer hölzernen Handhabe steckt und wie ein Gerberwerkzeug geschärft ist, sauber gereinigt. Die Oberfläche wird dann mit Gehirn beschmiert, was die Canadier mettre à la cervelle heißen, und mit der Fleischseite nach Innen aufgerollt, in welchem Zustande man sie zwei bis drei Tage lang liegen läßt. Gewöhnlich nimmt man dazu das Gehirn des nämlichen Thieres, indem das eines Büffels zur Bereitung seiner Haut mehr als zureichend ist. Sind die Poren der Haut vom Hirn völlig durchdrungen, so wird sie abermals genäßt und durch beständiges Drücken und Reiben erweicht, bis sie trocknet. Um diese letzte Verrichtung zu erleichtern, wird sie manchmal in einen Rahmen gespannt und vor einem Feuer aufgehängt, während man die innere Seite mit dem oben erwähnten gezähnten Hobel schabt und endlich mit Bimsstein emsig abreibt, wenn man dieses Mineral haben kann; sonst wird die Haut strichweise über einem schlaffen Seile rasch hin und her gezogen.

Man sieht oft Büffeldecken mit einem Saume in der Mitte. Dieser entsteht dadurch, wenn sie in zwei Theile zerschnitten worden sind, theils, um sie bequemer zurichten zu können, theils, um die Höhlung wegzuschaffen, welche besonders bei Stieren der Höcker verursacht. Da der Höcker der Kuh kleiner ist, so läßt

sich ihre Haut gewöhnlich zurichten, ohne zerschnitten zu werden. Die Haut wird indessen häufig beim Abhäuten des Thieres zerschnitten, indem die Indianer damit lieber auf dem Rücken anfangen.

Die Büffelhaut wird oft ohne die Wolle zugerichtet. Zu diesem Zwecke wird sie in Wasser eingeweicht, bis sich das Haar ablöst, worauf man sie auf die oben erwähnte Weise gerbt, mit Hirn beschmiert und erweicht. Aus diesen gegerbten Büffelhäuten, die bei den Mexikanern unter dem Namen anta blanca bekannt sind, werden viele Kleidungsstücke der Indianer beiderlei Geschlechts gemacht, selbst die Unterröcke der Weiber, obgleich diese Buckskin vorziehen, wenn sie sich denselben verschaffen können.

Die Hauptnahrung der Indianer ist Fleisch, wiewohl sie sich in Ermangelung desselben oft wochenlang von Wurzeln, Kräutern und Früchten nähren. Die Büffel sind die gewöhnlichen Heerden dieser Wilden, welche ihnen „Nahrung, Kleidung und Obdach" liefern. Wie es scheint, gab es in diesen Gegenden früher einige menschenfressende Stämme.*) Jetzt aber ist, wie ich glaube, keine Spur von Kannibalismus mehr vorhanden, außer man schriebe etwa ein solches unmenschliches Gelüste einigen der wildern Krieger zu, die, wie ich gehört habe, im Taumel des Siegesjubels zuweilen die Herzen ihrer tapfersten Opfer verzehrt haben, sowohl um ihren Blutdurst zu befriedigen, als um, wie sie meinen, sich die Tapferkeit ihres erschlagenen Feindes anzueignen.

Die Indianer bedienen sich jedoch fast aller Thiere in ihrem Lande zur Nahrung, und essen oft Insekten und selbst das ekel-

*) Ein kleiner Stamm an der Gränze von Texas, Tonkewas genannt, genoß noch in diesem Jahrhundert Menschenfleisch, und vielleicht noch in den letzten Jahren, obgleich ich nichts davon gehört habe.

haftesteste Gewürm. Einige Stämme sammeln Grashüpfer, Heuschrecken u. dlg. und trocknen sie zu künftigem Gebrauche. Beinahe alle nördlichen Stämme halten das Hundefleisch*) für den größten Leckerbissen, und zwar in solchem Grade, daß, wenn sie einen werthen Gast zum Essen erwarten, gewiß die leckersten Stücke eines der vielen fetten Kläffer aufgetischt werden, die zu jeder Hütte gehören. Auf diese Weise sind Reisende oft genöthigt worden, ein indianisches Hundsgericht zu essen, was, abgesehen vom Vorurtheil, eine keineswegs unschmackhafte Speise ist; allein das Fleisch des Wolfes und selbst des amerikanischen Hundes soll, wie man allgemein sagt, widerlich schmecken und manchmal völlig ungenießbar sein. Der Iltis ist ebenfalls eine Lieblingsnahrung der Indianer, und obgleich der gefeierte Irving in seiner „Reise auf den Prairien" sich damit zu rühmen scheint, daß er einen zugerichteten Iltiß „in den Fluß geworfen" und einen Osage dadurch abgehalten habe, sein Feuer durch das Kochen desselben zu „entehren," so erklären doch alle Reisende, die das Fleisch dieses Thieres gekostet haben, daß es zart und ungemein schmackhaft sei. „Das Fleisch des Stinkthieres," sagt Dr. James in seinem Berichte über Major Long's Reise, „welches uns zuweilen zum Essen vorgesetzt wurde, fanden wir sehr nahrhaft und lecker."

Diese wilden Stämme haben kein anderes Küchengeräth als etwa einen Kessel. Zuweilen kochen sie ihr Fleisch, oft aber essen sie es roh. Ein Wilder thut sich am warmen Fleisch des Büffels gütlich, indem er sich Bissen vom Schwanzstück, der Leber u. s. w. auswählt, und es ist nichts seltenes, ihn die Galle

*) Hunde scheinen von jeher in verschiedenen Gegenden eine Lieblingsspeise der Ureinwohner gewesen zu sein. Pater Marquette erzählt in seiner Reise auf dem Mississippi im Jahre 1673 von einem Indianerschmause: „Das dritte Gericht war ein großer Hund, den sie absichtlich getödtet hatten u. s. w."

als Brühe brauchen zu sehen! Schmausen ist einer ihrer Lieblingsgenüsse, obgleich ihre Fähigkeit, Hunger zu ertragen, fast allen Glauben übersteigt. Sie können eine Woche lang fasten, ohne an Kräften zu verlieren: kommen sie aber wieder zum Essen, so scheinen sie unersättlich zu sein.

Die Indianer der Prairien sind mit den Heilkräften vieler ihrer einheimischen Pflanzen bekannt geworden, welche sie oft in Verbindung mit Schwitzbädern und kalten Bädern gebrauchen, weshalb wir sie als die ursprünglichen Thomsonianer betrachten können. Nach einem reichlichen Schweiße, der durch Abkochungen schweißtreibender Kräuter befördert wird, während sie in einer dicht verschlossenen Hütte liegen, die der Dampf des auf erhitzte Steine gegossenen Wassers anfüllt, springen sie noch triefend in eine Lache kalten Wassers und wickeln sich dann in eine Büffeldecke. Dieses Verfahren ist in einigen Krankheiten von Erfolg gewesen, und es sind dadurch außerordentliche Heilungen bewirkt worden; in andern Fällen aber, besonders bei Blattern, hat es die fürchterlichsten Folgen gehabt. In Krankheiten lassen sie oft Blut, was am häufigsten mit der scharfen Ecke eines Feuersteins geschieht, und obgleich sie zuweilen eine Ader öffnen, machen sie doch gewöhnlich ihre Einschnitte da oder dort. Sie setzen großes Vertrauen auf ihre „Arznei-Männer," welche die Kranken durch Beschwörung und Zauberei zu heilen vorgeben, und die Comanches, so wie viele andere Stämme lassen oft über dem Kranken einen ermüdenden, eintönigen Gesang ertönen, um den bösen Geist zu verscheuchen, der ihn nach ihrer Meinung plagt; und dies Alles beschleunigt durch seine Wirkung auf die Einbildung unstreitig in vielen Fällen die Heilung.

Die Indianer halten keine andern Hausthiere als Pferde, Maulthiere und Hunde. Mit den letztern ist jede Hütte reichlich versehen; sie sind jedoch, wie bereits angedeutet worden ist, ein nützlicheres Zubehör als die lästigen Rudel, die in den Verei-

nigten Staaten die einzelnen Gehöfte und selbst die Dörfer so häufig beunruhigen. Der Hauptreichthum der Indianer besteht aber in den Pferden. Diese sind die Lockung welche sie zu ihren meisten Raubzügen bewegt. Insbesondere die nördlichen Stämme wie auch die weißen Trappers füttern ihre Pferde im Winter oft mit der zarten Rinde des süßen Baumwollenbaumes (populus angulata) im Mississippithale.

Die westlichen Wilden wissen nichts vom Werthe des Geldes. Allerdings vertreten die Wampum-Kügelchen bei einigen Stämmen die Stelle eines Umlaufsmittels, denn da sie allgemein geschätzt werden, so erhalten sie einen Werth im Verhältniß ihrer Größe und gehen im Tausche für Bedürfnisse zuweilen von Hand zu Hand. Der eigentliche Wampum besteht nur aus Muscheln und wurde von den Ureinwohnern verfertigt. Er war aus langen Röhrchen zusammengesetzt, die eine einförmige Oberfläche hatten oder zuweilen blos walzenförmig und schön geglättet waren; jetzt aber scheinen Nachahmungen von Glas oder Porzellan die gebräuchlichsten zu sein. Die Farbe ist meistens weiß, zuweilen auch blau oder gestreift.

Diese Indianer sind mit der Eintheilung der Zeit unbekannt, außer so weit sie sich handgreiflich unterscheiden läßt, nämlich wie nach Tagen, Monaten und Jahren, welche letztere sie nach eben so vielen Frühlingen oder Herbsten oder auch Wintern, d. h. Frösten oder Schneefällen berechnen. Entfernungen werden nach Tagereisen gemessen, die aber öfter mit dem Ausdruck „Lager" oder „Schlafzeiten" bezeichnet werden. Ist von einer Tagereise im Allgemeinen die Rede, so meint man die regelmäßige Tagewanderung eines Haufens, die selten mehr als zwanzig Meilen beträgt.

Einunddreißigstes Kapitel.

Prairie-Indianer.

Mittlere Stämme. — Ihre Wigwams und Jagdzüge. — Tracht und Haarschnitt. — Die Pawnees. — Die Osages. — Ihre Spitzbüberei. — Eheliche Gebräuche. — Vollkommene Leidträger. — Ihr Aberglauben. — Gestalt der Indianer. — „Die „gemalten Pawnees." — Wilde Stämme. — Zählung. — Die Comanches. — Ihr Streifgebiet. — Ihre Nüchternheit. — Ihre Häuptlinge u. s. w. — Weibliche Keuschheit. — Ehen. — Gebräuche. — Reitkunst. — Kriegführung der Comanches. — Raubzüge. — Kriegerische Feierlichkeiten. — Behandlung der Gefangenen. — Begräbniß-Gebräuche und religiöse Ansichten.

Die Stämme, deren Wohnsitze an das Gebiet der Gränz-Indianer stoßen, unterscheiden sich von jenen, welche die Prairien durchstreifen, in verschiedenen allgemeinen Charakterzügen. Sie haben ihre bestimmten Dörfer, treiben meistens Jagd und Ackerbau zugleich, und bilden in der That eine Art Mittelvolk zwischen den Gränz-Indianern und den wilden Stämmen, indem sie in allen wesentlichen Eigenschaften theils diesen, theils jenen gleichen. Ich will hier bloß einige Eigenthümlichkeiten erwähnen, wodurch sich die Ansehnlichsten dieser Stämme unterscheiden.

Die Wigwams ihrer Dörfer weichen von den Hütten der wilden Stämme darin ab, daß sie viel fester gebaut und gewöhnlich mit Gras und Erde, statt mit Häuten bedeckt sind. Die In-

dianer bleiben während der rauhen Winterzeit gemeiniglich in ihren Dörfern; die meisten bringen aber die erste Frühlingszeit in den Prairien mit Büffeljagd zu, und verwenden darauf auch jenen Theil des Sommers und Herbstes, während dessen sie nicht mit dem Anbau und der Ernte ihrer Feldfrüchte beschäftigt sind, welche sie bis zu ihrer Rückkehr in Caches aufbewahren.

In der Tracht unterscheiden sie sich nur wenig von den wildern Stämmen, außer daß sie, weil sie mehr Verkehr mit den Weißen haben, eine größere Menge unserer Fabrikate brauchen — Decken, grobe Tücher, Zitze und dergleichen. Ihre auffallendste Eigenthümlichkeit besteht im Schnitte ihres Haares. Statt es wie die Indianer in den Ebenen lang zu tragen, stutzen und ordnen es die Meisten auf die seltsamste Weise. In der Sorgfalt, welche sie auf diesen Theil ihres Anzuges verwenden, kann sie selbst der zierlichste Stutzer der gesitteten Welt nicht übertreffen. Sie scheeren einen großen Theil des Kopfes, lassen aber auf dem Wirbel eine phantastische Locke als „Schädelhautbüschel" (ein unerläßliches Siegeszeichen für den Feind) stehen, die gewöhnlich mit bunt gemalten Federn und allerlei Flitterkram prächtig geschmückt ist.

Die Pawnees, die jetzt ihr Hauptdorf am Loup Fork des Platteflusses haben, sind vielleicht der berühmteste dieser Stämme. Kleine Rotten ihrer Krieger durchstreifen zu Fuß alle Gegenden der Prairien oft bis zur mexikanischen Gränze. Es gelingt ihnen jedoch in der Regel, gut beritten zurückzukehren. Auf diesen Zügen können sie recht gut als die Ismaeliten der Prairien betrachtet werden — sie sind gegen Jedermann und Jedermann ist gegen sie. Mehrere Tage lang können sie unbemerkt in der Nähe einer Beute von Maulthieren oder Pferden lauern, bis sich eine günstige Gelegenheit zeigt, über sie herzufallen.

Dieser Stamm zerfällt in vier Abtheilungen: die großen Pawnees (oder Grand Tans, wie die Canadier sie nennen), die

Republics, die Mahas oder Loups, und die Tapage oder lärmenden Pawnees. Ihre Verwandten, die Rickaras, werden jetzt als besonderer Stamm betrachtet.

Die Osagen sind gegenwärtig nach den Sioux der bedeutendste westliche Zweig des Dahcotah-Stammes. Sie zerfallen in zwei Rotten, die großen und kleinen Osagen. Obgleich die Pawnees als Prairie-Räuber die hervorragendste Rolle spielen, so sind doch die Osagen in gewöhnlichen Spitzbübereien unübertroffen. Geschicklichkeit im Stehlen scheint in der That einen Theil ihres Glaubens und den wichtigsten Zweig der Erziehung zu bilden, worin ganz nach akademischer Weise Grade ertheilt werden; denn man hat mir versichert, daß sie in ihren Rathsversammlungen die Ansprüche der Bewerber um die Ehren der Spitzbüberei gewissenhaft prüfen und dem geübtesten ein Ehrenzeichen zuerkennen, nämlich das Recht, eine bunte Feder quer durch den Schädelhaut-Büschel gesteckt zu haben.

In den Gebräuchen der Osagen scheinen keine wesentlichen Veränderungen stattgefunden zu haben, ungeachtet der Bemühungen der Regierung und der Missionäre, sie zum Christenthum zu bekehren. Einige ihrer Heirathsgebräuche sind sehr sonderbar und wirklich eigenthümlich. Die erste Tochter scheint nicht nur muthmaßliche Erbin zu sein, sondern sie wird, so bald sie verheirathet ist, unbeschränkte Eigenthümerin des ganzen Besitzthums und Haushalts ihrer Eltern und Herrin über Familie und Alles. Im ledigen Stande hat sie jedoch keine Macht und gilt selber für eine verkäufliche Waare, die so ziemlich wie im gesitteten Leben nach ihren „Reizen" und dem Werthe ihres „Erbes" geschätzt wird. Sie wird daher von ihren Eltern unter der strengsten Aufsicht gehalten, damit sie ihren Werth nicht durch unziemliche Aufführung vermindere.

Hat ein stutzerhafter Krieger ein Auge auf die Erbin geworfen und wünscht er sie und ihr Eigenthum, an Schwestern,

Hunden, Decken und Hausgeräthschaften zu besitzen, so nimmt er seine besten Pferde (und ist sie eine „Schöne," so kann er sich den Versuch ersparen, wenn er nicht einige der auserwähltesten hat), bindet sie an die Thüre der Hütte und entfernt sich, ohne ein Wort zu sagen, indem er es, träge wie er ist, ihnen überläßt, schweigend seine Absicht zu befördern. Ist der Freier verschwunden, so besichtigt die Hausfrau und ihr Gebieter die Kostbarkeiten; die „züchtige Jungfrau" wagt aber kaum durch eine Spalte des Wigwams zu gucken. Findet man das Anerbieten nicht werthvoll genug, so werden die Pferde dem Eigenthümer eben so schweigsam zurückgeschickt, wie sie gebracht wurden, oder vielleicht mit einer Entschuldigung, wenn er ein Krieger ist, den man zu beleidigen fürchtet. Wird es jedoch angenommen, so nimmt der Vater einige seiner eigenen Pferde und bindet sie an die Thüre der Bewerbers, zum Zeichen der Einwilligung. Haben die Parteien keine Pferde, so vertreten andere werthvolle Gegenstände die Stelle derselben. Hierauf wird die Hochzeit mit einem fröhlichen Feste und den althergebrachten Feierlichkeiten begangen.

Nun aber wird der Schwiegersohn für seine großen „Auslagen" beim Ankaufe der Braut vollständig entschädigt; denn er wird auf einmal Besitzer des ganzen Reichthums seines Schwiegervaters, Herr der Familienwohnung und des ganzen Haushaltes: ist noch ein Dutzend jüngerer Töchter vorhanden, so sind sie alle von Rechtswegen sein — seine Weiber oder Sklavinnen, für was man sie eben halten will: ja die „Erbin" selber scheint kein besseres Loos zu haben, und diejenige der Frauen, der es gelingt, die Neigung des Ehemanns zu gewinnen, wird gewöhnlich Herrin des „Harem." Aus dem Ueberschusse dieser „Schönen" wählen die ärmeren Krieger und geringern Indianer, die keine

Erbin zu erkaufen vermögen, ihre Frauen um wohlfeiler Preis. *)

Die Osages begraben ihre Todten nach dem gewöhnlichen Gebrauche der Indianer, und obgleich es unter den wilden Völkern stets üblich gewesen zu sein scheint, nach dem Tode eines Verwandten auf lange Zeit einen Chor scheußlichen Geschreies und Geheules zu unterhalten, so verstehen doch die Osages dieses Wehklagen bei Weitem am besten unter allen. Als ich einst in der Nähe eines ihrer Haufen gelagert war, wurde ich bei Tagesanbruch durch ein höchst klägliches, herzzerreißendes Geheul und Gejammer geweckt. Der scheinbar tief bekümmerte Leidtrager schrie so anhaltend, bis ihm ganz der Athem ausging. Einige Augenblicke lang schien er in den letzten Zügen zu liegen, dann erholte er sich wieder unter erstickendem gurrendem Athem; dies setzte er mehrere Minuten lang fort, indem er alle Arten scheuß-

*) Der Gebrauch, alle Schwestern einer Familie zu nehmen, soll auch unter den Kansas, Omahas und andern verwandten Stämmen vorkommen: ja er scheint seit den frühesten Zeiten unter dem ganzen Dahcotah-Stamm, wie auch unter vielen Algonquins und den meisten andern Stämmen an den großen Seen geherrscht zu haben. La Salle erzählt in seinem Ausfluge von diesen Seen nach dem Miſſiſſippi im Jahre 1763 von den Wilden der genannten Gegend: „Sie heirathen mehrere Weiber und gewöhnlich alle Schwestern, wenn sie können, weil sie glauben, daß sich diese in der Familie besser vertragen." Hennepin, Charlevoix und Andere sprechen von dem nämlichen Gebrauche. Auch Murray erwähnt eine ähnliche Gewohnheit unter den Pawnees. Forbes sagt das Nämliche von den Indianern in Californien. Ich weiß jedoch nicht, ob der Gatte in diesen Fällen nur ein Thatsächliches, oder wie bei den Osages, ein gesetzliches Recht auf alle jüngern Schwestern hatte.

licher und furchtbarer Töne ausstieß. Ich sah mich um und erblickte den Klagenden, der das Gesicht dem schwachen Schimmer zukehrte, welcher von der noch immer verdunkelten Sonne kam. Dieses Gestirn war vielleicht sein Abgott, oder er nahm deswegen diese Stellung ein, weil sein verstorbener Verwandter in der gleichen Richtung lag. Ein vollzähliges Chor dieser Klagenden, den immer das Geheul und Gekläffe ihrer tausend Hunde begleitet, macht ein Lager in der Wildniß wahrhaft entsetzlich.

Es wird unter diesen so wie unter andern „heulenden" Stämmen als ein wahres Verdienst betrachtet, ein zierlicher Wehklager zu sein, und es wird sogar ein einträglicher Beruf für diejenigen, deren Augen und Lungen zu solchen Dingen am meisten geeignet sind. Sagt man einem Osage, man habe einen Verwandten oder Freund verloren, und wünsche, daß er ihn betrauern möge, so wird er den Dienst für eine geringe Belohnung verrichten und sich dessen mit größerer Geschicklichkeit und Naturwahrheit entledigen, als der beste tragische Schauspieler. Er wird jedes äußere Zeichen des Kummers und der innigsten Trauer nachahmen, bis die Thränen in Strömen über seine Wangen fließen.

Die Osages scheinen im Allgemeinen einen guten und bösen Geist zu verehren und an das gewöhnliche Paradies der Indianer zu glauben. Kein Volk hat einen so unbedingten Glauben an Zauberei und hängt so sehr an abergläubischen Gaukeleien aller Art, wie z. B. Verkehr mit verstorbenen Freunden und Verwandten, Bestimmung der Todeszeit u. s. w.; und man erzählt Beispiele, daß sie sich eingebildet haben, auf diese Weise in die Welt der Geister abgerufen worden zu sein, was einen so mächtigen Eindruck auf ihr Gemüth machte, daß sie dahinwelkten und gerade an dem bestimmten Tage starben. Ohne Zweifel ist zum Theil das mühevolle Leben, welches die Weiber bei allen Stämmen führen, daran Schuld, daß sie meistens weit

mehr als die Männer zur Dickleibigkeit sich hinneigen. Sie sind gewöhnlich dickköpfig und ungestaltet, während die Männer in der Regel schlank und hochgewachsen, gut gebaut und gelenkig sind. Die Osages sind jedoch ihrer geraden Haltung wegen sprüchwörtlich berühmter als alle anderen Prairie-Indianer.

Die Wacoes, Witchitas und die ihnen verwandten Stämme am Red River sind meistens ein sehr dürftiges Geschlecht. Sie zeichnen sich besonders durch ihre reichliche Tätowirung aus, weshalb man sie zuweilen auch Pawnee Picts, bemalte Pawnees, nennt: zumal die Weiber machen aus Unterkinn, Brust und Armen wahre Zitzmuster, und die Brüste sind wunderlich mit Ringen und Streifen verziert. Die Tätowirung scheint wirklich der Hauptschmuck der Weiber dieses Stammes zu sein; denn ihre einzige Bekleidung besteht aus ungefähr anderthalb Ellen groben Tuches oder einem kleinen gegerbten Felle, das vom Gürtel herabhängt und eine Art ursprünglichen Unterrock bildet. Der obere Theil des Leibes bleibt unbedeckt, ausgenommen, daß sie eine Decke oder ein kleines Fell lose über die Schultern werfen. Die Männer haben oft kein anderes Gewand als den Schurz und zuweilen einen Büffelkittel oder eine Decke.

Da die übrigen Stämme dieser mittlern Klasse wenige oder keine unterscheidende Merkmale haben, so wollen wir nun zu den wilden Stämmen übergehen, die in den großen westlichen Prairien heimisch sind.*) Diese bauen weder den Boden noch

*) Der Bericht des Kommissärs für die indianischen Angelegenheiten vom Jahre 1842 enthält über die Volkszahl der mittleren Stämme folgende Angaben: die Pawnees 12,500 Seelen (obgleich einige erfahrne Händler sie bloß auf etwa 5000 schätzen), die Rickaras 1200, die Chippewas, Potawatomies und Ottowas 2,298, die Sacs und Foxes 2,348, die Winnebagos 2,183, die Jowes 470, die Poncas

leben sie in bestimmten Dörfern, sondern sie schweifen umher, um zu rauben und zu jagen, und unterziehen sich nicht einmal jener Rast, jenen festen Gewohnheiten, welche einem Fortschritt in der Gesittung immer vorausgehen müssen. Da jedoch die Comanches der einzige Stamm unter diesen „Beduinen" der Ebenen sind, der einige anziehende Unterscheidungsmerkmale, einige hervorstehende Charakterzüge darbietet, so werden sich die folgenden Bemerkungen fast ausschließend auf sie beziehen.

Die Verwandtschaft der Comanches mit den Seakes oder Shoshonies zeigt, daß sie vom Norden herab gekommen sind; wirklich ist es erst ein halbes Jahrhundert, seit das Gebiet ihrer Streifereien sich vom Arkansas gegen Norden erstreckte; jetzt aber ist dieser Strom ihre ultima Thule. Aber auch heut zu Tage wollen sie keine Gränzen anerkennen, sondern nennen sich selber die Herrn der gesammten Prairien — alle Andern sind nur von ihrem Belieben abhängende Pächter. Sie führen ein Wander-

---

800, die Omahas 1,600, die Otoes und Missuries 930, die Kansas 1,588, die Osages 4102; dazu kommen noch gegen 500 Caddoes und Ineyes, und ungefähr 1000 Wacoes, Witchitas und Towockanoes, Towiashes und Keechyes, die sich hauptsächlich im nördlichen Texas aufhalten. Die in den Prairien heimischen wilden Stämme sind die Comanches, welche ungefähr 10,000 Köpfe zählen, die Kiawas 2,000, die Apaches 100, die Arrapahoes 2,000, die Chayennes 2,000, und außer diesen gibt es daselbst noch viele andere Stämme im Norden und Westen, die selten in die Gegenden herabkommen, auf deren Beschreibung sich dieses Buch beschränkt. Da diese Stämme ohne Zweifel im Durchschnitt wenigstens drei Fünftel Weiber enthalten, so könnte die Zahl ihrer Krieger sich höchstens auf ein Fünftel belaufen, obgleich dies die gewöhnliche Regel ist, nach der sie von Leuten, welche die Indianer kennen, geschätzt werden.

leben und ziehen in jede Gegend, wohin die Jahreszeiten oder die Gewohnheiten des Büffels, des Hauptgegenstandes ihrer Jagd, sie führen mögen. Wiewohl man sie im Sommer nicht selten nördlich bis zum Arkansas findet, so bringen sie den Winter doch gewöhnlich an den Hauptarmen des Brazo und Colorado in Texas zu.

In ihren häuslichen Gewohnheiten gleichen diese Indianer größtentheils den andern wilden Stämmen, in einigen Beziehungen aber weichen sie wesentlich ab. Einer der bemerkenswerthesten Züge, der sie von jenen unterscheidet, ist ihre Abneigung gegen Branntwein; nur wenige von ihnen lassen sich verleiten, einen Tropfen von berauschenden Getränken zu kosten, und sie bilden, wie ich glaube, in diesem Punkte eine Ausnahme von dem ganzen Stamme der „rothen Männer," die einen natürlichen Hang zu starken Getränken zu haben scheinen. Die Gränz-Indianer sowohl als die Stämme in den Prairien, die Indianer in Mexiko sowohl als die in den Gebirgen sind alle diesem Genusse sklavisch ergeben.

Die Comanches zerfallen in viele kleine Haufen, deren jeder unter seinem eigenen Häuptling steht. Wird ein solcher alt und hinfällig, so übt er bloß die „bürgerliche Gewalt" über seinen Stamm, während sein Sohn, wenn er dessen für würdig befunden wird, sonst aber ein ausgezeichneter Tapferer durch gemeinschaftliche Einwilligung die Verrichtungen eines Kriegshäuptlings übernimmt. Wie es bei allen barbarischen Stämmen der Fall ist, haben ihre Häuptlinge die ganze richterliche und vollziehende Gewalt. Klagen werden vor ihnen angebracht und das Urtheil summarisch gefällt und oft eben so summarisch vollzogen. Hält der Häuptling seine Gewalt für hinlänglich befestigt, so bestraft er seine Untergebenen für die meisten Vergehen freigebig mit Hieben. Dies wagt er jedoch selten gegen ausgezeichnete Krieger oder Tapfere, deren Einfluß und Erbitterung er vielleicht

zu fürchten Grund hat. Die Bestrafung des Mordes fällt unter diesen so wie unter den meisten Völkerschaften den Verwandten des Ermordeten zu, welchen es frei steht, die Thäter nach Belieben zu verfolgen und zu strafen, und selten schonen sie ihr Leben. Ist aber der beleidigte Theil zu einem Vergleiche geneigt, so hat er auch das Vorrecht, eine Entschädigung anzunehmen und den Mörder frei zu lassen.

Der Hausvater scheint eine unbeschränkte Gewalt über das Schicksal seines Weibes und seiner Kinder zu haben. Für Ehebruch straft er gewöhnlich mit Abschneiden der Nase oder der Ohren,*) oder beider zugleich; und er kann sein ungetreues Weib selbst ungestraft ums Leben bringen. Die Squaw, welche aus einem solchen Grunde verstümmelt wurde, ist ipso facto geschieden und darf, wie man sagt, nie mehr heirathen. Die Folge ist, daß der Stamm an ihr eine erklärte Hure bekommt. Dieser Strenge in den Gebräuchen ist es ohne Zweifel zum Theil zuzuschreiben, daß die Weiber der Comanches sich immer durch Keuschheit ausgezeichnet haben. Dies mag einigermaßen auch daher kommen, daß die Gatten, Väter und Brüder dieses Stammes ihre Weiber, Töchter und Schwestern nie zum Gegenstand jenes entehrenden Handels machen, der unter so vielen nördlichen Völkerschaften getrieben wird.

Gleich den andern wilden Stämmen dulden die Comanches die Vielweiberei, und die Häuptlinge und Tapfern nehmen zuweilen acht bis zehn Weiber auf einmal. Drei wird jedoch als die

---

*) Dieser Gebrauch war vielleicht einst sehr verbreitet. Er herrscht noch heutigen Tags unter den Creeks und war früher bei andern südlichen Stämmen üblich. „Unter den Miamis," sagt Peter Charlevoix, „hat der Gatte das Recht, seinem Weibe die Nase abzuschneiden, wenn sie ihm entläuft."

gewöhnliche Zahl für „Unterthanen“ oder gemeine Krieger, und neun für die Häuptlinge betrachtet. Die Heirathsgebräuche sind bei den einzelnen Rotten verschieden, die folgenden gelten aber für die gewöhnlichsten. Abweichend von den meisten andern Stämmen muß die Einwilligung des Mädchens erlangt werden. Ist diese gegeben, so wendet sich der Liebhaber aus anscheinendem Zartgefühl nicht an den Vater seiner Braut, sondern er eröffnet nach einer auch bei andern Stämmen herrschenden Gewohnheit seinen Wunsch einem Oheim oder einem andern bejahrten Verwandten, der über die Ehebedingungen unterhandelt. Die Betreffenden sind jedoch noch nicht völlig verlobt, sondern um die Unterwürfigkeit der Braut unter den Willen ihres vorgeschlagenen Gebieters auf die Probe zu stellen, bindet der letztere sein Reitpferd an die Thüre ihrer Hütte. Macht sie es los, so hat sie beschlossen, ihn abzuweisen; führt sie es aber zur Caballada, so ist dies ein unzweideutiges Zeichen, daß sie die Sorge für seine Pferde und sein übriges Eigenthum übernehmen will und die Ehe wird bald geschlossen. Der Oheim theilt nun die Verlobung dem Häuptlinge mit, der das Aufgebot verkünden läßt, damit kein anderer Freier dazwischen treten kann. Da bei ihnen das Pferd jedes wichtige Interesse bildlich bezeichnet, so tödtet der Bräutigam zunächst das werthloseste, welches er besitzt, nimmt das Herz heraus und hängt es an die Thüre seiner Verlobten, die es herabnimmt und bratet, worauf es in zwei Theile zerschnitten wird, die sie mit einander essen. Dies drückt dem Ehebunde das Siegel auf. Das Herz eines Büffels oder eines andern Thieres kann die Stelle vertreten, wenn der Bräutigam keinen Ueberfluß an Pferden hat. Erlauben es die Umstände des Brautpaares, so wird die Hochzeit gewöhnlich mit Schmaus und Tanz gefeiert, obgleich die Comanches

im Allgemeinen weniger tanzlustig sind als die meisten andern Indianer.

Die Kleidung der Comanches besteht aus den gewöhnlichen Leggins und Moccasins, dem Schurz und der Decke oder dem Kittel. Viele tragen überdies eine Art ledernes Wamms oder eine enge vorn geschlossene Jacke. Ihre Moccasins unterscheiden sich von jenen anderer Stämme dadurch, daß sie eine längliche Troddel von ledernen Fransen haben, die an den Fersen befestigt ist und beim Gehen auf dem Boden nachschleppt. Statt dieser Fransen besteht die Troddel manchmal aus dem Schwanze eines Iltiß oder eines andern Thieres. Der junge Krieger trägt gewöhnlich, wenn er sich's verschaffen kann, einen Mantel und Leggins von grobem Tuche. Diese beiden Artikel müssen nach der neuesten Mode halb roth und halb blau sein. Der zweifarbige Mantel, so wie die Decke oder der Büffelkittel wird nachlässig über die Schultern geworfen, und muß lang genug sein, um auf der Erde nachzuschleppen; denn sie scheinen ein instinktartiges Bewußtsein von der „königlichen Großartigkeit" eines Schleppkleides zu haben.

Obgleich alle Indianer im fernen Westen lange Haare tragen, so scheint doch der Comanche besonders stolz auf den Umfang seiner „Flechten" und die Länge seines Zopfes zu sein, der manchmal durch Büffel- oder anderes Haar verlängert wird, bis das Ende den Boden erreicht; er wird mit Gummi, Fett und Farben beschmiert und mit Glasperlen und anderem Krimskrams verziert. Wir dürfen ja nicht glauben, daß Zierbengelei und Geckenhaftigkeit ausschließend dem gesitteten Leben eigen seien. Ich habe gewiß nie ein eitleres Geschöpf gesehen, als einen Comanche-Helden im vollen Putze, bemalt und mit allen seinen Schmuckſachen behangen. Er schreitet einher, wie wenn ihm selbst der Boden zu gering wäre, den er betritt.

Die Kleidung der Comanche-Weiber ist meistens eine Art weiten Rockes oder Ueberwurfes von Leder oder auch Kattun, wenn sie dazu kommen können, der von den Schultern herabhängt und um den Leib mit einem Gürtel gebunden ist, wodurch dieses Gewand das Ansehen unserer gewöhnlichen Frauentracht erhält. Sie tragen Moccasins, an welche kurze Leggins befestigt sind, die eine Art lederne Hose bilden. Sie dürfen nicht lange Haare tragen: dieses „männliche" Vorrecht würde durch eine solche Gemeinschaft herabgewürdigt werden. Die Haare werden daher so kurz geschnitten, daß sie kaum auf die Schultern reichen.

Die Weiber der meisten wandernden Stämme kleiden sich ungefähr in der Weise, wie die der Comanches. Die Squaws der nördlichen Völkerschaften verzieren ihre ledernen Röcke gewöhnlich mit bunten Stickereien von gefärbten Stachelschweinspitzen und Glasperlen, und besetzen die Ränder mit klappernden Muscheln, Nestelstiften, Schellen u. dgl. Diejenigen, die so glücklich sind, amerikanische Trappers zu heirathen, sind gemeiniglich am buntesten gekleidet.

Die Prairie-Indianer sind im Allgemeinen ein Reitervolk, aber die Comanches haben in Reiterkünsten einen entschiedenen Vorzug, und nur die Nord-Merikaner und vielleicht die Araber kommen ihnen darin gleich. Wie die letztern sind sie in ihre Pferde vernarrt, und man könnte eben so gut versuchen, einem Comanche sein Kind als sein Lieblingspferd abzukaufen. Sie haben für ihre Thiere ein eigenes Merkmal: man kann jedes, das ihnen gehört hat, an einem Schlitz oben an beiden Ohren erkennen — ein Gebrauch, den ihr ganzer Stamm zu üben scheint.

Auf ihren Kriegszügen wissen sie sich ihre Reitergeschicklichkeit mit wunderbarem Erfolge zu Nutzen zu machen. Da sie

stets zu Pferde fechten, so verlassen sie sich hauptsächlich auf den Angriff, wobei sie ihre Pfeile und Wurfspieße*) mit ungemeiner Wirksamkeit gebrauchen. Bei solchen Gelegenheiten wirft sich der Comanche oft auf die entgegengesetzte Seite seines Pferdes, so daß er gegen die Geschosse des Feindes geschützt ist, und in dieser Stellung schießt er seine Pfeile mit außerordentlicher Geschicklichkeit unter dem Halse seines Pferdes hervor ab. Sie greifen selten bei der Nacht oder in beholzten, unebenen Gegenden an, wie die „stehlenden" Stämme; denn sie könnten dann ihre Streitrosse nicht vortheilhaft bewegen.

Ungeachtet die Comanches nicht den Namen tapferer Indianer verdienen, so betrachten die Mexikaner sie doch als ihre muthigsten Gränz-Nachbarn: kommen sie aber mit Amerikanern oder einem unserer Gränzstämme in Berührung, so zeigen sie sich meistens furchtsam und feig. Ihre Raubzüge sind daher in der Regel westwärts gerichtet. Sie machen beständige Einfälle in das ganze östliche Gränzgebiet von Mexiko; von Chihuahua bis an die Küste treiben sie unermeßliche Schaaren Pferde und Maulthiere weg und tödten die Bewohner, die ihnen begegnen, oder machen sie zu Gefangenen, besonders die Weiber und Knaben. Die letztern machen sie zu Sklaven und lassen von ihnen solche Dienste verrichten, die gewöhnlich den Squaws obliegen, besonders das Viehhüten. Vielleicht hat diese Erleichterung ihrer Arbeit durch Sklaven dazu beigetragen, die Weiber der Comanches über die Indianerinnen der meisten nördlichen Stämme zu erheben. Mit den weiblichen Gefangenen verheirathen sie sich oft, ein Schicksal, das einige in Texas geraubte Weiber betroffen hat.

*) Die Comanches bedienen sich gewöhnlich kurzgeschäfteter Wurfspieße oder Lanzen, und behaupten wie die spartanische Mutter, daß nur Feiglinge lange Waffen brauchen.

So sonderbar es scheinen mag, ihre Gefangenen fassen oft Zuneigung zu ihren Gebietern und zum wilden Leben und können nur mit Mühe bewogen werden, sie nach einer Gefangenschaft von mehreren Jahren zu verlassen. Wirklich sollen diese Gefangenen mit der Zeit oft die furchtbarsten Wilden werden. Indem sie die Schlauheit des Mexikaners mit der Barbarei des Indianers vereinigen, weisen sie zuweilen den Weg in ihr Heimatland und reizen zu schrecklichen Gewaltthaten. Die Statthalterschaft Chihuahua hat durch diese Einfälle am meisten gelitten.

Obgleich die Comanches mit den südlichen Theilen der Republik in beständigem Kriege sind, so haben sie doch mit den Neu-Mexikanern viele Jahre lang in Frieden gelebt — nicht bloß, weil ihnen die Armuth des Landes weniger Lockungen darbietet, sondern auch, weil es für sie, so wie für die Stämme im Innern Mexikos wünschenswerth ist, nach irgend einer Seite hin freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten, um einen friedlichen Verkehr und Handel treiben zu können. Rotten derselben sind daher manchmal zu Handelszwecken in die Ansiedelungen Neu-Mexikos gekommen, während zu jeder Jahreszeit zahlreiche Schaaren Neu-Mexikaner, die unter dem Namen Comancheros bekannt sind, mit Waffen, Schießbedarf, Putzsachen, Lebensmitteln und andern Bedürfnissen versehen, die Prairien durchstreifen, um Maulthiere und andere von den Indianern auf ihren Raubzügen im Süden gewonnene Beute einzutauschen.

Dieses mächtige Volk hat in Verbindung mit den kleinen südlichen Stämmen auch einen fast beständigen Krieg gegen Texas geführt, seit dieses Land seine Unabhängigkeit errungen hat. Kriegerhaufen sind oft mitten in die Ansiedelungen gedrungen, haben mörderische Gewaltthaten verübt und viele Weiber und Kinder in die Gefangenschaft abgeführt. Sie drangen

am hellen Tage in die Stadt Austin, zu jener Zeit der Sitz der Regierung, und gingen andere Male bis an die Seeküste hinab, auf welchen Zügen sie furchtbare Räubereien verübten. „Am 8. August 1840," schreibt mir ein in Linnville an der Matagorda-Bay wohnender Freund, „kamen mehrere hundert Comanches von den Bergen herunter und griffen uns ganz unvermuthet an. Das Dorf und Alles, was dazu gehört, wurde von ihnen in Brand gesteckt und völlig verwüstet."

Außer ihren beständigen Feindseligkeiten gegen Mexiko und Texas bekriegen die Comanches die meisten Indianer im Innern Mexikos, so wie auch die Stämme in den nördlicher gelegenen Prairien, besonders die Arrapahoes und Chayennes, mit welchen sie viele blutige Kämpfe haben. Aber gemeiniglich bleiben sie in freundschaftlichem Verkehr mit den kleinen Stämmen des Südens, welche sie in der That als ihre Vasallen zu betrachten scheinen.

Da diese Indianer immer zu Pferde in den Krieg ziehen, so werden vor einem Feldzuge oft mehrere Tage zu Reiterübungen und Feierlichkeiten verwendet, welche die Stelle des Kriegstanzes anderer Stämme zu vertreten scheinen, obgleich auch sie zuweilen vorbereitende Tänze halten. Es kommt nicht selten vor, daß wenn ein Feldzug bevorsteht, eine Schaar von ungefähr zwanzig Comanche-Mädchen drei Nächte hinter einander die Siege ihrer Vorfahren, den Muth ihrer Brüder und Zeitgenossen und die persönliche Tapferkeit aller jener jungen Krieger besingen, die nach ihrer Meinung an dem beabsichtigten Unternehmen Theil nehmen sollen, und Alle, welche von der singenden Schaar bezeichnet werden, hält man für Auserwählte, die ins Feld rücken müssen. Angefeuert durch die Lobsprüche und Aufmunterungen der „schönen Sängerinnen," eilen sie sogleich zu den Fahnen ihres werthen Häuplings, und die Feierlichkeit wird mit einem Kriegstanze beschlossen.

Nach der Rückkehr aus einem glücklichen Feldzuge macht der „kriegsmüde Haufen“ Halt auf einer Erhöhung in einiger Entfernung von dem Dorfe, und ein Herold wird vorausgesendet, um die Ankunft zu verkünden. Darauf eilt eine der geachtetsten und bejahrtesten Frauen hinaus, um die Krieger zu empfangen und trägt eine sehr lange Lanze, die zu diesem Zwecke aufbewahrt wird. An die Spitze derselben befestigen die siegreichen Indianer alle Schädelhäute, die sie erbeutet haben, so geordnet, daß jede sichtbar ist. Die alte Frau nähert sich dann den Wigwams, hält ihre Lanze mit den Schädelhäuten hoch in die Luft und singt eine beliebte Kriegersage. Ihr schließen sich bald andere Weiber und Mädchen an, die den Zug auf seinem Wege durch das ganze Dorf umtanzen. Ist der Sieg glänzend gewesen, so währt das Tanzen und Schmausen wohl mehrere Tage und Alles nimmt an dem allgemeinen Jubel Theil.

Bringen die Sieger Gefangene mit sich, so müssen diese die Geißelhiebe und Schmähungen der Weiber und Kinder über sich ergehen lassen. Jeder scheint sich für berechtigt zu halten, zu schlagen, zu treten, zu kneipen, zu beißen, oder welche Züchtigungen sie sonst über die unglücklichen Gefangenen verhängen wollen. Ist dies geschehen, so werden sie den Siegern als Sklaven übergeben und müssen sich im Lager zu allen Dienstleistungen und Plackereien hergeben.

Gleich nach ihrer Ankunft werden die Gefangenen, wie es scheint, selten sehr grausam behandelt, obgleich mir einige mexikanische Gefangene ein Beispiel von einer sehr barbarischen Metzelei erzählten, wovon sie während ihrer Gefangenschaft Zeuge waren. Zwei weiße Männer, die man für Texaner hielt, wurden an einen Pfahl gebunden, während mehrere Schützen, die nackten Leiber ihrer Opfer als Scheibe benützend, aus einiger Entfernung auf sie feuerten und diesen fürchterlichen Zeitvertreib so lange fortsetzten, bis einige tödtliche Kugeln den Leiden die-

ser Unglücklichen ein Ende machten! Die Gefangennehmung derselben war vermuthlich mit einigen erschwerenden Umständen begleitet gewesen, welche die Wilden veranlaßten, ihre Rache auf so grausame Weise zu sättigen.

War der Feldzug unglücklich, so trennen sich die Krieger bei ihrer Rückkehr und schleichen einer nach dem andern ins Dorf. Nun hört man mehrere Tage lang nichts als das Wehklagen und Jammern der trauernden Verwandten und Freunde. Sie zerfleischen auch ihre Arme und Beine und unterziehen sich andern Kasteiungen der grausamsten Art. Bei solchen Gelegenheiten können ihre frühern Gefangenen, besonders diejenigen, welche etwa zum Stamme ihrer siegreichen Feinde gehören, sicher sein, hart behandelt zu werden; ja, zuweilen werden sie von den wüthenden Verwandten der Gebliebenen niedergemetzelt.

Wenn ein Comanche stirbt, so findet ein ähnliches Trauergepränge statt: er wird gewöhnlich in seine besten Decken oder Kleider gehüllt und mit seinen meisten Kleinodien und andern geschätzten Dingen begraben, wozu man, wie es heißt, gemeiniglich eine Ahle und etwas Moccasinleder legt, wahrscheinlich als Vorrath für die lange Reise in das „glückliche Jagdgebiet" jenseits des Grabes. Man tödtet auch die Lieblingspferde des Verstorbenen und begräbt sie oft an seiner Seite, ohne Zweifel in gleicher Absicht.

Die religiösen Ansichten der Comanches gleichen in den meisten Punkten jenen der andern Prairie-Stämme; hie und da bemerkt man jedoch etwas Eigenthümliches. Einige sagen, der getrocknete Schädel oder die Hirnschale des Büffels sei ihr Abgott. Allerdings erweisen sie ihm große Ehrerbietung und bedienen sich desselben bei vielen ihrer geheimnißvollen Gebräuche. Auch die Pawnees verehren diese Büffelköpfe, womit die Ebenen bestreut sind, und gewöhnlich werden mehrere Meilen in der Runde diese Schädel mit der vordern Seite aufgeschichtet, weil

man glaubt, daß die Büffelheerden dadurch in ihre Nähe gelockt werden. Die Hauptgottheit der Comanches ist ohne Zweifel die Sonne. Wenn sie sich auf einen Feldzug vorbereiten, sollen sie nie ermangeln, ihre Waffen jeden Morgen bei Zeiten auf die Ostseite ihrer Hütten zu stellen, damit sie den Segen der Lichtquelle bei ihrem ersten Erscheinen erhalten. Bei den meisten Stämmen der Ureinwohner Amerikas scheint dies in der That die gewöhnliche Zeit zu sein, in welcher sie der Sonne ihre andächtige Verehrung darbringen.

Ende.

LIBRARY OF CONGRESS
0 017 055 531 4